

Im muhammedanischen Abenlande

Rudolf Zabel







Marokko.



Übersichts-Karte

zur Veranschaulichung seiner Reiseroute

in

M A R O K K O

von

Rudolf Zabel.

—.—.—.— *Reiseroute.*

(Siehe auch die am Ende des Werkes angeheftete Karte „Serhun und Tselfat“.)

Gibraltar
Algeciras
Tarifa
Strasse von Gibraltar
Ceuta
Tandja el Balia
TANGER
Tetuan
Arsila
Djebel Habib
El Araisch
El Ksar el Kebir
Mehedija
Salee
RABAT
Dj. Tselfat
Volubilis
Mulei Idris
Dj. Serhun
MEKNAS
FAS



Im muhammedanischen Abendlande.

Tagebuch einer Reise durch

Marokko

von

Rudolf Zabel.

Mit 5 Karten bezw. Kartenskizzen und 146 Abbildungen
nach eigenen topographischen und photographischen
Aufnahmen des Verfassers nebst einem Anhang von
Dr. Paul Range, enthaltend die geologische Bearbeitung
der vom Verfasser mitgebrachten Gesteinsproben.

Altenburg, S.-A.
Stephan Geibel Verlag.
1905.

Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.
Altenburg, S.-A.

Vorwort.

Habent sua fata libelli.

Bücher haben ihre Schicksale. Auch dieses Buch hätte um ein Haar das Schicksal so manches anderen geteilt, ungedruckt zu bleiben. Ob das für die Menschheit ein Vorteil oder ein Nachteil gewesen wäre, muß der freundliche Leser entscheiden. Interessant ist das Schicksal dieses Buches nur insofern, als es den Umschwung beleuchtet, den in Deutschland das allgemeine Interesse für Marokko durchgemacht hat innerhalb von zwei Jahren. Als ich im Jahre 1903, einem spontanen Entschlusse folgend, nach Marokko reiste, war das Interesse für dieses Land in Deutschland nur sehr platonischer Natur. Zumal das politische Interesse für Marokko war eben erst im Entstehen begriffen, und als ich zurückkehrte, fand sich schlechterdings kein Verleger, der bereit gewesen wäre, ein größeres Reisewerk über Marokko herauszubringen. Marokko war nicht aktuell genug, nicht Mode. Leider gibt es ja auch in der Wissenschaft und in der Politik Dinge und Länder, die Mode sind. Kein Zweifel, Marokko ist gegenwärtig bei uns in Mode gekommen, und alle diejenigen, die bereits vorher gern ein gesteigertes politisches Interesse in Deutschland für dieses wichtige Land herbeigeführt hätten, sind glücklich darüber, daß es Mode geworden ist. Die politischen Ereignisse der letzten Monate, die dieses außerordentliche Interesse für Marokko bei uns plötzlich geschaffen haben, sind ja noch in aller Erinnerung. Es ist vielleicht noch zu früh, um jetzt schon ein abschließendes Urteil aussprechen zu können über die Erfolge der neuen deutschen Politik bezüglich Marokkos. Waren gar viele, die — ohne Schwärmer zu sein — sehnsüchtig wünschten,

die deutschen Interessen in Marokko kräftiger wahrgenommen zu wissen, durch die lange Zurückhaltung der Regierung fast schon mißmutig geworden, so jubelten sie um so kräftiger dem Entschluß Seiner Majestät des Kaisers zu, durch seinen Besuch Tangers der Welt ostentativ zu zeigen, daß Deutschland keineswegs gesonnen ist, sich der Teilnahme an Marokko zu begeben, die eben noch, wie es schien, auf Grund des englisch-französischen Übereinkommens über die Köpfe der Deutschen hinweg zwischen diesen beiden Ländern radikal aufgeteilt werden sollte. Der Kaiserbesuch wurde gleichzeitig diplomatisch durch die in diesem Falle geradezu glänzende Politik des Fürsten Bülow unterstützt, und der Erfolg ist der, daß Deutschland gegenwärtig durch sein Auftreten in der marokkanischen Frage in der Tat die Führung an sich genommen hat, die ihm auch vermöge seines Handels und seiner sonstigen Interessen in Marokko innerlich längst gehört hat.

Angesichts dieser Höhepunkte der deutschen Marokko-Politik sei nur der Vollständigkeit halber nochmals kurz hingewiesen auf die Zeit, die scheinbar einen Tiefstand dieser unserer Politik bedeutete, indessen eben nur scheinbar. Ich meine die Zeit des Abschlusses jenes viel erörterten englisch-französischen Abkommens, über dessen Bedeutung die Meinungen lange Zeit hindurch sehr auseinandergingen. Als jener Vertrag zuerst bekannt wurde, und als seitens der deutschen Politik anscheinend nichts geschah, um seine für Deutschland ungünstigen Wirkungen auszugleichen, glaubte man vielfach, Deutschland begebe sich in der Tat seiner Ansprüche, über das Schicksal Marokkos mitzuraten und mitzutaten. Wie es deutsche Art ist, fand man sich auch bereits damit ab, rein theoretische Betrachtungen anzustellen darüber, welcher der beiden Staaten, England oder Frankreich, den größeren Vorteil aus dem Abkommen herleiten könne. Bei der Schnelligkeit und infolgedessen auch natürlichen Oberflächlichkeit, mit der solche Fragen vielfach in der Tagespresse behandelt werden müssen, trat häufig die Auffassung zutage, Frankreich sei es, das aus jenem Vergleich die Hauptvorteile ziehen würde. In diesem Sinne bewegten sich auch die Allüren der französischen Politik. Delcassé, der Träger dieser Politik, gebärdete sich bereits als Schutzherr Marokkos, und in Frankreich schien die Auffassung immer breiteren

Boden zu gewinnen, Marokko sei nunmehr ein Land, wo nur noch die französische Politik, das französische Kapital und der französische Unternehmungsgeist freie Hand hätten. Der Form halber sollte Handelsfreiheit auf 30 Jahre gestattet werden. Was man nach Ablauf der 30 Jahre mit Marokko tun würde, auch darüber träumten bereits französische Politiker und Journalisten. Aber der Bissen, den Frankreich erhalten hatte, ergab sich doch bald als zäher, als es ursprünglich schien. Eine große Rolle hat ja in der Geschichte der französischen Kolonien in Nordafrika stets die sogenannte „pénétration pacifique“ gespielt, die „friedliche Durchdringung“. Bereits seit dem Erwerb von Algier und Tunis operieren die Franzosen mit diesem Schlagwort herum. Aber bald zeigte sich, daß es mit dieser friedlichen Durchdringung doch nur eine recht zweifelhafte Sache sei. Es ergab sich nämlich für diese Kolonien die Notwendigkeit, zum Zwecke der friedlichen Durchdringung eine stehende Armee von fast 70000 Mann zu unterhalten, damit die 5 Millionen Eingeborenen sich die friedliche Durchdringung auch friedlich gefallen ließen. Frankreich hat bis zum heutigen Tage seine stehende Armee in seinen nordafrikanischen Kolonien noch um keinen Mann verringern können. Wenn man Kolonien nach dem Grundsatze betrachtet, daß sie ein Geschäft sein sollen, so sind die französischen Kolonien in Nordafrika für Frankreich bis zum heutigen Tage jedenfalls ein sehr schlechtes Geschäft gewesen, das andauernd Zuschüsse erfordert hat. Nun besitzt Marokko eine Bevölkerung, die an Zahl mindestens doppelt so groß ist wie die von Algier und Tunis, und es kommt hinzu, daß die Bevölkerung Marokkos noch wesentlich unabhängiger und kriegerischer ist, als die der beiden französischen Kolonien. Schätzt man doch das Land in Marokko, das selbst von der Sultansgewalt unabhängig ist, auf nahezu zwei Drittel des Ganzen, und selbst in dem sogenannten Regierungslande in Marokko, eben jenem einem Drittel, sind Aufstände stets an der Tagesordnung gewesen. Die friedliche Durchdringung Marokkos würde somit nach einem leicht anzustellenden Rechenexempel die Unterhaltung vermutlich einer noch wesentlich größeren stehenden Macht erfordern, als die doppelte Zahl der in Algier und Tunis ständig unter Waffen gehaltenen Soldateska. In den wirklich ernst zu nehmenden

Kreisen der französischen Politik brach sich auch bereits bald nach Abschluß des französisch-englischen Abkommens die Auffassung Bahn, daß man in der Folge sehr bald vor die Frage gestellt werden würde, entweder die errungene Vorherrschaft in Marokko ungenutzt zu lassen, oder aber sich in koloniale Verwickelungen einzulassen, die eventuell die ganze Kraft Frankreichs erfordert hätten, wenn dieses tatsächlich einen durchschlagenden Erfolg hätte erzielen wollen, und die natürlich alles andere gewesen wären, als etwa „pénétration pacifique“!

Es kommt noch ein weiterer Gesichtspunkt hinzu. Auch politische Übereinkommen sind schließlich nichts anderes, als der Abschluß eines Handels, bei dem der Grundsatz gilt: do ut des! Was hatte nun eigentlich England an Frankreich in Marokko zu vergeben? Besaß England in Marokko wirklich Werte, die als Tauschobjekt in andere Hand übergehen und von dieser verwertet werden konnten? Die Beziehungen Englands zu Marokko sind ziemlich alt. Bereits in früheren Jahrhunderten gehörte das Tangergebiet einmal England. Das damals aber noch nicht weltpolitisch veranlagte Albion gab das Land, das als Heiratsgut an die englische Krone gekommen war, wieder preis, weil es ihm wertlos erschien. Im vergangenen Jahrhundert lenkte sich das englische Interesse wiederum auf Marokko. Eine englische Handelsniederlassung siedelte sich am Kap Juby an. Es ist zweifelhaft, ob damals das Kap Juby politisch tatsächlich zu Marokko gehört hat. Auch diese Besitzung wurde schließlich wieder aufgegeben, das heißt sie wurde verkauft an den damaligen Sultan Mulei Hassan. Dieser zog aus dem Ankauf noch einen besonderen Nutzen insofern, als er dadurch konstatierte, daß Marokko nunmehr tatsächlich erst am Kap Juby seine Südgrenze fand. Außerdem benutzte er diese Erwerbung noch dazu, um unter dem Vorwande, den Waffenschmuggel zu verhindern, die ganze Südküste Marokkos vom Kap Juby bis Mogador hinauf mit dem ganzen reichen Hinterlande, namentlich dem Ssuß, für den Fremdhandel zu schließen und dadurch den damals bereits drohenden Gelüsten fremder Mächte auf dieses Gebiet von vornherein einen Riegel vorzuschieben. England hat also keinerlei Landbesitz in Marokko. Es ist auch nicht Gläubiger des Sultans,

so daß es infolgedessen etwa gewisse Sicherheiten in Händen hätte. Der englische Handel, der mit Marokko getrieben wird, ist verhältnismäßig gering. Wenn auch in den übrigens recht zweifelhaften marokkanischen Zollberichten der englische Handel immerhin mit einer ziemlich fetten Zahl figuriert, so ist damit doch noch lange nicht gesagt, daß die mit englischen Schiffen eingeführten und infolgedessen als englische Waren verzeichneten Güter auch meist aus England selbst kommen. Vor allen Dingen dürfte ein großer Teil des deutschen Imports dabei sein, der gerade vielfach durch englische Kommissionäre und mit englischen Schiffen verfrachtet wird. Außerdem ist ja schließlich der Handel, den ein Land mit dem anderen treibt, kein Gut, das ohne weiteres als Tauschware bei politischen Verträgen benutzt werden kann. Richtig ist allerdings, daß England am Hofe des Sultans ziemlichen Einfluß besitzt. Indessen gründet sich dieser in der Hauptsache nur darauf, daß es meist Engländer sind, die die Gesellschafter und europäischen Begleiter des Sultans sind, dem man fremdenfreundliche Emanzipationsgelüste nachsagt. Aber auch dieser Einfluß läßt sich nicht verschachern. Man muß sich daher, wenn man den Dingen auf den Grund geht, fragen: Was hat denn nun eigentlich England als Tauschware bezüglich Marokkos an Frankreich gegeben? Die Antwort darauf lautet: Nichts, rein gar nichts! Es hat nur an Frankreich sein Einverständnis damit erklärt, daß dieses bis zu einem gewissen Grade freie Hand in Marokko besitzt, während England wahrscheinlich von vornherein überhaupt gar kein wirtschaftlich tiefer begründetes Interesse besaß, dem Frankreich durch eine Ausdehnung seiner Interessensphären in Marokko hätte schaden können. Die alte Tatsache, daß es gefährlich ist, mit Albion zu paktieren, haben somit die Franzosen erneut am eigenen Leibe erfahren dürfen, und sie erleben die Fragwürdigkeit des Wertes ihres Abkommens mit England immer weiter, da sie auch zusehen müssen, daß es England gar nicht im geringsten darum zu tun ist, nunmehr, da Deutschland sich dagegen wehrt, daß Frankreich über seinen Kopf hinweg in Marokko sich als Herr benimmt, seinem Gegenkontrahenten besonders eilfertig beizuspringen, um ihm zu helfen, die ihm seitens Englands in jenem Abkommen übertragenen Rechte nunmehr auch auszuüben. So

kommt es denn, daß in der Tat gegenwärtig Frankreich und Deutschland sich in der Marokkofrage sozusagen als die einzigen auf dem Plan gegenüberstehen. In der Tat eine eigenartige und hochinteressante Wendung, die die Angelegenheit genommen hat! Der Erfolg hat schließlich bewiesen, daß die Zurückhaltung, die Deutschland während der französisch-englischen Unterhandlungen und auch noch nach ihrem Abschluß geübt hat, durchaus die Zurückhaltung des klugen Kaufmannes war, der ruhig abwartet, bis der geeignete Moment gekommen ist, um zu handeln. Bereits ist Delcassé über seine marokkanische Politik gestolpert, und Deutschland hat einen friedlichen Sieg über Frankreich davongetragen, der würdig ist des von 1871, und der um so erfreulicher ist, als er weder Gut noch Blut gekostet hat. Das eine ist aber sicher, daß wir in Deutschland mit Marokko erst am Anfang einer Entwicklung stehen, die unser Interesse voraussichtlich noch lange an diesem Gegenstand festhalten wird, um so länger und inniger, je mehr wir in Deutschland die neugeschaffene Situation ausnutzen werden, um nunmehr auch wirtschaftlich diesen Sieg der jüngsten deutschen Politik zu stützen und auszubeuten.

Bei dieser veränderten Sachlage kommen nun vielleicht auch die Beiträge manchem nicht ungelegen, die ich mir erlaube, in dem vorliegenden Werke der Öffentlichkeit zu übergeben. Es ist kein streng wissenschaftliches Werk, das ich geschrieben habe. Es ist eine schlichte Reiseschilderung, die weiter gar keine Ansprüche stellt, als daß sie den Leser mitten hinein führen soll in das Leben in jener neuen deutschen Interessensphäre. Ich habe mich absichtlich bemüht, selbst diejenigen Kapitel, die ein schärferes Eingehen auf das zur Kenntnis des Landes nun einmal notwendige Tatsachenmaterial verlangen, so leserlich wie nur irgend möglich zu gestalten, und bin selbst bereit, den Vorwurf in Kauf zu nehmen, das Werk sei zu belletristisch gehalten, um weitergehenden Ansprüchen gerecht zu werden. Es ist hier meine Sache, weder zu dozieren, noch mich auf wissenschaftliche Erörterungen einzulassen. Soweit das notwendig war, habe ich mir die größte Beschränkung auferlegt. Mein einziger Wunsch ist der, dem Leser den Stoff so mundgerecht zu machen, daß er, wenn er das Buch gelesen hat, auch eine bleibende Erinnerung an das besitzt, was

darin des Erinnerns wert ist. Sollte mir das gelungen sein, so würde ich mich damit vollauf zufrieden erklären.

Ich will an dieser Stelle nicht unterlassen, allen denjenigen meinen Dank auszusprechen, die die Güte hatten, mich auf der Reise selbst wie späterhin bei der Abfassung des vorliegenden Werkes zu unterstützen. In erster Linie schulde ich meinen gehorsamsten Dank dem Herrn Reichskanzler Fürsten von Bülow, der die Güte hatte, mich mit besonderen Empfehlungen an den Kaiserlichen Deutschen Gesandten Freiherrn von Mentzingen in Tanger auszustatten, sowie diesem letzteren, dem ich wiederum die Weiterempfehlung an den Großvezier von Marokko, Abd el Kerim ben Sliman, verdanke. Weiterhin bin ich zu ganz außerordentlichem Danke verpflichtet den beiden hervorragenden deutschen Marokko-Gelehrten, Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Theobald Fischer in Marburg und Professor Dr. Paul Schnell in Mühlhausen i. Th. Ersterer hat nicht nur die Freundlichkeit besessen, mich bereits vor meiner Ausreise eingehend mit einer großen Anzahl von wissenswerten und wichtigen Tatsachen und Ratschlägen bekannt zu machen. Er hat sich auch späterhin in der dankenswertesten und liebenswürdigsten Weise meiner Ausarbeitungen des wissenschaftlichen Materials angenommen, das ich von meiner Durchquerung des Djebel Serhun mitgebracht habe. Mit Herrn Professor Dr. Schnell bin ich nach meiner Rückkehr aus Marokko andauernd in Fühlung geblieben. Er hat meine speziellen geographischen Arbeiten ständig unter Kontrolle gehabt. Ich danke ihm eine große Anzahl von überaus wichtigen und wertvollen Mitteilungen und Ratschlägen, nicht allein für die Orthographie der marokkanischen Namen, sondern vornehmlich auch für die Kartenkonstruktion. Insonderheit hat Herr Professor Dr. Schnell die Güte gehabt, meine Beobachtungen im Djebel Serhun durch zahlreiche Vergleichungen und Notizen zu ergänzen, die ich mit seiner Erlaubnis teils in das Werk hineingearbeitet, teils in Fußnoten angefügt habe. Soweit die fachgeographische Verwertung meiner Reise in Betracht kommt, verdanke ich namentlich diesem Herrn weitgehendste und freundlichste Unterstützung.

Aber auch allen den zahlreichen liebenswürdigen Helfern

bewahre ich dankendes Gedenken, die mich sowohl in Marokko wie nach meiner Rückkehr in Europa unterstützt haben. Sie werden sich zum Teil im Texte selbst wiederfinden und wollen das verspätete Erscheinen dieser Blätter auch damit entschuldigen, daß ich in ihrer Ausarbeitung gestört wurde durch eine siebenmonatliche Reise nach Korea, während der natürlich an eine weitere Verarbeitung meines Marokko-Materials nicht zu denken war.

Sonderlich erwähne ich noch, daß die Leipziger Illustrierte Zeitung, als deren Spezialkorrespondent ich auf dieser Reise fungierte, mir mit in erster Linie diese interessante Unternehmung ermöglicht hat. Auch möchte ich an dieser Stelle noch besonders meinen Dolmetscher Hadj Hussein ben Muhammed es Ssußi rühmend erwähnen, dessen trefflichen Eigenschaften ich die Möglichkeit zu einer so eingehenden Kenntnis der Bevölkerung und des Landes verdanke, wie er sie mir vermittelt hat.

Zum Schluß weise ich noch darauf hin, daß das Werk in Tagebuchform abgefaßt ist. Die endgültige Ausarbeitung der Tagebuchblätter hat selbstverständlich erst in Deutschland stattgefunden. Ich habe diese Form der Darstellung absichtlich gewählt, weil sie eine durchaus individualistische Erzählungsweise gestattet, auf die ich deshalb besonderen Wert lege, weil sie am meisten schützt vor einer verallgemeinernden und lehrenden Darstellung, die bei Werken, wie das vorliegende, geradezu eine Gefahr bilden können.

Mögen denn die Tagebuchblätter meiner Reise in Marokko so harmlos hingenommen werden, wie sie gemeint sind, und das Ihrige beitragen zu einer näheren Kenntnis des Moghreb el Aksa — des muhammedanischen Abendlandes!

Blasewitz, Gotthardtburg, den 13. Juni 1905.

Rudolf Zabel.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Karten und Kartenskizzen.

Druckfehlerberichtigung.

Vor der Lektüre wolle man folgende Richtigstellungen vornehmen. Man ändere auf

S. 13 Z. 3 von oben: „mohammedanisch" in „muhammedanisch".
S. 20 Z. 12 von oben: „jeden in „jedem".
S. 31 letzte Zeile: „daß sie" in „daß Sie".
S. 40 Z. 12 von oben: } „Fâs" in Fas".
S. 64 Z. 10 von oben: }
S. 75 Z. 5 von unten: „Blad el machsen" in „Blad el Makhsen".
S. 81 in der Kapitel-Überschrift: „Tingetanische" in „Tingitanische".
S. 133 Z. 3, 5, 10 und 12 von unten: „Riff" in „Rif".
S. 214 Z. 7 von oben: „daß" in „das".
S. 234 Z. 6 von oben: „Tscher" in Dschar".
S. 239 Z. 1 von oben: „Jakub" in „Jacub".
S. 263 Bild: Scherarda-Kaserne" in „Schrarda-Kaserne".
S. 266 Lageplan von Fas: „Wad Fas" in „Uad Fas".
S. 270 Z. 4 von unten: „Gißa" in „Gießa".
S. 310 Z. 17 von unten: „Ramadan" in „Rhamadan".
S. 347 Z. 17 von unten: „Mehedija" in „Mehediya".
S. 350 Z. 6 von unten: „Segotta" in „Segota".
S. 401 Z. 5 von unten: „Jakub" in „Jacub".
S. 415 Bild: „ober der Stadt" in „oberhalb von".
Auf der angehefteten Karte: „Uad Tjedid" in „Uad Djedida".



Das süße Nichtstun.

Erstes Kapitel.

Durch Spanien nach Marokko.



1. Januar 1903.

Während der Chinawirren lernte ich in Peking einen deutschen Grafen kennen, der wegen Verschwendungssucht entmündigt worden war. Er behauptete, er könne sich nicht vorstellen, wie irgend ein Ereignis von historischer Bedeutung auf der Erde vor sich gehen könne, ohne daß er davon Augenzeuge sei. Man hatte ihm immerhin eine monatliche Rente von 3000 Mark gelassen, so daß er seiner Passion wenigstens in einem beschränkten Umfange noch huldigen konnte. Als er mir das erzählte, war ich überzeugt, daß das eine der Verrücktheiten sei, um derentwillen er entmündigt worden war. Etwas mehr oder weniger verrückt ist ja nach Lombroso schließlich jeder, und so schäme ich mich auch gar nicht, im Vertrauen darauf, daß es nicht weitergesagt wird, einzugestehen, daß auch ich ein wenig von dieser Verrücktheit in mir

verspüre. Bei mir ist die Sache um so gefahrloser, als ich über Mittel, die sich verschwenden ließen, zu meinem lebhaftesten Bedauern nicht verfüge, und ich somit wenigstens nach dieser Richtung hin davor gesichert bin, das traurige Schicksal meines gräflichen Kriegskameraden zu teilen.

Neue Nahrung hat diese meine Passion nun bereits wieder zwei Monate lang erhalten. Denn so lange dauert es schon, daß ein mit dem Nimbus des Unbekanntseins umgebener muhammedanischer Fanatiker im hintersten Hinterlande von Marokko den heiligen Aufstand predigt gegen die kulturfreundlichen Marotten des Sultans Muley Abd el Asis. Allerdings muß ich sagen, daß mich diese Dinge bis in die neueste Zeit hinein nur erst verhältnismäßig wenig aus meinem seelischen Gleichgewicht geworfen haben. Indessen behaupten seit acht Tagen die Zeitungen, daß sich an der Meerenge von Gibraltar internationale Verwicklungen anbahnen, die eventuell von welthistorischer Bedeutung werden können, und ich glaube alles, was in den Zeitungen steht.

Heute ist nun die alte Krankheit bei mir wieder ausgebrochen. Ich weiß, es ist das Reisefieber. Bereits gestern abend habe ich gespürt, daß irgend etwas Derartiges wieder im Anzuge ist. Ich war nur mit halbem Herzen bei dem sonst so geschätzten Silvesterpunsch dabei und habe die Nacht vor Unruhe nicht richtig schlafen können. Ich habe nur immer von Muley Abd el Asis und Bu Hamara geträumt. Ich habe mich selbst im Traume gesehen in einer lebhaften und freundschaftlichen Unterhaltung mit dem Sultan, mit dem ich sogar Silvesterpunsch getrunken habe. Wie oft ist mir das nun schon in meinem Leben passiert, daß ich Dinge geträumt habe, die sich späterhin fast genau so, wie ich sie träumte, erfüllt haben, wenn auch der Silvesterpunsch bisher dabei gefehlt hat. Ich bin aber ein viel zu aufgeklärter Mensch, um daran zu glauben, daß meine Träume in Erfüllung gingen. Wie schauderhaft, wenn das alles in Erfüllung ginge, was ich manchmal geträumt habe! Ich glaube vielmehr, daß das Träumen nicht Ursache, sondern Folge ist, und zwar die Folge davon, daß man sich im Geiste nicht nur wachend, sondern auch noch unterhalb der Bewußtseinsschwelle lebhaft mit gewissen Vorstellungskreisen weiter beschäftigt. Die Ursache dafür aber ist im vorliegenden nicht unbedenklichen

Falle das Reisefieber, und das hat sich bei mir heute nacht nun endgültig eingestellt. Es tritt hochgradig auf, mindestens mit 42 Grad Celsius.

* * *

2. Januar.

Nerven habe ich im allgemeinen so dick wie Bindfaden. Aus diesem Grunde hat es auch niemals ein noch so kunstfertiger Hypnotiseur fertig gebracht, mich zu hypnotisieren. Aber ich glaube, es gibt doch noch andere Mächte in der Welt, die hypnotisch wirken. Jedenfalls steht jetzt überall, wohin ich blicke, in sehr großen Lettern: Marokko. Gestalten aus Tausendundeiner Nacht erwachen aus fast zwanzigjährigem Schlafe, und selbst die blöden Phantasiegestalten von Karl May äffen mich.

Gleich heute morgen in aller Frühe bin ich zu einem Freunde gewandert und habe mir aus seiner reichhaltigen Privatbibliothek alles entliehen, was von Marokko handelt. Bereits in der elektrischen Bahn habe ich begonnen zu studieren. An meiner Haltestelle bin ich vorbeigefahren, weil ich vergaß, zur rechten Zeit von der Lektüre aufzusehen. Es ist merkwürdig, wenn das Reisefieber mich überkommt, dann spannen sich alle Nerven, und die Kräfte scheinen sich verdoppelt zu haben. Spielend nehme ich die unverdaulichste Reiseschilderung in mir auf. Marokko! Wer hat früher in Deutschland an Marokko gedacht, die wenigen Menschen ausgenommen, die dort irgend etwas Besonderes verloren hatten! Ich selbst habe von Marokko bis vor kurzem auch noch nicht viel mehr gewußt, als daß es zu den nordafrikanischen Raubstaaten gehört, daß es zwei Hauptstädte besitzt, von denen die südliche „Marokko“ und die nördliche „Fez“ heißt, und daß diese letztere der eigenartigen Kopfbedeckung den Namen gegeben hat, unterhalb deren man sich für gewöhnlich einen die Wasserpfeife rauchenden Türken vorstellt. Man muß es an sich selbst erfahren haben, um zu wissen, wie wenig man in Deutschland sich eigentlich mit fremdländischen Verhältnissen beschäftigt. Der Engländer ist zehnmal mehr Kosmopolit als wir, die wir uns häufig einbilden es zu sein, weil wir einmal trübe Vorstellungen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, von Weltbürgertum und neuerdings auch von

1*

Weltpolitik in uns aufgenommen haben: Vorstellungen, die sich meistens nur in der Weise äußern, daß man je nach dem Standpunkt, auf dem man steht, Hurra ruft, wenn davon begeistert irgendwo geredet wird, oder es geflissentlich sein läßt.

Heute abend, nachdem ich einen ganzen vollen Tag dazu benutzt haben werde, toten Buchstaben den hinter ihnen steckenden Geist zu entsaugen, werde ich einen anderen Freund besuchen, der Journalist ist und sich speziell mit auswärtiger Politik beschäftigt. Er wird die Güte haben, mir über Marokko ein Privatissimum zu lesen. Denn wertvoller als jedes noch so wertvolle Buch ist die Wirkung des lebenden Wortes. Das weiß ich aus meiner Studentenzeit. Ich habe nie ein Kollegheft geführt, konnte nie die Professoren leiden, die in ihrer Vorlesung nur ihr Kollegheft diktierten, und bevorzugte Dozenten, die dem Redefluß freien Lauf ließen. Nur bei diesen wußte ich hinterher, was sie zu Anfang, in der Mitte und am Ende des Kollegs gesagt hatten.

* * *

3. Januar.

Ich lobe den gestrigen Abend, denn jetzt weiß ich — zwar noch nicht in Marokko, aber doch in dem wichtigsten Teile der Marokko-Literatur — wenigstens so weit Bescheid, daß ich disponieren kann, in welcher Reihenfolge und nach welchen Gesichtspunkten ich an die spezielle Durcharbeitung meines Büchermaterials gehen kann. Weiß man erst, wo in einem Garnbündel der Faden anfängt, dann kommt man auch einmal, wenn man ihn nach und nach aufwickelt und sich dabei nicht verheddert, an das Ende. Jetzt heißt es aber zu praktischen Taten übergehen. Da ich nicht die gräfliche Monatsrente von 3000 Mark besitze, so muß ich Leute zu finden suchen, die Geistesarbeit gegen klingende Münze umwechseln. Denn das unterscheidet mich schließlich doch wesentlich von jenem chinesischen Bekannten, daß ich nicht ausschließlich zum Vergnügen reise. Für mich bedeutet jede Reise erstens Arbeit, zweitens Arbeit und drittens Arbeit. In der Arbeit selbst, finde ich, liegt erst das richtige Vergnügen. Insofern reise ich allerdings doch ausschließlich zu meinem Vergnügen.

Ich begebe mich also fürs erste in eine jener Berliner Mietskasernen, an deren Haustür unten, sowie in deren viertem Stockwerk oben an einer der drei Etagentüren ein Schild angebracht ist, worauf zu lesen ist: „Hier werden schriftliche Arbeiten angefertigt." Diese verlockende Verheißung ist es nicht allein, die mich reizt. Vielmehr beabsichtige ich, von neuem von dem Erfindergeiste Edisons zu profitieren, indem ich für Geld und, bei der Menge der vorliegenden Arbeiten, auch für gute Worte veranlasse, daß mir heute noch eine größere Anzahl von Exemplaren eines von mir bereits aufgesetzten Rundschreibens mimeographisch hergestellt werden, die den Vorzug besitzen, jedes einzelne so auszusehen, als ob es einzeln und extra für den betreffenden Herrn Adressaten aufgesetzt und geschrieben worden wäre. Es gibt nämlich Käuze genug, die die Zusendung eines gedruckten Briefes als einen Mangel an der ihrer werten Person besonders geschuldeten Hochachtung auffassen, obgleich der gedruckte Brief sicherlich leichter zu lesen ist, als der geschriebene. Aus diesem Grunde tut man in solchen Fällen gut, man benutzt den Mimeographen, läßt die Adresse mit gleichfarbiger Schrift auf jedes einzelne Exemplar darüber schreiben und tut diesen Brief in ein Kuvert, auf das wiederum in derselben Schrift die Adresse geschrieben wird. Auch darf man nicht vergessen, das Schriftstück vorher eigenhändig zu zeichnen, sowie ferner den Umschlag zu schließen und eine Zehnpfennigmarke darauf zu kleben. Denn manchem macht auch die Dreipfennigmarke Pein. So aber kann man wenigstens annehmen, daß dieses derart gestaltete Schriftstück nicht ohne weiteres ungelesen in den Papierkorb wandert. Man kann fernerhin mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß 10 % der ausgesandten Briefe beantwortet werden, und daß vielleicht 2 % davon Erfolg haben insofern, als die Herren Adressaten auf die darin enthaltenen Vorschläge eingehen. Diese Ratschläge sollte sich jeder zunutze machen, der über ähnliche Passionen verfügt wie der entmündigte Graf, ohne indessen im angenehmen Besitz einer monatlichen Rente von 3000 Mark zu sein.

Mein Rundschreiben enthält die Anfrage an eine Anzahl von Zeitungsredaktionen, ob sie Berichte aus Marokko gebrauchen können. Am Abend dieses Tages wird ein ansehnlicher Stoß

derartiger Briefe bereits in einem der zahlreichen Postkästen der Reichshauptstadt versenkt werden. Ich wohne zwar in Wilmersdorf. Aber wenn „Berlin“ auf dem Poststempel steht, das wirkt doch psychologisch mehr, als wenn bloß simpel darauf steht — — „Wilmersdorf“.

* * *

4. Januar.

Als ich aufgestanden bin, ist mein erster Griff nach der Zeitung. Ich überfliege hastig die letzten telegraphischen Meldungen. Obgleich ich bisher mit meinen Sympathien mehr auf der Seite des Sultans gestanden habe, neigen sie sich jetzt doch bedenklich auf die Seite des Prätendenten. Wehe mir, wenn es dem Sultan gelingen sollte, nun doch seiner Herr zu werden, ehe ich meine Zeitungen beisammen habe. Denn wenn der Prätendent gar gefangen, und der Aufstand niedergeschlagen werden sollte — welche deutsche Zeitung gäbe es da wohl, die für meine Berichte aus Marokko noch mehr, als den normalen Zeilenpreis bezahlen würde! Im allgemeinen heißt es ja, jedes Land besitzt die Presse, die es verdient. Nun, ob unser deutsches Vaterland mit seinem enormen Aufschwung auf industriellem Gebiet wirklich wohl die arme Presse verdient, die es besitzt? Wie schön nimmt es sich in den Spalten eines Provinzblattes aus, wenn der freundliche Leser des Morgens beim Kaffeetrinken erfährt, daß sich sein Leib- und Magenblatt nunmehr sogar einen eigenen Spezialkorrespondenten über den Bu Hamara-Aufstand in Marokko geleistet hat! Und doch gibt es nur einige wenige deutsche Blätter, die in der Lage sind, ausschließlich für eigene Rechnung und auch nur bei wichtigen Gelegenheiten einen überdies im Verhältnis zu den englischen Kollegen sogar meist kläglich bezahlten wirklich „eigenen“ Spezialkorrespondenten nach fernen Ländern zu entsenden. Meistens kommt es darauf hinaus, daß „unser eigens entsandter Spezialkorrespondent“ seine Berichte mehreren Blättern gleichzeitig zugänglich macht. Er braucht sie sich dann vom einzelnen nicht so teuer bezahlen zu lassen, wie wenn eine Zeitung allein die Kosten einer solchen Ausreise bestreiten müßte. Trotzdem erwirbt die Zeitung das Recht, ihren Lesern mitteilen zu können, daß

Herr Soundso als eigener Spezialkorrespondent des Blattes da und da hin reise, und daß über seinen Berichten stehen kann: „Von unserem eigens entsandten Spezialkorrespondenten.“ Wollte das Blatt ganz ehrlich sein, so müßte es etwa schreiben: „Von unserem zu 10 % eigens entsandten Spezialkorrespondenten.“

* * *

5. Januar.

Drei Tage sind für den schriftlichen Verkehr in Deutschland eine lange Zeit. Meine Vermutung ist eingetroffen. Zuerst kam eine Reihe von Absagen, annähernd 10 % der ausgesandten Briefe. Weitere 2 % der ausgesandten Briefe waren direkte Zusagen, und 1 % (ich bin überrascht über den Erfolg) sind bedingte Zusagen. Die Ausreise ist also gesichert. Jetzt erst, da ich genau weiß, wie der Hase läuft, beginne ich mit meinen Einkäufen. Meinen Wunschzettel nebst geheimen Voranschlag des jeweiligen Preises habe ich bereits festgestellt.

Soeben ist auch der Geldbriefträger hier gewesen und hat von den pünktlichsten Zahlern die ersten Vorschüsse gebracht, die ich verlangt habe. Ich habe mir nach der Richtung hin die Praxis unserer Rechtsanwälte angewöhnt, die nichts tun ohne den verlangten Vorschuß. Denn wenn ich keinen Vorschuß verlangte, so würde ich ja derjenige sein müssen, der eventuell das Betriebskapital, sowie meine Arbeitskraft auf Monate hinaus dem Auftraggeber kreditieren müßte, während ihm das in seinen Händen befindliche Honorar weiterhin Zinsen trägt; und das finde ich nicht in der Ordnung. Geschäft bleibt Geschäft, gleichviel ob man sein Geld in einer Reise, im theologischen Studium oder in Faßdauben anlegt, und jeder sieht dabei auf seinen Vorteil.

* * *

6. Januar.

Trotzdem in Berlin alles zu haben ist, bin ich doch bei weitem mit meinen Besorgungen nicht fertig geworden. Was gibt es da nicht alles zu bedenken und zu überlegen, zu laufen und treppauf treppab zu steigen, wenn man eine solche Ausreise vor sich und gleichzeitig die Verpflichtung übernommen hat, mit aller nur tun-

licher Beschleunigung abzureisen. Der 8. Januar ist der Termin, an dem ich verpflichtet bin, Deutschland zu verlassen. Das ist also übermorgen. Auf meinem Schreibtisch liegt noch ein ganzer Stoß von Korrespondenzen, der erledigt sein will, und ich habe ja gar nicht daran gedacht, daß ich außerdem schon von langer Hand her die Verpflichtung übernommen habe, am 8., ausgerechnet am selben 8. Januar, in Krefeld noch einen Vortrag zu halten über meine Reisen in der Mandschurei und Sibirien. Da heißt es denn, die Sinne zusammennehmen. Außerdem steht auf dem Programm der Vorbereitungen noch eine Reise nach Marburg. Dort lebt und lehrt einer unserer hervorragendsten Marokko-Reisenden und Kenner marokkanischer Verhältnisse, Professor Dr. Theobald Fischer, der vor nicht allzu langer Zeit von seiner dritten Forschungsreise in Marokko zurückgekehrt ist und sich liebenswürdigerweise bereit erklärt hat, mir die letzten Ratschläge für die Reise persönlich mit auf den Weg zu geben. Ich werde also heute und morgen noch zum Abschluß meiner eigentlichen Vorbereitungen schreiten und morgen abend nach Marburg reisen, dort in den Morgenstunden mich meinem liebenswürdigen Berater zur Verfügung halten, alsdann am Vormittag weiter reisen, unterwegs in einer kleinen hessischen Station die Fahrt unterbrechen, um mich auch noch von meinen Eltern zu verabschieden, dann am Nachmittag weiterfahren nach Krefeld. Dort treffe ich eine Viertelstunde vor Beginn des Vortrags ein. Dann werde ich meinen Vortrag halten, und vor der Türe wird eine Droschke mich erwarten, die mich sofort vom Rednerpult nach dem Bahnhofe bringt. Meiner Berechnung nach werde ich gerade 5 Minuten vor Abgang des Zuges wieder auf dem Bahnhofe sein können. Dieser Zug wird mich in 2¼ Stunden nach Aachen bringen, und es wird mir somit möglich sein, noch vor Ablauf des 8. Januar meiner Verpflichtung gemäß Deutschland verlassen zu haben, auf dem Wege nach Paris, wo ich mir das noch besorgen werde, was in der Eile hier nicht möglich war, zu beschaffen, vor allen Dingen eine gute Karte von Marokko. Die beste, die bisher existiert, ist die von de Flotte Roquevaire, die in Deutschland ausverkauft ist. Aber dich, mein liebes Tagebuch, werde ich jetzt verstauen müssen und erst in Paris wieder als meinen besten Vertrauten begrüßen. In Paris wird sowieso alles

neu umgepackt; und dann kommst du an einen Ort, wo ich dir täglich erneut in Freundschaft mein Herzeleid anvertrauen kann.

* * *

Paris, den 9. Januar.

Und so geschah es. Als ich in Krefeld abreiste, schneite es. Als ich in aller Morgenfrühe in Paris eintraf, herrschte undurchdringlicher Nebel. Als ich am frühen Nachmittag die großen Boulevards entlangging, saßen die Menschen schon in schwarzen Haufen vor den Cafés auf den Straßen. Trotzdem wir heute den 9. Januar schreiben, herrschte hier Frühlingsstimmung. Nur an den heiseren, nach chronischem Bronchialkatarrh klingenden Stimmen der Zeitungsverkäufer. die besonders aufdringlich „Lae Petri-e“ und „Lae Prässe“ ausschreien, merkt man, daß noch Winter ist. Aber die Sonne meint es gut und bemüht sich ehrlich, den schlammigen Schmutz aufzutrocknen, der die Straßen von Paris bedeckt, das sich einbildet, der Nabel der Welt zu sein. In den Zeiten der reinen Kontinentalpolitik mochte diese Auffassung berechtigt sein, aber im Zeitalter der Weltpolitik hat die Bedeutung von Paris als Kulturzentrale erhebliche Einbuße erlitten. Der Mittelpunkt der Welt ist mehr und mehr nach London gerückt, wo man dem Pulsschlage des gewaltigen Erdenkörpers heutzutage wesentlich näher ist, als in Paris. Aber der Pariser wird es nie glauben wollen. Er betrachtet sich nach wie vor als Glied eines Gemeinwesens, das immer noch tonangebend ist für die übrige Kulturwelt. Und dabei kann sich der Pariser Philister in bezug auf Kenntnislosigkeit, Dreistigkeit im Urteil und andere charakteristische Eigenschaften durchaus messen mit dem Stammgast einer der zahlreichen Kulmbacher Bierstuben von Klein-Paris.

Auch das sogenannte Pariser Leben, das auf gar manchen seine Wirkung nicht verfehlt, und das auch schon so manchen deutschen Provinzialen in bedenkliche Gewissensnot gebracht hat, wird in der Hauptsache nicht gemacht vom Pariser selbst, sondern vom französischen Provinzialen, mehr aber noch vom Ausländer, dem der Name Paris allerhand Vorstellungen vorzaubert von Babel und Sybaris. Und doch muß ich sagen, ich habe während meiner Aufenthalte in Paris konstatieren müssen, daß ich selten

an Orten, die auf Kultur Anspruch machen können, für teures Geld so schlecht gegessen und getrunken habe, wie in Paris, so schlechte Theaterstücke so geschmacklos habe aufführen sehen, wie dort, und so viele deutsche Landsleute habe auftauchen sehen, die sich einbildeten, das Dasein in Paris entbinde von den sonst ihnen gewohnten gesellschaftlichen und sittlichen Auffassungen und verpflichte sie, diese gerade auf den Kopf zu stellen. Alles dieses interessiert mich jetzt aber durchaus nicht, und der letzte Rest meiner an sich nicht großen Sympathien für Paris und Pariser Leben ist dahingeschwunden, als ich auf Nachfrage in nunmehr sechs großen Buchhandlungen erfahren habe, daß die gewünschte Karte von Marokko auch in Paris definitiv vergriffen ist. Ich habe meine Sachen in das kleine Hotel im Quartier bringen lassen, wo ich alter Gewohnheit gemäß abzusteigen pflege, trotzdem ich es erstmalig in einer Zeit aufsuchte, da meine Kassenverhältnisse gerade in der absteigenden Linie begriffen waren. Es ist daher kein Hotel ersten Ranges, auch keins zweiten Ranges. Aber ich bin dort bekannt. Die Wirtsleute sind gefällig, und die alte wackelige Concièrge weiß in Paris Bescheid wie in ihrem Schlüsselbunde und besorgt gegen ein bescheidenes Trinkgeld jede Gefälligkeit.

Da die Abreise so Hals über Kopf vor sich ging, so war es unmöglich, einen Teil meines Gepäcks vorauszuschicken oder womöglich auf den Seeweg zu leiten. Infolgedessen mußte ich diesmal mein gesamtes Reisegepäck mit mir führen. Ich habe mir schon ausgerechnet, daß die Überfracht mehr kostet, als mein Billet. Aber es hilft nichts. Nicht einmal konnte ich es in Berlin endgiltig packen. Die letzten Pakete wurden mir noch an den Zug gebracht, mit dem ich abreiste. Ich hatte einen großen Mantelsack bereit, in den die Mehrzahl meiner Ausrüstungsgegenstände direkt in der Originalpackung hineinwanderte. Das muß nun alles hier in Paris für den weiteren Bahntransport noch endgiltig und auf möglichst kleinem Raum verpackt werden. Man kann sich nicht vorstellen, eine wie ungeheure Menge von Dingen in einen handlichen Koffer hineingehen, wenn man nur versteht, sie richtig einzupacken.

* * *

10. Januar.

In meinem kleinen „Hôtel" in der Rue de la Sorbonne, das man auf deutsch ein „Pensionat" nennen würde, erregt meine abenteuerliche Absicht gewaltige Sensation. Man kennt mich noch als älteren Studenten, hat dann die Bekanntschaft erneuert, als ich meine ersten Bücher herausgegeben habe, und ein französischer Verleger eins davon in französischer Sprache erscheinen lassen wollte. In Frankreich ist man in der Beziehung anders, als bei uns. Wenn bei uns jemand die beste Absicht hat, sich in einem freien Berufe herauszuarbeiten und vielleicht auch einiges Talent dazu besitzt, dann gilt er zunächst als ein Sonderling und verfällt bei einigen Querköpfen der Lächerlichkeit. Bei anderen bildet der freie Beruf in diesem Stadium das Gegenteil eines Titels, der den Referendar oder den Kandidaten des höheren Schulamts ohne weiteres als Heiratskandidaten legitimiert, und erst wenn man auf alles das pfeift und der näheren Umgebung zeigt, daß man auch ohne sie etwas leisten kann, verstummen die hämischen Stimmen. Und wenn dann andere, die einen vorher nicht kannten und daher etwas objektiver denken, Anerkennung zollen, dann folgen schließlich auch jene nach, die einstens für den aufstrebenden Jüngling das Milieu abgaben, und ersticken die ehrliche Freude, die sie als wohlwollende Menschen eigentlich empfinden sollten, in dem Ausruf: „Nein, das hätten wir dem denn doch nicht zugetraut!" Ich weiß mich noch sehr wohl zu erinnern, daß mein verehrter Klassenlehrer in Obersekunda mir einmal erklärte, aus mir würde im ganzen Leben nichts. Und er hat recht behalten. Trotzdem ich fünf Jahre lang mich an den Brüsten der Alma mater, anfangs mit juristischer und späterhin mit philosophischer, schließlich mit ethnologischer und allgemeiner Bildungsweisheit vollgesogen habe, wobei ich bemerken möchte, daß ich ziemlich kräftig ausgebildete Kinnladen zum Saugen besitze, bin ich bis zum heutigen Tage doch sicherlich in den Augen meines ehemaligen verehrten Klassenlehrers nichts geworden. Denn ich bin weder Amtsrichter geworden, noch Pastor, noch Mitglied irgend eines Lehrerkollegiums, ja, ich habe nicht einmal irgend ein staatliches Examen gemacht. Und wenn ich nicht zufällig als Siebzehnjähriger das Abiturientenexamen mit „gut" bestanden hätte, so würde ich

meinem verehrten Klassenlehrer sicherlich nur als ein bemitleidenswertes Individuum erscheinen; so bin ich für ihn wenigstens noch ein Entgleister.

In Frankreich denkt man in der Beziehung anders. Da nimmt man es dem Jüngling nicht übel, wenn er als ein Träumer anfängt, selbständig zu empfinden, und sollte er gar Spuren eines Talents beweisen, so ist sofort Familie und weiteres Milieu bereit, ihn als ein zu höheren Zwecken berufenes kleines Tierchen zu betrachten. Das Talent wird gehegt und gepflegt. Die Schattenseite davon ist allerdings die, daß manches hoffnungsvolle Talent bei dieser Behandlung schon allzu dicke, fette, überfütterte Keime ansetzt, ehe es noch im Erdreiche der allgemeinen oder speziellen Bildung Wurzel schlagen konnte, und daß es auskeimt, ohne jemals Blätter oder gar Blüten zu entwickeln.

So kommt es denn, daß auch meine Pariser Wirtsleute bei jedem Besuch, den ich ihnen abstatte, eine erneute Freude genießen, gerade als ob auch sie sich ein kleines Verdienst daran zuschreiben könnten, daß man weiter und weiter kommt. Und dieses Mal sind sie nun ganz aus dem Häuschen. Als ich ihnen sage, ich wollte nach Marokko, wundern sie sich ein über das andere Mal und verkünden mit lauter Stimme: „Il va à la guèrre!“ Und die alte Concièrge unten verkündet es jedem, der es hören will oder nicht hören will, daß er „à la guèrre“ geht. Wie freundlich sind doch solche Empfindungen, mögen sie auch oberflächlicher Natur sein! Sie kratzen in ihrer Unmittelbarkeit das Herz ein wenig auf und zeigen, daß man doch nicht so ganz allein mit sich selbst ist. Wahrhaftig, man könnte sentimental werden und bei bescheidenen Ansprüchen angesichts solcher Erlebnisse ausrufen: „Siehe da, ich habe nicht umsonst gelebt!“

* * *

Eine Viertelstunde nach 11 Uhr steht am Quai d'Orsay ein sogenannter Rapide bereit, um täglich hinunterzurollen nach Bordeaux und dann weiter über Bayonne, vorbei an dem sonnigen Badestrand von Biaritz nach den Pyrenäen und immer weiter über die Castilische Hochebene hinweg nach Madrid und hinunter zur romantischen Südküste Spaniens, nach Cadix oder nach Algeciras,

den beiden Häfen, von denen aus man auf dem kürzesten und schnellsten Wege hinübergelangen kann nach Tanger, dem westlichsten Vorgebirge des mohammedanischen Abendlandes, dem Moghreb el Aksa. So heißt Marokko auf marokkanisch: „Das Abendland“.

Am Quai d'Orsay erwartet meinen Wagen ein Schwarm von Gepäckträgern. Meinem Französisch hört man sofort an, daß seine Elemente auf einem deutschen Gymnasium erlernt sind. Der Gepäckträger, der mir mein zahlreiches Gepäck abnimmt, spricht perfekt Deutsch. Ich lasse mir das gern gefallen. In der Bahnhofshalle fällt mir eine Persönlichkeit auf, in der man am extra für die Reise von der Bodenkammer heruntergeholten schäbigsten Anzug, am Flanellhemd, von dessen Kragen zwei wie Seide glänzende Bindfäden mit Troddeln anstatt einer Krawatte herunterhängen, und an der mit diesem Aufzug ziemlich stark kontrastierenden englischen Reisemütze schon von weitem den deutschen Vergnügungsreisenden erkennt. Auch mit ihm versucht ein Gepäckträger in fließendem Deutsch eine Unterhaltung anzubahnen. Aber das faßt der Fremdling offenbar als eine Zumutung auf. Denn unbeirrt durch die Klänge der Muttersprache kauderwelscht er in einem entsetzlichen Französisch auf den armen Gepäckträger ein, der absolut nicht herausbekommen kann, was denn der Reisende von ihm will. Der Landsmann war vermutlich ein deutscher Neuphilologe, der in irgend einer Mädchenschule irgendwo in Deutschland französischen Unterricht erteilt und die Kosten seiner Vergnügungsreise dadurch zu rechtfertigen sucht, daß er Franzosen im eigenen Lande mit seinem entsetzlichen Französisch schikaniert in der aussichtslosen Hoffnung, daß er es auf diesem Wege endlich einmal vernünftig sprechen lernt.

Welcher Unterschied in den französischen Bahnen, ob man von Paris aus nach Norden und Osten, oder nach Süden und Westen reist! Auf jener Seite hat man wenigstens noch saubere und moderne Coupés, wenn es auch schon dem aus Deutschland kommenden Reisenden unangenehm auffällt, daß die Coupés 2. Klasse in den Durchgangswagen für vier, anstatt wie in Deutschland nur für drei, Personen eingerichtet sind. Auch hat man dort wenigstens gute Schnellzüge. Aber nach Süden und Westen

hin ist die Sache wesentlich anders. Mein Coupé 2. Klasse ist noch erheblich schäbiger, als dasjenige, in das man auf der Österreichischen Südbahn hineingepfercht wird. Auch hat die gestrige Frühlingsstimmung stark nachgelassen. Es ist heute empfindlich kalt draußen, und die Wagen auf der Strecke Paris-Irun kennen keine Dampfheizung. Unmittelbar ehe wir von Paris abfahren, kommt ein Wagen vor dem Coupé vorgefahren, auf dem lange Wärmflaschen liegen, die mit heißem Wasser gefüllt sind. Die Coupétür wird aufgerissen. „Pahrdon, M'sieu!“ versichern im preußischen Schaffnerton zwei Männer im blauen Kittel und schwarzen Knebelbart und haben gleichzeitig auch bereits die anderthalb Meter lange Wärmflasche in den Wagen hineingeworfen. Glücklicherweise hatte ich beim Anklang an den preußischen Ton einen solchen Schreck bekommen, daß ich unwillkürlich meine Beine bis auf den Sitz hinaufzog. Sonst wäre ich vielleicht der Mühe überhoben gewesen, mich weiterhin über meine schon so oft verwünschten Hühneraugen zu ärgern. Ich habe keine Zeit, den beiden Blusenmännern zu versichern, daß ich ihre Entschuldigung nur deshalb annehme, weil mir nichts anderes übrig bleibt. Da höre ich denselben schreckhaften Ruf schon aus dem Nebencoupé, von dem ich nur durch eine halbe Wand getrennt bin; aber dort ist niemand, der das Pardon auf sich hätte beziehen können. Vorsichtshalber lege ich meine Füße gleich auf den gegenüberliegenden Sitz und werde es dem Schaffner schon beibringen, wenn er etwa kommen sollte und mir aus diesem an sich untrüglichen Merkmale vorwerfen sollte, ich sei ein flegelhafter Engländer. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Er hält mehrmals noch im Weichbilde von Paris. Reisende, die ihn für den Ortsverkehr benutzen, steigen ein und aus. Ebene dehnt sich rechts und links. Geschmacklos langweilige Dörfer mit niedrigen Steinhäusern und Steinmauern, wie wir sie aus den Gemälden unserer Schlachtenmaler vom französischen Kriege her kennen, folgen aufeinander. Es ist also angebracht, sich dessen zu erinnern, daß man mehrere Nächte Schlaf nachzuholen hat. Auf den hartgepolsterten Bänken wird die Auslage des flegelhaften Engländers so wie so auf die Zeit unbequem. Von einem Versuch, die Füße auf die Wärmflasche zu stellen, muß ich bald absehen.

Denn die Hitze brennt mir durch die Sohlen hindurch. Die Möglichkeit, die Füße aber anderswohin zu setzen, als auf die Wärmflasche, ist nicht vorhanden. Denn sie nimmt den sonst für die Füße reservierten Platz im Coupé ein. Also schnalle ich meine verschiedenen Reisedecken los und bereite mir aus ihnen ein Lager, auf dem ich bald einschlafe. Ich habe jetzt nur noch die Berechtigung, mich etwa ein halbes Dutzend Mal über den Schaffner zu ärgern, der



Station in den Pyrenäen.

so ungefähr alle Stunden mich aufweckt, um mein Billet zu sehen, und über das allmählich immer breiter werdende: „Pardon, Monsieur!“ der Blusenmänner, die auch ungefähr in denselben Zwischenräumen die langen Wärmflaschen mit erheblichem Geräusch aus den Coupés nehmen und frischgefüllte Wärmflaschen mit noch erheblicherem Geräusch in die Coupés wieder hineinwerfen. Sonst aber habe ich die Strecke von Paris nach Bordeaux ausgezeichnet und ohne Störung geschlafen. In Bordeaux bin ich um 10 Uhr abends. Ich habe nahezu anderthalb Stunden Zeit.

Ich wandere somit in ein Restaurant, in dem die Tische bereits abgeräumt und teilweise aufeinandergestellt sind. Ich erkläre dem schläfrig sich nahenden Ganymed, bei dem mir zuerst die unglaublich dicken und ungewaschenen Hände auffallen, ich sei hungrig und wünsche etwas zu essen zu haben. Er erklärt das zunächst für unmöglich und hat damit sozusagen recht. Denn wer in Frankreich in den Restaurants, abgesehen von den internationalen Restaurants in Paris, außerhalb der Essenszeiten etwas zu essen wünscht, wird für gewöhnlich die Antwort erhalten, das sei unmöglich. Schließlich bewege ich den Kellner doch noch, mir irgend etwas Genießbares außer Brot zu geben. Er bringt mir nach einer Weile auch einen Teller mit Salamiwurst an. Sie ist so hart wie Schuhleder, und das einzige Gewürz daran ist Knoblauch. Ich hasse den Knoblauch. Aber was bleibt übrig? Ich würge mir die Wurst hinunter und habe nun, während ich hier bei einem erträglichen Schoppen echten Bordeaux-Landweines sitze, das Vergnügen, stets nach Knoblauch aufzustoßen. Nach einem chinesischen Gastmahle muß man aus Höflichkeit immer aufstoßen, um dem Wirt zu beweisen, wie gut es einem geschmeckt hat, und wenn es nicht von allein geht, dann muß man es künstlich herbeiführen. Aber in diesem Falle wurde die Höflichkeit doch gar nicht verlangt, und somit vollführt mein Magen eine Arbeitsleistung, die vollständig zwecklos ist und keinem Menschen Freude bereitet.

* * *

12. Januar.

Seit gestern abend 11 Uhr 20 Min. sitze ich nun wieder im Zuge und habe kurz nach 7 Uhr morgens bei Irun die spanische Grenze passiert. Je weiter ich nach Süden reise, desto schlechter werden die Coupés. In Irun mußte ich umsteigen auf den spanischen Zug. Er führt nur kurze, zweiachsige Waggons, die schlecht aneinandergekettet sind und daher schleudern, daß Gott erbarm! Mit dem ersten Cabalero habe ich bereits auf der Zollstation Bekanntschaft geschlossen. Als er meine Fülle von Gepäck sieht, erstaunt er zunächst. Ich rufe ihm zu: „Marokko“, und mit einer unnachahmlichen Gebärde gibt er unbesehen meine Koffer frei und beklebt sie mit der üblichen Passiermarke.

Im allgemeinen ziehe ich es vor, nicht die sogenannten Luxuszüge zu benutzen, wenn ich in fremden Ländern reise. Denn dort sieht man gewiß nichts vom eigentlichen Volkstum, von dem man sich bei einer Reise durch ein fremdes Land doch einigermaßen berühren lassen will, und sei es auch nur flüchtig. Somit habe ich denn auch nicht den sogenannten Südexpreß gewählt, der die Reise von Paris nach Madrid in 26 Stunden zurücklegt. Aber hier in Spanien kommt mir zum ersten Male die Erleuchtung, daß diese Praxis doch ihre Schattenseiten besitzt. Denn der Unterschied zwischen der 2. Klasse in Deutschland und der 2. Klasse in Spanien ist so eklatant, daß ich mich in meinem Kulturbedürfnisse für verpflichtet fühle, einen Zuschlag zur 1. Klasse nachzulösen. Damit ist allerdings auch nicht viel gewonnen. Die Bänke sind schmal, die Türen schließen schlecht, die Fenster klappern in ihren Rahmen, und in der 1. Klasse ist das Schleudern und Stoßen genau so kräftig, wie in der 2. und vermutlich auch in der 3. Klasse. Dazu kommt, daß es jetzt, da wir auf der Castilischen Hochebene entlang fahren, bitterlich kalt wird, und daß man es trotzdem unterläßt, die Coupés zu erwärmen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich jetzt wenigstens eine jener südfranzösischen Wärmflaschen gehabt hätte! Der Zug wird begleitet von Gendarmen, die den Namen Carabineros führen und stets paarweise auftreten.



Am Coupéfenster 3. Klasse.

Solange der Zug auf der Station hält, trappen sie paarweise und im Gleichschritt den Bahnsteig auf und ab. Wenn er im Begriff ist, abzufahren, steigen sie in das für sie reservierte Coupé. Kaum steht der Zug wieder, so beginnen sie ihren Patrouillengang wieder auf dem Bahnsteige. Wir sind doch in einem zivilisierten Lande, und die Vorstellung will mir durchaus nicht in den Sinn kommen, daß die Notwendigkeit diese ständige Zugbegleitung durch die Zivilgarde diktiert haben soll.

Die Menschen, die man auf den Bahnsteigen und im Zuge sieht, sehen alle aus, als ob sie vor Kälte nicht wüßten wohin. Die Männer haben den typischen Pelerinenmantel, die Capa, eng um sich gezogen. Die Capa wird nur am Halse geknöpft, und ihr rechter Zipfel mit einer malerischen Bewegung über die linke Schulter geworfen, so daß die Falten den Hals und das Gesicht bis an die Nase zudecken. Auf dem Kopfe sitzt dann gewöhnlich ein stark ins Gesicht gezogener Filzhut, und zwischen beiden lugen zwei schwarze Augen hervor mit jenem theatralischen Ausdruck, den man so vielfach als verhaltene südländische Leidenschaft bezeichnet. Die ganze Figur macht aber vielmehr den Eindruck eines Schmieren-Charakterspielers, der sich bemüht, in Haltung, Mantelwurf und Gesichtsausdruck den Rinaldo Rinaldini zu verkörpern. Dieser Mantelwurf, diese Pose ist dem Spanier anscheinend angeboren. Man sieht ihn bei Pelerinen aus feinem englischen Stoff, bei Pelerinen aus Lodenstoff und bei pelerinenartig umgeworfenen Arbeiterblusen. Man muß Deutscher sein, um sich dadurch so weit imponieren zu lassen, daß man sich mit Begeisterung des Dichterwortes erinnert: „Stolz will ich den Spanier!“

* * *

Auf einer kleinen Station steigt eine ganze Familie ein, Mann und Frau nebst drei Kindern. Da sie 1. Klasse fahren, so gehören sie zuverlässig den besten Ständen an. Wer 1. Klasse fährt, gehört selbstverständlich den besten Ständen an. Alles was sie vornehmen, geschieht mit bedeutendem Aufgebot von Gestikulationen und Zungenfertigkeit. Man verstaut mit Mühe das zahlreiche Gepäck, die Koffer, Kisten und Körbe, deren Be-

deutung mir nicht in jedem Falle klar ist. Unter den zahlreichen eigenartigen Gepäckstücken befindet sich eine Lederflasche, deren Inhalt verheißungsvoll kolkt, und durch den durchbrochenen Deckel eines der Körbe sieht man ein Weißbrot hindurch schimmern. Schon fängt die ganze Schar an, sich dieses Korbes und seines Inhalts zu bemächtigen. Auch die Lederflasche mit Landwein wird heruntergeholt. Man breitet die guten Sachen auf dem abgehobenen Deckel des Korbes aus, und angesichts dieses Anblicks regt sich in mir bereits der Neid. Denn ich hatte außer einer schlechten Tasse Kaffee, die ich in Irun zu mir genommen hatte, noch nichts im Magen. Aber beileibe nicht, daß ich mir etwa hätte etwas merken lassen! Im selben Moment wendet sich auch bereits der mir gegenübersitzende Herr mit liebenswürdigem Lächeln zu mir und sagt mir irgend etwas auf spanisch, das mir in der Tat spanisch vorkommt. Er gestikuliert aber weiter. Die ganze Familie redet schließlich in einem bunten Kauderwelsch auf mich ein, ohne daß ich eine Silbe verstehe. Um das Verfahren abzukürzen, reiche ich ihm meinen Meyerschen Sprachführer: „Spanisch". Er versteht mich auch und blättert so lange in dem Buche, bis er mir zusammengesucht hat etwa: „Bitte langen Sie zu!" Ich war verblüfft über die Liebenswürdigkeit, und suchte nun so lange in meinem Sprachführer herum, bis ich beisammen hatte: „Danke sehr, ich habe schon gefrühstückt." Es war zwar gelogen, aber man lügt manchmal aus Höflichkeit, und besonders in diesem Falle tat ich es im Hinblick auf die verlangenden Gesichter der Kleinen, denen diese originelle Konversation keinerlei Ersatz gab für die vorenthaltenen Brötchen. Aber als ich gedankt hatte, fuhr der Spanier plötzlich mit beiden Armen in die Höhe, nahm einen im höchsten Grade erstaunten Gesichtsausdruck an, rollte mit den Augen, hielt mir die ausgebreiteten Handflächen unter die Nase und bewegte sie dann in bezeichnender Gebärde wieder nach dem Frühstückskorbe, kurz und gut, gestikulierte und regte sich in einer die spanische Gastfreundschaft wirklich ehrenden Weise über meine Ablehnung auf. Die Gattin bemühte sich gleichzeitig, mich zum Zulangen zu veranlassen und hielt mir den Deckel des Frühstückskorbes hin, so daß ich schließlich meinen tierischen Regungen folgte und mir eins der dargereichten

Stücke Brot ausbat. Ich muß sagen, es schmeckte schlecht, denn es war hart und ohne Hefe. Aber es war besser als gar nichts, und in meinem Appetit merkte ich auch absolut nicht den plötzlichen Gegensatz zwischen dem mir anfangs entgegengebrachten Wohlwollen und der jetzt plötzlich erfolgten Erkältung auf seiten meiner verehrlichen Mitreisenden. Die Leute stiegen auf einer der nächsten Stationen mit kühler Verbeugung aus, und ich war mir lange im unklaren, was denn da passiert sein mochte, bis mich später ein landeskundiger Landsmann darüber aufklärte, daß ich eine große Taktlosigkeit begangen hatte. Es gehört nämlich zu dem spanischen Anstandsregister, daß man, wenn man beginnt zu essen oder zu trinken, jeden, der sich in erreichbarem Umkreise befindet, anbietet, sich zu beteiligen. Aber ebensosehr und noch mehr gehört es zur guten Sitte, daß man dieses liebenswürdige Angebot mit demselben Aufwand von Ehrlichkeit, mit dem es gemacht wurde, dankend ablehnt und auch auf erhebliches Zureden hin konsequent bleibt. Erst dann gilt man als ein wohlerzogener Mensch. Daran, daß ich die mir so herzlich angetragene Einladung annahm, erkannte man sofort, daß ich ein Tölpel bin. Jetzt, da ich das weiß, bin ich der Verzweiflung nahe.

* * *

Vor der zweiten Nacht im spanischen Zuge habe ich mich ehrlich gefürchtet. Aber nun ist auch sie glücklich überstanden. Halb sechs Uhr morgens bin ich in Madrid eingetroffen, halb erfroren und durchgeschüttelt. Draußen liegt über der Stadt ein dichter Nebel ausgebreitet. Auf der Station werde ich umringt von einer Anzahl fragwürdiger Gestalten. Sie haben den Pelerinenzipfel über die linke Schulter geworfen, die Hände in den Hosentaschen vergraben und schlottern vor Kälte mit den Knien. Sie nahen sich samt und sonders mit Offerten teilweise der fragwürdigsten Natur. Besonders tun sich hervor die Agenten und Schlepper der zahlreichen Hotels und Spelunken, die es in Madrid gibt. Mir war ein kleines Privathotel empfohlen worden, dessen Adresse mir aufgeschrieben worden war. Ich gab sie einem der Droschkenkutscher nnd entfloh durch einen eiligen Sprung in die Coche der unheimlichen Zudringlichkeit dieses Sammelsuriums von

Räubergesichtern, die mich mit ihren intriganten Augen zu faszinieren gedachten. Im Hotel angelangt, bestelle ich mir zunächst ein warmes Frühstück und ein Bad. Dann schlafe ich bis in die Mittagsstunde und werde gegen Abend weiterreisen, und zwar nach Algeciras. Dieses liegt an der Bucht von Algeciras, die bekanntlich auf der östlichen Seite von dem Felsen von Gibraltar begrenzt wird. Die Dampfer der besten spanischen Dampferlinie, der Compañia Trasatlantica, verkehren nämlich nach Tanger abwechselnd von Algeciras und von Cadix aus. Nach meiner Berechnung erreiche ich, wenn ich heute abend abfahre, Algeciras gerade rechtzeitig, um Anschluß zu haben an den Dampfer, der von hier aus fällig ist nach Tanger.

Wenn ich in eine fremde Stadt komme, ist stets das erste, das ich tue, ich orientiere mich und studiere den Stadtplan. Dann erst gehe ich auf die Wanderschaft. Viel läßt sich ja so wie so in einigen Stunden in einer fremden Stadt nicht anfangen. Ich gehe zunächst in den Speisesaal, wo gerade serviert wird. Bei dieser Gelegenheit schließe ich das erste Mal — wenn auch durchaus stumme — Bekanntschaft mit den vielgerühmten spanischen Schönheiten. Die beiden Schönheiten, die mir bei Tische gegenübersitzen, gehören allerdings schon in das Mittelalter. Typisch für sie ist die kurze, untersetzte Gestalt, die enge Taille, die oberhalb und unterhalb dieser weit ausholende Figur, wie man sie sehr häufig bei Israelitinnen der höheren Jahrgänge findet. Auf dem schlanken und absichtlich frei gelassenen Hals sitzen zwei rundliche Köpfe, auf denen sich wie ein moderner Sommerhut eine flache schwarze Frisur ausbreitet. Die Augen könnte man bezeichnen als märchenhaft langbewimperte Kalbsaugen, und das Benehmen meiner beiden verehrlichen Gegenüber gleicht dem einer italienischen Prima-Ballerina, die die Reminiszenzen an ihr Fischerdorf nie hat los werden können. Meine beiden Gegenüber gleichen sich wie zwei Zwillingsschwestern, obgleich ich nicht glaube, daß sie Schwestern sind. Aber das Typische an ihnen ist beiderseitig so ausgeprägt, daß ich nur eine zu beschreiben und sie mit zwei zu multiplizieren brauche, um beide zu haben. Sie kauen mit offenem Munde und essen das Gemüse mit dem Messer. Die Gänge, die wir vorgesetzt bekommen, sind entweder gelb von Safran oder duftig von

Knoblauch. Es gehört ein Bärenhunger dazu, so wie ich ihn habe, um sich an ihnen satt zu essen. Indessen bevorzuge ich das à discrétion auf den Tisch gestellte Weißbrot und den schönen spanischen Landwein, den es gratis gibt, um damit den Hauptteil meiner kulinarischen Bedürfnisse zu decken.

Kaffeetrinken! Zu diesem Zweck begebe ich mich auf den Hauptplatz der Stadt in ein Café, das mir als das Hauptcafé Madrids bezeichnet wurde. Es ist gestopft voll mit Menschen: wieder dieselben unheimlichen intriganten Gesichter mit den Händen in den Hosentaschen, der Zigarette im Munde und vor Kälte schlotternden Knien. Die großen Glasscheiben des Cafés sind samt und sonders heruntergelassen. Außerdem ist es Januar. Das berechtigt den heißblütigen Spanier, selbst in einem überfüllten Café die Hände in die Hosentaschen zu stecken und mit den Knien zu schlottern. Ich hatte vermutet, in diesem ersten Café der Residenz des Reiches, in dem einstens die Sonne nicht unterging, wenigstens eine Spur von Glanz und Eleganz zu finden. Die Spuren sind, soweit das Café selbst in Betracht kommt, vorhanden; Marmortische und eine ziemlich reiche, wenn auch geschmacklose Verschwendung mit Goldzierat. Aber wo sind die eleganten Menschen? Nur Männer sehe ich beisammen. Aber einer sieht aus wie der andere, und dieser andere erinnert mich unvermeidlich wieder an den Charakterdarsteller, der sich bemüht, dem Rinaldo Rinaldini zu gleichen. Dabei herrscht im ganzen Café Unsauberkeit, beim Fußboden angefangen, der mit Rücksicht auf den seitens der Besucher zu erwartenden Unrat mit weißem Sand bestreut ist, über die Tische hinweg, deren Marmoräderung durch die Staubteile, die sich in die feine Marmorierung hineingesetzt haben, besonders kräftig erscheint, bis zu den schmierigen Kaffeegläsern, die man bekommt, und den Zuckerstücken, die teilweise noch die Fingerabdrücke der ebenso unsauberen Kellner zeigen, die es sehr eilig haben und noch ehe man sich überhaupt gesetzt hat, zu wünschen wissen, ob man Kaffee „negro“ oder einen „con leche“ haben will. Ich eile wieder hinaus auf die Straße und bemühe mich nun nach Möglichkeit, die Menschen, denen ich begegne, zu übersehen. Ich gehe nach dem Königlichen Schloß, nach der Oper, dann wieder zurück eine breite Avenue hinunter, die in der Richtung

nach dem Südbahnhof führt, bewundere unterwegs verschiedene Denkmäler und besorge mir im Vorbeigehen in der Agentur von Ths. Cook & Son ein Billet Madrid—Algeciras. Es gelingt mir aber nicht immer, mit meinen Gedanken allein zu bleiben. Alle Augenblicke drängt sich irgend eine intrigante Gestalt an mich heran, um mir Postkarten mit Ansichten, Apfelsinen, Zuckerzeug oder die Führung nach irgend welchen Orten anzubieten, an denen



Denkmal in Madrid.

ein weiblicher Beruf ausgeübt wird, der wohl von allen der älteste ist. Mehr als einmal nähert sich mir eine Gestalt, die zunächst einige Schritte neben mir herläuft und sich dann geheimnisvoll an mir vorbeistiehlt, um einen Augenblick die Capa zu lüften und unter ihr eine blinkende goldene Uhr hervorgleißen zu lassen. Der Kerl erklärt mit einem wahren Diebsgesicht, er habe diese Uhr soeben gestohlen und wolle sie für ein billiges verkaufen. Am besten ignoriert man den Gauner. Denn es ist gefährlich, sich mit ihm einzulassen. Natürlich ist die Uhr nicht

gestohlen. Sie sieht auch bloß aus wie Gold, und wenn man 10 Duros dafür anlegt in der Meinung, sie sei 100 Duros wert, dann kann man sicher sein, daß man sie noch um 9 Duros zu teuer bezahlt hat. Dazu hat man dann das peinliche Bewußtsein, ein Hehler geworden zu sein. Ein deutscher Major in Zivil, dem spanische Verhältnisse noch nicht geläufig waren, fühlte sich in seinem Gerechtigkeitsgefühl gehalten, einen solchen Gauner zu stellen. Natürlich kennt hier jedes Kind diesen Trick. Aber unser Major faßte den Gauner am Kragen und überlieferte ihn der Polizei mit der Beschuldigung, daß der Gauner die Uhr gestohlen habe. Dieser kehrte nun den Spieß um und beschuldigte den Major wegen falscher Anschuldigung. Er hatte auch sofort einen Zeugen in einem benachbarten Uhrenladen bereit, der ihm bestätigte, daß er die Uhr am Tage vorher erst dort gekauft hat; und da selbstverständlich der Polizist, der angerufen war, wie das in Spanien vielfach so üblich ist, mit dem Gauner unter einer Decke steckte, so wurde der Major verhaftet, und es bedurfte erst diplomatischer Umwege, um ihn wieder freizubekommen. Darum ist es schon besser, wenn ein solcher Kerl kommt, man ignoriert ihn und holt allenfalls einmal wuchtig mit dem kleinen Stahlstöckchen aus, das man in der Hand hält. Dabei darf man aber den Arm nicht in die Höhe heben und überhaupt nicht so tun, als ob man jemanden schlagen wollte, sondern man fährt nur so ganz versehentlich, weil man eben mit dem Stock einmal schlenkern wollte, aus, und richtet es ebenfalls absolut versehentlich so ein, daß das schwuppende Ende des Stöckchens seine Schwungkraft gerade dem Ohr des Gauners mitteilt. Wenn dieser dann mit einem Wehegeheul zurückprallt, dann erst darf man von seiner Gegenwart Notiz nehmen und ihn mit gezogenem Hut höflichst um Entschuldigung bitten. So sagte mir der Dolmetscher des Hotels, der mir auch hierdurch erneut den Beweis gab, daß


Polizist in Madrid.

die Höflichkeitsbegriffe in Spanien doch wesentlich anderer Natur sind, als bei uns.

Auch noch ein drittes Beispiel an dieser Stelle! In einer südspanischen Hafenstadt hat ein Kaufmann eine größere Warensendung erhalten, bei der es zweifelhaft sein kann, ob sie nach der einen oder der anderen Position des Zolltarifs frei passiert oder einen erheblichen Zoll zu bezahlen hat. In dem Zollavis ist die Ware selbstverständlich als zollpflichtig bezeichnet worden. Es bleibt also nichts anderes übrig, als entweder den Zoll zu bezahlen oder den Zollbeamten mit einer Summe, die natürlich nicht den eventuell zu zahlenden Zoll erreichen darf, zu bestechen. Da Bestechung nun aber nach dem Gesetz verboten ist und bestraft wird, so wäre es unhöflich, dem Zollbeamten die Bestechung einfach anzubieten, indem man ihm eine entsprechende Summe übersendet, obgleich man ganz genau weiß, daß die Bestechung an sich unter keinen Umständen von ihm übel genommen wird; ganz im Gegenteil! Aber man ist höflich. Man lädt den Zollbeamten zu sich ein, arrangiert eine Partie Poker und verliert im Verlaufe dieser Partie Poker an den Zollbeamten die 100 Duros, die man ihm zukommen lassen will. Sind die 100 Duros verloren, so muß man aufhören zu pokern, damit man nicht mehr verliert oder womöglich etwas zurückgewinnt — beides wäre peinlich. Am nächsten Tage kann man dann seine Waren zollfrei über die Zollgrenze bringen. Das sind ungeschriebene Gesetze spanischer Höflichkeit, die man aber wissen muß, wenn sie auch uns als den Bürgern eines Landes mit einer über allen Zweifel erhabenen Beamtentreue vielfach sonderlich anmuten. Aber wozu reist man schließlich in andere Länder, wenn man immer nur das wieder treffen will, was man auch bei uns zu Hause hat. Dann kann man gleich lieber zu Hause bleiben.

* * *

13. Januar.

Heute ist der 13. des Monats. Ich habe bisher stets gefunden, daß 13 für mich eine Glückszahl ist. Heute habe ich nun wieder die Bestätigung davon erhalten. Ich hatte mir vorgenommen, von Madrid aus den nur einige Male in der Woche

verkehrenden Süderpreß zu benutzen, der Madrid abends 7[10] Uhr verläßt. Nun hatte ich aber die Unvorsichtigkeit begangen, in Paris beim Crédit Lyonnais fast mein ganzes Geld einzuzahlen und mir einen Kreditbrief auf die Filiale der Bank in Tanger einzutauschen. Ich hatte mir nur so viel in barem Gelde zurückbehalten, als ich glaubte, notwendig zu haben, um bis nach Tanger zu gelangen. Dadurch, daß ich nun anstatt 2. Klasse in Spanien



Der entgleiste Süderpreß.

1. Klasse zu fahren gezwungen war, war meine Reisekasse stärker in Anspruch genommen worden, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte. Hätte ich den Luxuszug benutzt, so wäre ich zweifellos nicht ausgekommen. Somit sah ich mich denn nolens volens gezwungen, den Personenzug zu wählen, der 20 Minuten später Madrid verläßt. Es blieb sich ja an sich gleich, denn ich erreichte auch mit diesem Zuge noch den Anschluß an den Dampfer in Algeciras. Ich fuhr also gestern abend mit dem Personenzuge los, und als ich heute morgen aus meinem Schlaf aufwache, höre ich, daß wir bereits eine Stunde auf der kleinen Station, auf

der wir uns befinden, halten, weil einige Kilometer weiter hin der 20 Minuten vor uns abgefahrene Luxuszug entgleist ist. Nach mehrstündigem Warten wird unser Zug bis an die Unglücksstelle vorgeschoben, und dort liegt auch in der Tat der Südexpreß. Glücklicherweise ist das Unglück passiert in einem Einschnitte, der in den umgebenden Fels hineingesprengt wurde. Die Wagen konnten somit nicht umschlagen, sondern lehnen nur mit der einen Seite an der Felswand. Menschenleben sind gottlob nicht zu beklagen. Immerhin war dieser unangenehme Zwischenfall, von dem nicht betroffen zu sein mir nur durch blinden Zufall gestattet wurde, ein Grund mehr, um die goldene 13 zu loben und die spanischen Bahnen als die grauenhaftesten Instrumente, die die Dreistigkeit besitzen, den Ehrennamen Verkehrsmittel für sich in Anspruch zu nehmen, in das Land zu verwünschen, wo der Pfeffer wächst. Vier Stunden dauerte es, bis jenseits der Unglücksstätte ein neuer Zug bereit stand, bis unser Gepäck hinübergebracht wurde, und bis es weiter ging. Als wir nach Cordova kamen, wo die Wege nach Algeciras und Cadix sich gabeln, war natürlich der Anschlußzug nach Algeciras längst fort, und somit verlor ich einen vollen Tag und war außerdem gezwungen, mein Billet Cordova—Algeciras schwimmen zu lassen, mir ein neues zu nehmen über Sevilla nach Cadix, und außerdem noch in Sevilla und Cadix zu übernachten.

Nun befand ich mich mit meiner Reisekasse erst recht in einer peinlichen Verlegenheit, und somit bekam ich ein zweites Mal Gelegenheit, mich daran zu ergötzen, daß heute der 13. und somit mein Glückstag ist. Denn als ich heute bei der Unglücksstelle stehe und im Begriff bin, den eingekeilten Luxuszug zum Andenken an diesen Zwischenfall auf der photographischen Platte festzuhalten, tritt ein Herr zu mir heran und beginnt im schönsten württembergischen Dialekt mit mir eine Unterhaltung. Wir kennen uns noch keine zwei Minuten, da habe ich ihm bereits mein Leid geklagt, und ohne daß ich ihm bisher meinen Namen oder irgend eine Eigenschaft, in der ich reise, gesagt habe, bietet er mir sofort an, mir auszuhelfen. Und nach drei Minuten wanderten bereits 100 frisch gepumpte Peseten in mein Portefeuille. Bei Deutschen habe ich ein derartiges Vertrauen auf das ehrliche Gesicht hin

noch niemals gefunden. Mit goldenen Lettern steht daher der Name dieses edlen Menschenfreundes in meinem Tagebuche: Herr Dauphin, der von Sevilla aus die Welt mit Weinpfropfen versieht. Während ich schon dachte, ich säße nun endgültig auf dem Pfropfen, kommt der, der die Pfropfen macht und hilft mir wieder hinunter. Die Parole des heutigen Tages lautet also: Nach Sevilla!

* * *

14. Januar.

Sevillas Ruhm erfüllte einst den Erdkreis. Wie mancher Dichter hat ihn mit Engelszungen gepriesen, wie manche Sängerin zeigte schon in jungen Jahren als Carmen zu den Klängen der Seguedilla ihre doppelten Reize, und konnte es nicht unterlassen, dasselbe zu tun, als sie alt war. Sie liegt mir wieder im Ohr, die ewig schöne, girrende Melodie:

„Draußen am Wall von Sevilla,
Wohnet mein Freund Lillas Pastia,
Dort tanze ich die Seguedilla
Und trinke Manzanilla . . . .“

Wäre ich ein Dichter geworden, so würden mich die Stunden in Sevilla vielleicht auch auf Wogen der Begeisterung den Pegasus tummeln heißen. Aber meine Phantasie ist zu nüchtern dazu, und so oft ich mir auch Mühe gebe, meinen Vorstellungen vom romantischen Spanien an Ort und Stelle erst die nötige Farbe zu verleihen, so verpinselt mir die rauhe Hand der Wirklichkeit doch leider allzu oft die schwungvollen Linien, die eine mit nur idealen Pinselstrichen arbeitende Phantasie mit einer durch keinerlei Kenntnis der Wirklichkeit getrübten Treffsicherheit auf mein Erinnerungsblatt Spanien bisher geworfen hat. Schon das verletzt mich, daß ich in einem mir zufällig in die Hände kommenden englischen Reiseführer lese, daß über die Hälfte der Bewohner des ehemaligen Königreichs Sevilla nicht für nötig befunden hat, Lesen und Schreiben zu lernen. Wahrscheinlich deshalb, weil sie glaubten, daß ihre Vorfahren nun genug für den Ruhm Sevillas gesorgt hätten, so daß ihre Nachfahren es nicht weiter nötig hätten, sich damit noch irgend welche Mühe zu geben. Aber romantisch

ist Sevilla, das muß man ihm lassen, namentlich wenn man dort erst zur Dunkelheit eintrifft. Entführungen und der scharfgeschliffene Dolch spielen auch heute noch ihre Hauptrolle dort. Die engen winkligen Straßen, die zahlreichen Plätze mit ihrer subtropischen Vegetation, die vielen dunklen Nischen und Torbogen lassen Sevilla so recht als den Schlupfwinkel für allerhand heimliche und verborgene Dinge geeignet erscheinen. Auch hier bewundert man wieder den Überfluß an Gestalten, bei deren Anblick man ein Gruseln empfindet. Nicht einmal ist mir dieses Gruseln fern beim Anblick der zahlreichen Stadtpolizisten, die eine sehr nebensächliche Rolle spielen und ihre Hauptaufgabe darin erblicken sollen, unter allen Umständen so schnell wie möglich auszureißen, wenn sie irgendwo notwendig sind. Entweder haben sie schon vorher von irgend einem Interessenten einige Peseten bekommen, damit sie ausreißen, oder sie reißen aus, weil sie fürchten, bei der Gelegenheit sonst etwas Schmerzlicheres abzubekommen. Es herrscht hier, wie es scheint, eine durch Verhältnisse und Gewohnheit legitimierte Anarchie, und man soll sich in Sevilla seines Lebens weniger sicher fühlen, als bisweilen unter den Schwarzen. Besonders beliebt und geübt ist hier das Nichtstun, das namentlich eine sehr weit verbreitete Gesellschaftsklasse für sich in Anspruch nimmt, die es als ihr besonderes Vorrecht ansieht, die Tracht des Toreros zu tragen. Sie besteht — eine allerdings stark modernisierte Form — in einer sehr weiten Hose und einem Jäckchen, das da aufhört, wo bei uns gewöhnlich die Hosenschnalle sitzt. Dazu kommt auf dem Kopf ein Strohhut von der Form eines sogenannten Girardihutes, und ferner eine unglaublich selbstbewußte Haltung, die imponieren könnte, wenn man nicht die ärgsten Zweifel an ihrer sittlichen Berechtigung hegen müßte. So wirkt sie amüsant. Aber man tut besser, man amüsiert sich darüber nicht zu laut. Denn es könnte passieren, daß ob dieser Achtungsverletzung dem zuschauenden Polizisten das Herz in die ebenfalls recht weiten Beinkleider rutschen, und er selbst ausreißen könnte. Dann steht man allein einem solchen stolzen Torero gegenüber, und ich stelle mir das nicht gerade sonderlich vertrauenerweckend vor. Trotzdem wage ich es, mich durch allerhand enge und winklige Straßen hindurchzuschlängeln. Auch auf mich wirkt die

erhabene Haltung jedes mir begegnenden stolz gewollten Spaniers ansteckend. Auch ich werfe mich schließlich in die Brust und mache ein Gesicht, wie wenn ich jedem mir begegnenden Torero-Gigerl zurufen wollte: „Blas mir mal den Staub da weg!“

Ganz Sevilla schwärmt heute noch wie seit Jahrhunderten für die Stierkämpfe, und die Umgebung von Sevilla steht in dem Rufe, daß sie die besten Kampfstiere und die besten zum Stierkampf geeigneten Pferde züchtet. Ich habe es nie verstehen können, daß eine derartige Zirkusnummer ein ganzes Volk so faszinieren konnte, daß darüber eine ganze Nationalliteratur entstanden ist, wie bei uns zu Hause über die Freuden des Trinkens. Daß man den kreisenden Becher besingen kann, verstehe ich, daß man den Stierkampf besingen kann, verstehe ich nicht. Dem Spanier geht es vielleicht umgekehrt. Wenigstens sehe ich in den zahlreichen Bodegas, an denen ich vorbeikomme, um diese Zeit kaum Menschen. Hin und wieder steht dort ein dienender Geist, der für seine Herrschaft einen Krug Wein holt. Nur gelegentlich sieht man irgendwo auf den Holzbänken in den Kellergewölben der Bodegas ein Liebespärchen sich gegenübersitzen, das sich am Manzanilla gut tut. Dieser spielt in Spanien in vieler Beziehung dieselbe Rolle, wie bei uns der Sekt. Aber auch er wird im allgemeinen mäßig getrunken. Man bekommt stets nur ein kleines Glas, hat allerdings die Verpflichtung, es auch in einem Zuge auszutrinken. Doch trinkt man im allgemeinen davon nur ein Glas und geht dann. Auch in dem Kunstinstitute, in das ich mich hineinwage, um einmal zu sehen, wie jene Torerogestalten sich bei sitzender Lebensweise ausmachen, trinkt man kaum Alkohol, es sei denn ein Gläschen Likör zu einem Glase Kaffee oder ein Glas Manzanilla, nach dessen Genuß man aber auch hier, wie es scheint, die Notwendigkeit fühlt, aufzubrechen. Wie das kommt, weiß ich nicht. Auf mich hat der Wein nie diese Wirkung ausgeübt, und ich habe mir auch kein Gewissen daraus gemacht, gelegentlich davon das zweite oder das dritte Glas zu genehmigen.

Das Kunstinstitut, in das ich eingetreten bin, ist eine Singspielhalle, die deshalb berühmt sein soll, weil in ihr vorwiegend spanische Tänze aufgeführt werden. Ich erlebe aber auch nach dieser Richtung hin eine Enttäuschung insofern, als ich weder

eine Seguedilla noch eine Sevillana vorgesetzt bekomme, sondern nur einen Komiker, dessen Komik angeblich darin liegen soll, was er singt, während mir als das Komischste an ihm vorkommt, daß er gar nicht komisch ist. Dann folgt eine Sängerin, tief dekolletiert, rot geschminkt und in kurzen Röcken, wie man sie bei uns zu Hause auf den Variétébühnen zu sehen bekommt, die von Schützenfest zu Schützenfest wandern. Dann kommt ein Quartett, das musikalisch wie darstellerisch von vier kunstbegeisterten Verkäufern auf dem Jahresball der Firma Hermann Gerson & Co. besser vorgetragen wäre als hier. Aber von spanischen Tänzen, auf die ich mich gefreut hatte, war nichts zu sehen. Ich verlasse daher meinen Kaffeetisch, zumal ich sowieso als der einzige sozusagen europäisch gekleidete Anwesende von den zahlreichen Zeitungsverkäufern, Zigaretten- und Streichholzhändlern, Kuchen- und Zuckerbäckern usw., die das Lokal mit ihren Körben und ihrem vorlauten Lärm überdies noch erfüllen, zur Zielscheibe genommen werde. Sie halten mich wohl für einen jener Fremdlinge, die derartige Gegenstände als Reiseerinnerungen in größeren Mengen zum Mitbringen einkaufen. Vielleicht hält man mich auch wegen meiner durchaus nicht sevillanischen Kleidung für besonders zahlungsfähig.

Ich bin abgestiegen im Hôtel de Madrid, bisher dem einzigen Platz in der Stadt, der meinen Kulturbedürfnissen genügt. Es ist ein schönes großes Hotel mit luftigen hohen Zimmern, mit vielem Marmor und mit großen molligen Betten. Auch ist es sauber und verrät in seinem Bau einen einheitlichen, durch die in Sevilla zahlreich vertretene maurische Kunst besonders in diesem Stil wohlerzogenen Geschmack. Auch die Preise gehen an, 12,50 Peseten für den Tag Pension. Die Pesete kostet ungefähr 60 Pfennig. Heute mittag fahre ich nun weiter nach Cadix. Dort muß ich noch einmal eine Nacht logieren, und dann wird mich morgen in aller Herrgottsfrühe ein Dampfer der Compañia Trasatlantica aufnehmen, um mich hinüberzubringen nach Afrika.

Herr Dauphin, mit dem ich zusammen bis Sevilla gefahren bin, war noch so freundlich, mir einen guten Ratschlag für die Hotels in Tanger mit auf den Weg zu geben, den ich mir noch schnell notieren will. Er sagte: „Schade, daß sie nicht Spanisch

sprechen. Die Hoteliers verlangen im allgemeinen 7 bis 10 — nun kommt der Witz — wenn Sie Spanisch sprechen, Peseten, wenn Sie Französisch sprechen, Francs, und wenn Sie Englisch oder Deutsch sprechen, Schillings oder Mark." Ich schließe daraus, daß in den Augen der Wirte von Tanger Spanier, Franzosen und Engländer oder Deutsche sich bezüglich ihrer Schröpffähigkeit zueinander verhalten wie 3:4:5.





Am Hafen von Tanger.

Zweites Kapitel.

Viel Lärm um nichts.



15. Januar.

Mit Cadix habe ich eine Überraschung erlebt. Ich bin im Begriff, Spanien zu verlassen, und noch ganz zuguterletzt verspüre ich einen Hauch jener Romantik, von der die Dichter singen. In der Tat, ein allerliebstes kleines Städtchen, dieses Cadix, wert, irgendwo auf einer Weltausstellung aufgebaut zu werden. Mitten im Meere liegt es, mit dem Festland nur durch einen schmalen dünnen Streifen verbunden, auf einer kleinen Anhöhe. Ein malerisches Tor, an dem wirklich nur noch zwei Landsknechte fehlen, die die Hellebarden kreuzen, läßt uns eintreten in ein sauberes altes Städtchen, auf dessen Plätzen Palmen wachsen, während die Beete besetzt sind mit Kakteen, Feigen und anderen Gewächsen des Südens. Marmorfassaden und Säulenbauten, plätschernde Wässer und freundliche Brunnen versetzen den Fremdling in jene Zeiten, da noch diese Straßen und Plätze belebt waren von den Mannen der Armada, und da in diesen Marmorpalästen noch jene Kaufleute thronten, die sich fast Könige nennen konnten in Cuba, in Peru, in Brasilien, in Mexiko und la Plata und wie alle jene Länder heißen, in denen heute noch Spanisch die Landessprache ist. Aber jene Zeiten sind vorbei. Die wirklich erquickende

Ruhe und Einsamkeit hier auf den Straßen läßt um so mehr empfinden, daß hier die Grabstätte des Weltruhms einer ganzen Nation ist. Was heute England ist auf der Erde, war einst Spanien. Ja Spanien bedeutete damals für die Erde noch mehr als heute England. Denn es waren nur wenige da, die ihm sein überseeisches Erbe streitig machten, und selbst Europa gehörte zum größten Teile mit unter den Sammelnamen Spanien. Dahin, dahin ist diese Größe! Die jüngste Flotte der Erde hat der ältesten, die sich an jene fernen Gestade wagte, definitiv den Rest gegeben, derartig, daß es nun mit der Weltmachtstellung Spaniens ganz und gar aus ist, und daß man davon auch in Spanien eigentlich nur noch in der Erinnerung zehrt. Allerdings tut man das desto intensiver. Wie unglücklich müßten sich doch die Spanier vorkommen, wenn sie wirklich das Bewußtsein davon hätten, eine wie traurige Rolle sie jetzt eigentlich nur noch auf der Erde spielen! Cadix ist so gerade der rechte Ort, um nochmals sich schnell zu sammeln, ehe man Europa Lebewohl sagt. Es gemahnt daran, daß alles in der Welt vergänglich ist, und solche Mahnungen sind bisweilen ganz gut, zumal wenn man bewußtermaßen aus seiner Kulturzone heraustritt, um einer ungewissen Zukunft entgegenzuschreiten.

Viel Fremdenverkehr besitzt Cadix, wie es scheint, nicht mehr. Ich wohne in einem echt spanischen Gasthaus. Alle Zimmer sind mit roten Ziegelsteinen gepflastert. Die Betten in den Zimmern sind aus Eisenstäben geschmiedet. Die Decke meines Zimmers ist ein Kreuzgewölbe. An der Wand hängt ein großes Bild von der Jungfrau Maria mit dem Christusknaben. Überhaupt ist nach der Richtung der Seligkeit hin alles getan, was man nur verlangen kann. Sogar über meinem eisernen Bettgestell wölbt sich ein Himmel. Wenn ich die letzte Nacht in Europa nicht himmlisch schlafen werde, dann kann mein werter Hauswirt jedenfalls nichts dafür.

* * *

16. Januar.

Bereits um 4 Uhr morgens klopft der Wirt in eigener Person. Es ist Zeit, um zum Dampfer zu gehen. Die Nacht war kalt, und Nebel liegt über dem Hafen. Wir tappen uns im

Dunkeln auf dem Molo entlang, der noch aus der guten alten Zeit stammt, und machen Halt bei einer trüben Laterne, die uns als Leitstern diente. Zu unseren Füßen schaukelt die Dampfpinasse, die uns zum Dampfer bringen soll, der draußen vor Anker liegt. Aber es geht alles schön schematisch zu. Erst müssen sämtliche Passagiere, die mitfahren wollen, beisammen sein, dann erst darf man hinuntersteigen und sich ein Plätzchen suchen für sich und sein Gepäck. Man merkt es sofort, die Leute sind des großen Verkehrs entwöhnt worden. Sie kennen nicht mehr den Wert der Stunde und sind schon fast anderthalb Stunden früher da, ehe die Dampfpinasse überhaupt abgeht. Einerlei, es ist kein verlorener Morgen. Auf meinem Mantelsack sitzend, schaue ich rückwärts und beobachte, wie der Horizont sich gegen Osten hin lichtet, und wie bereits die schwarze Silhouette der Stadt gegen ihn sich abhebt. Der Nebel ist mittlerweile hoch gegangen und beginnt sich unter den ersten wärmenden Strahlen der Sonne aufzulösen. Es löst sich auch die schwarze Silhouette der Stadt auf in Türme und Dächer und Häuser und Mauern, zwischen denen freundliches Grün hindurchblinkt, und als nach anderthalb Stunden zum Überfluß auch noch die Dampfpfeife der Pinasse aufdringlich zu heulen beginnt, um die säumigen Passagiere herbeizurufen, die aber alle schon seit anderthalb Stunden darauf warten, daß sie nur einsteigen dürfen, da empfindet man diesen künstlichen Schrei als etwas höchst Unnatürliches, als etwas, das absolut nicht in diese Schönheit der Natur hineinpassen will. Die Sorge um einen angemessenen Platz in der überfüllten Pinasse reißt mich schnell aus meinen Träumen. Bald pfeift diese das zweite Mal überflüssigerweise, und schließlich auch noch ein drittes Mal. Dann legen wir vom Lande ab und fahren nach dem Dampfer, der uns in 6—7 Stunden nach Tanger hinüberbringen soll. Auch dieser Dampfer legt Zeugnis dafür ab, wie sehr Spanien heruntergekommen ist. Ich hätte wohl den alten seligen Columbus sehen mögen, wenn der mit einem so verschmierten Deck seine Forschungsreise nach Amerika hätte antreten sollen, wie ich die meinige nach Marokko. Und dabei würde auch diese Compañia Trasatlantica kaum in der Lage sein, aus eigenem Kaufmannsgeist heraus die spanische Flagge so stolz vom Heck herunterwehen zu lassen, wenn

nicht die überall in der Welt geschäftskundigen Jesuiten sich dieser bedeutendsten spanischen Schiffahrtsgesellschaft angenommen und durch den Erwerb der großen Mehrzahl ihrer Aktien sich den ständigen Einfluß auf die Leitung ihrer Flotte gesichert hätten. Ich habe aber gar nicht viel Zeit, mich über mein Unbehagen lange aufzuregen, denn mich bannt zunächst wieder der Blick auf das leuchtend dahingegossene Cadix, das von hier aus gesehen noch eindrucksvoller erscheint, und um das wir eben herumzufahren im Begriff sind. Dann aber, als wir in die Straße von Gibraltar einbiegen, packt mich ein unangenehmer Geselle beim Kragen und wirft mich nieder auf die lange Bank der Kajüte. Es ist das Gespenst der Seekrankheit. In der Straße von Gibraltar steht ständig ein nach Osten laufender Strom an, die sogenannte Levante. Er rührt daher, daß über dem binnenseeartigen Mittelmeere, in das nur wenige große Ströme einmünden, eine sehr schnelle Verdunstung stattfindet, so daß ein ständiger Zufluß aus dem gewaltigen Reservoir des Atlantischen Ozeans nötig wird. Dazu kommt, daß auch die Winde sich hier zusammendrängen und das Ihrige dazu tun, um die Wogen in tiefgründige Bewegung zu versetzen. Wer also besondere Neigung zur Seekrankheit besitzt, hier in der Straße von Gibraltar kann er ihr nach Herzenslust frönen. Von den sieben Stunden Fahrt hatte ich wenig. Das verhältnismäßig kleine Schiff beginnt erst dann wieder etwas ruhig zu laufen, als wir uns bereits der afrikanischen Küste nähern. Schon dampfen wir am Kap Spartel vorüber, bei dem die Straße von Gibraltar eigentlich erst beginnt, und aus ziemlicher Entfernung bereits reflektieren die hellen Wände der Häuser von Tanger die einfallenden Lichtstrahlen. Während ich mich noch mit dem Problem beschäftige, welcher der verschiedenen Berge auf afrikanischer Seite nun eigentlich die andere Säule des Herkules sein soll, wenn der Kegel von Gibraltar die eine ist, wirft der Dampfer bereits Anker, fast noch eine Seemeile vom Lande entfernt. Wir sehen, wie mehrere Boote vom Lande abgelegt haben und auf uns zusteuern. Sie befinden sich bereits diesseits des scharfen weißen Streifens, den der Gischt der heftigen Brandung hervorruft. Es steht auch hier noch eine kräftige Dünung vom Atlantischen Ozean her an, und die Boote tanzen bald wie Nußschalen auf den Dünenbergen;



Passagierjäger am einlaufenden Dampfer.

bald werden sie in einem Wellental den Blicken entzogen. An Bord unseres Dampfers werden die Postsäcke bereitgelegt. An ihnen erkennen wir die deutschen, spanischen und französischen Farben. Das Postboot ist auch das erste, das neben dem Dampfer festmacht. Die afrikanische Post kommt an Bord. Die Postsäcke mit den deutschen Farben sind nahezu doppelt so zahlreich, wie diejenigen mit spanischen und französischen Farben. Das deutsche Postamt genießt von allen offenbar das größte Vertrauen. Mittlerweile sind auch die anderen Kähne herangekommen. Sie bringen ein buntes Gemisch von Kleidern und Rassen, Araber, Mauren, Juden, Spanier, Mischlinge, alle dasselbe Kaliber! Mit affenartiger Geschwindigkeit erklettern diese Enkel ehemals gefürchteter Seeräuber das Schiff. Uns Passagiere betrachten diese Subjekte anscheinend nur als Objekte. Es sind die Agenten der Hotels, Postkartenverkäufer, Gepäckträger, Gelegenheitsmacher, zumeist menschliche Ausgaben der Rasse Mops-Pudel-Pinscher. Sie stürmen auf uns los, einer überschreit den anderen. Zehn Hände greifen nach unserem Gepäck, weil sie kalkulieren: „Wo's Geschirr, dahin der Herr." Ich suche inmitten meines Gepäcks Rückendeckung und piekse jeden, der mir oder meinem Gut, das Motten und Rost fressen, zu nahe kommt, mit dem Stock vor den Bauch, eine Tätigkeit, die ich so lange zu unserem beiderseitigen Ergötzen fortsetze, bis ich mich für einen recht anständig aussehenden Araber entschieden habe, der nunmehr wie ein Cerberus mein Gepäck hütet, bis es in den Kahn verladen werden kann. Schließlich spekuliere ich mich selbst in das auf den Wellen tanzende Boot hinein und fahre damit zur Landungsbrücke. Erneute Schwierigkeit, aus dem Boot auf die Brücke zu kommen! Man muß den Augenblick abpassen, da das Boot durch eine Welle in die Höhe geworfen wird, und sich einen beherzten Ruck nach oben geben, ehe die Welle ihre größte Höhe erreicht hat. Mit Hilfe ihrer Schwungkraft fliegt man dann wie ein lahmes Wurfgeschoß aus einer Schleudermaschine des Archimedes in Afrika ans Land und muß noch froh sein, wenn man dabei auf beide Beine zugleich sich niederlassen kann. Auf diese und ähnliche Weise gelangt man also auf den Schauplatz der nordafrikanischen Wirren.

* *
*



Tanger — Hafenplatz.

Ich treffe es, wenn ich so sagen darf, günstig. Auf der Fahrt hatte ich mir bereits erzählen lassen, daß gestern in der Nähe von Tanger ein Gefecht zwischen Sultanstruppen und Kabylen stattgefunden hat. Ich suche also nach Zeichen, die auf Kriegszustand hindeuten. Aber ich sehe keine. Gelassen sitzt der weißbärtige, marokkanische Zollbeamte in einer niedrigen Steinhütte vor dem offenen Stadttor, durch das sich Eselskarawanen und schreiende Menschen drängen, von denen wieder einmal einige versuchen, mich als Gegenkontrahenten für allerhand Handelsgeschäfte zu gewinnen. Ein Sultanssoldat, den roten Fez auf dem Kopfe, den Patronengürtel mit scharfen Patronen um den Leib und die in der eigenen Waffenfabrik des Sultans in Fâs hergestellte einpatronige Winchesterbüchse wie einen Spazierstock auf dem Rücken herumschlenkernd, sieht dem Rumi zu, der vor dem schnüfflichen Zollkuli seine sämtlichen sieben Sachen öffnen muß. Und friedlich treten zwei Berber mit langen Flinten und zerfetztem Burnus hinzu, Mitglieder einer Kabyle aus der Umgegend, die gestern noch am Kampfe teilgenommen hat. Man scheint die Kriegführung hier ganz gemütlich zu betreiben.

Ich beziehe ein Hotel und mache mich schleunigst mit einigen Landsleuten bekannt. Wir besprechen die letzten Ereignisse — keine Spur von Nervosität, man beglückwünscht mich, daß ich zu dem netten Schauspiel noch zurecht komme —; heute ist Waffenstillstand. Er wurde nicht verabredet, sondern es ist Freitag, moslemitischer Feiertag, da ruht der Kampf so wie so; aber morgen soll er von neuem beginnen! Man freut sich darauf, wie bei uns zu Hause die Kinder, wenn ein Puppentheater ins Dorf eingezogen ist, auf die Vorstellung am Abend. Für morgen sind schon fast alle Pferde, Maultiere und Esel in der Stadt gemietet. Die Mieten sind bedeutend für morgen gestiegen. Alles reitet natürlich hinaus, um sich den Kampf zwischen Soldaten und Kabylen anzusehen. Die einzigen, die in Aufregung zu sein scheinen, sind die Journalisten. Spanien und Frankreich haben sie gleich in Massen hierher beordert. Wohl noch niemals ist das Kabel, das englische wie das französische, in Tanger so sehr malträtiert worden, wie in dieser Zeit. Was Wunder! Wer hätte denn so kühne Hoffnungen hegen können, daß gerade dicht

bei Tanger eine Szene des marokkanischen Schauspiels sich ereignen würde, die so herrlichen Stoff zu Sensationsmeldungen abgibt, wie dieser Kirchturmstreit oder, um im Bilde zu bleiben, Minaretstreit direkt unter den Mauern von Tanger! Mehr als das ist der Streit nicht. Vor allen Dingen steht er in keinem näheren Zusammenhange mit den Ereignissen im Innern des Landes, die nach wie vor ernst, sehr ernst und unentschieden sind. Und es ist recht unerfreulich, festzustellen, daß auf spanischer wie französischer Seite gewetteifert wird, diese Ereignisse von lokaler Bedeutung, die man doch als Augenzeuge mitmachte, zu vergrößern und damit bewußtermaßen einen Zeichenfehler in das Bild der marokkanischen Wirren hineinzubringen, und das in einer Angelegenheit, die kontrollierbar war. Um wieviel mehr haben wir Ursache, den Nachrichten mit größter Vorsicht zu begegnen, die über die Dinge im Innern des Landes nach Tanger gelangen und von dort aus ihren Weg in die sensationsbedürftige Presse, namentlich der romanischen interessierten Länder, finden! Zur Ehre der hier anwesenden deutschen Journalisten muß gesagt werden, daß sie bisher bei diesem unwürdigen Spiel nicht mitgewirkt haben und die Dinge ohne Bausch und Bogen frisiert haben, wie sie sich ergaben.

Die Vorgänge um Tanger, deren Augenzeuge ich teilweise noch werden soll, sind also, wie mir gesagt wurde, von rein örtlicher Bedeutung und entbehren jeglicher Berechtigung, mit den Dingen, die sich im Innern des Landes entwickeln, und die für uns eigentlich ausschließlich von Interesse sind, auf einer Stufe behandelt zu werden. Es hängt damit kurz folgendermaßen zusammen. Zu den Lasten des Marokkaners gehört, genau wie auch anderswo, in erster Linie das Steuerzahlen und die Aushebung. In Kulturstaaten sind diese Pflichten durch Gesetze geregelt, in Ländern wie Marokko regelt sie die Willkür. Nun hatte sich der Pascha von Tanger bei den umwohnenden Stämmen oder „Kabylen" bereits seit längerer Zeit durch angeblich ungerechte und harte Steuerauflagen höchst mißliebig gemacht. Der Haß richtete sich aber vor allen Dingen gegen seinen obersten Beamten, dem allerdings die schnödeste Habgier und Grausamkeit nachgesagt werden. Auch die Aushebungen scheinen häufig statt-

gefunden und die einzelnen Stämme schwer belastet zu haben. Als nun die Wirren im Innern begannen, ließ der Sultan erneute Aushebungen für das Regierungsheer vornehmen. Diese wurden in der Umgegend von Tanger durch den Pascha persönlich vorgenommen, und zwar in Begleitung seines verhaßten obersten Beamten, seines „Kalifa“ oder Sekretärs. So kamen sie auch zu den sogenannten Fahaßleuten, die im Süden von Tanger ihre Dörfer haben. Hier hatte kurz vorher eine Aushebung stattgefunden. Die Leute waren daher durch die neue Aushebung aufs höchste gereizt. Sie griffen den Pascha und seine Begleitmannschaft an, und während dieser eilig mit seinen Leuten die Flucht ergriff, fingen sie den Kalifa, gegen den sie noch einen besonderen Haß hegten. Er galt nämlich als ein Don Juan und hatte es fertig gebracht, seine Amtsgewalt in einer geradezu unglaublichen Weise zu mißbrauchen. Eine nach marokkanischen Begriffen besonders schöne Frau aus einem der Fahaß-Dörfer hatte er mit samt ihrem Mann auf der Kasba festsetzen lassen und hatte die Gelegenheit benutzt, um die Frau sich anzueignen. Sie war ihm aber entflohen und wartete in ihrem Dorfe, bis die Zeit zur Rache kam. Mit dieser wurde denn auch der böse Kalifa nicht verschont. Er wurde vollständig entkleidet, wurde durch glühende Eisenstücke gepeinigt und gezwungen, einen Tanz aufzuführen, nachdem er vorher von den Männern des Dorfes homosexuell gemißbraucht worden war — was in Marokko als die schlimmste Entehrung gilt —, und das Ende des Racheaktes bestand darin, daß er festgehalten und durch dieselbe Frau, die er selbst seinen Leidenschaften dienstbar gemacht hatte, mittels glühenden Eisens geblendet wurde. In diesem Zustande brachte man ihn an die Grenze von Tanger und überließ es mitleidigen Leuten aus Tanger, den Ärmsten nach der Kasba zurückzugeleiten. Sodann gewannen die Fahaßleute andere Kabylen in der Umgegend von Tanger, um die Absetzung des Paschas zu erzwingen. Nur eine Kabyle, Tandja el Balia, die in unmittelbarer Nachbarschaft von Tanger ihre Dörfer hat, wollte sich der Bewegung nicht anschließen, und nun wollten die anderen sie mit Gewalt zum Anschluß zwingen. Infolgedessen griffen die Paschagegner die Kabyle am 14. Januar an. Die Weiber und Kinder der angegriffenen Kabyle suchten teils

bei Europäern, teils auf der Festung von Tanger, eben der Kasba, Schutz, und auf Drängen des „Times"-Berichterstatters Mr. Harris, in dessen Haus sich eine Anzahl Frauen geflüchtet hatte, sowie des englischen und französischen Gesandten, beauftragte der in Tanger wohnende Minister des Auswärtigen, Ssidi Torres, dem vom Sultan die Verwaltung von Tangerland für



Der Soco chico in Tanger mit dem deutschen Postamt.

die Zeit der örtlichen Unruhen übertragen worden war, den Pascha, mit den 500 in Tanger liegenden Sultanssoldaten die Ruhe wiederherzustellen. Somit zog denn der Pascha am 15. Januar gegen die Fahaßleute aus und zerstörte mehrere ihrer Dörfer. Es wurde sehr viel Pulver und Blei verschossen. Es setzte auf beiden Seiten 4 oder 5 Tote und einige Verwundete. Der Kampf selbst und namentlich die Haltung der Sultanssoldaten war eine Komödie. An Taktik nicht zu denken, ebensowenig an Zielen! Man schoß andauernd sinnlose Salven in die Dörfer. Kamen die Kabylen

den Soldaten etwas zu nahe, dann machten diese kehrt, legten die Flinte über die Schulter und drückten im Davonlaufen rückwärts los. Auf diese Weise wurde ein Soldat von seinen eigenen Leuten erschossen, eine Frau und ein Junge, die zusahen, verwundet. Die Kabylen mußten sich zurückziehen, weil sie nur mit Steinschloßgewehren bewaffnet und ohne Führung waren. Zum Schluß wurde es dunkel. Die Soldaten plünderten eilends die Dörfer aus und verschwanden hinter den Mauern der Stadt, die geschlossen wurden. In der Nacht passierte nichts.

Heute ist, wie gesagt, Feiertag, und morgen soll der Kampf fortgesetzt werden. Fast die ganze Europäerkolonie von Tanger wird sich daran beteiligen. Es herrscht allgemeine Feststimmung. Man freut sich auf morgen, wie auf einen Hauptspaß.

* * *

Diese und einige andere Weisheit ist die Quintessenz dessen, was ich bereits heute alles auf dem Soco chico, dem kleinen Marktplatz von Tanger, erfahren habe. Der Soco chico ist sozusagen das Zentrum der Stadt. Man gelangt zu ihm von der Landungsbrücke aus in wenigen Minuten. Er ist schnell beschrieben. Ein Platz von einigen hundert Quadratmetern, um den herum gelegen sind ein Hotel, zwei Cafés, die Filiale des Crédit Lyonnais, das deutsche Postamt und einige Zigarrenläden. Der Soco chico vertritt außerdem offenbar die Rolle der hellenischen Agora, des Versammlungsortes für jedermann, der sich für die Fragen der hohen und der Minaret-Politik von Tanger interessiert. Entweder auf dem Soco chico selbst oder in den beiden kleinen Cafés trifft man alle diejenigen Leute, die diese Bedürfnisse besitzen, insonderheit die ganze Schar der Journalisten. Jedes der beiden Cafés hat nur ca. 20 Stühle. Wenn die Presse vollzählig beisammen ist, reichen diese natürlich nicht aus, und man steht daher in Gruppen auf dem Marktplatz selbst herum. Der Wirt des einen Cafés ist Spanier, der des anderen Südfranzose. Aber das macht nichts. Die Franzosen sitzen ebenso gern bei dem Spanier, wie die Spanier bei dem Franzosen, und die Deutschen sind bald hier, bald dort. Hier war auch der Ort, wo ich die Bekanntschaft schloß mit meinen verehrten Landsleuten, Herrn Viktor Ottmann vom

„Berliner Lokal-Anzeiger", Herrn Sievers, der als ständiger Vertreter der „Frankfurter Zeitung" sonst in Madrid lebt, und dem russischen Baron von Ungern-Sternberg, der sich für gewöhnlich als Korrespondent verschiedener deutscher Blätter in Lissabon aufhält. Die beiden letzteren Herren hatten die Vorgänge in Marokko zum Anlaß genommen, um ihre Ferienreise auch noch etwas produktiver zu gestalten, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Auch waren wir alle selbstverständlich entschlossen, an der morgen in Aussicht stehenden Schlacht teilzunehmen. Man geht mir als Neuling, der ich noch über kein Reittier verfüge, zur Hand und besorgt mir mit vieler Mühe ein Pferd. Es ist nur deshalb noch zu haben, weil es in dem Rufe steht, ein sogenannter Bock zu sein. Aber das hilft nichts. Immer besser mit einem bockigen Gaul ins Feld reiten, als mit gar keinem.

* * *

Eine wichtige Rolle spielen bei den Unruhen um Tanger auch die Straßenjungen. Die Straßenjungen von Tanger sind eine im höchsten Grade raffinierte Gesellschaft. Sie sind sozusagen Jungen für alles. Man darf sich zunächst nicht einbilden, daß die Straßenjungen von Tanger, die sich auf dem Soco chico aufhalten, gewöhnliche Straßenjungen sind. Sie sind Straßenjungen höherer Art. Das geht schon daraus hervor, daß sie organisiert sind. Ihr Haupt bildet ein 17jähriger Oberstraßenjunge jüdischer Nation in schwarzer Djellaba, ein wahres Diebsgesicht, den man bloß auf dieses Diebsgesicht hin schon in Polizeigewahrsam nehmen sollte. Er ist aber der stärkste unter ihnen und hat vor allen Dingen, wie es scheint, die Aufgabe, jeden Straßenjungen niederer Sorte, der es wagen sollte, sich auf dem Soco chico aufzuhalten, zu verhauen. Der Soco chico ist durchaus das Privileg eben jener Straßenjungen höherer Art, die das Geschäft auf ihm vollständig monopolisiert haben. Die Tatsache, daß der erwähnte 17jährige Judenbengel das Haupt der Bande ist, kommt auch darin zum Ausdruck, daß er für seine tatkräftigen Dienste von jedem der privilegierten Straßenjungen eine Kopfsteuer erhebt. Nach jeder empfangenen Bezahlung findet Abrechnung statt, die, wie es scheint, darauf hinauskommt, daß das Oberhaupt die

Hälfte abbekommt. Dabei herrscht aber unter den privilegierten Straßenjungen selbst auf dem Soco chico völlige Konkurrenz- und Gewerbefreiheit. Zunächst verfügt jeder über ein kleines Kästchen, in dem sich Schuh-Cream, Lederlappen und Schuhbürsten befinden, je nach Bedürfnis für schwarz oder gelb. Betritt man den Soco chico, dann nahen sich bereits verschiedene dieser kastenbewaffneten Jünglinge und machen darauf aufmerksam, daß man schmutzige Stiefeln hat. Nach ihrer Meinung werden auf dem Soco chico bestaubte oder beschmutzte Schuhe ebensowenig geduldet wie in einem Ballsaal. Ja, das geht sogar weiter. Jeder, der den Soco chico betritt, hat selbstverständlich die Verpflichtung, sich die Schuhe blank putzen zu lassen, auch wenn er sie soeben im Hotel sich hat frisch auflackieren lassen. In der Tat kann jemand, der auf Anstand und gute Sitte hält, sich auf dem Soco chico nicht mit schmutzigen Stiefeln blicken lassen; denn sofort werden 3—4 Straßenjungen hinzuspringen und in der offenkundigsten Weise auf die schmutzigen Stiefeln aufmerksam machen, so daß man sich im höchsten Grade blamiert vorkommt und sie sofort putzen läßt. Ist man aber hartnäckig und läßt sich an einem der Kaffeetische nieder, so ist man sicher, daß jeden Augenblick ein neuer Schuhputzkasten neben den Füßen zusammen mit einem der privilegierten Straßenjungen niedersinkt, und ist man etwa in einem eifrigen Gespräch begriffen, so kratzt plötzlich ein kleiner Finger am Knie, um mit liebenswürdigem Lächeln erneut, diesmal unter dem Tisch hervor, auf die schmutzigen Stiefeln zu weisen. Kurz und gut, wie ich schon sagte, es ist direkt ausgeschlossen, sich auf dem Soco chico mit schmutzigen Stiefeln sehen zu lassen. Damit ist man nun aber die privilegierten Straßenjungen noch nicht los, denn keiner von ihnen verfügt etwa bloß über den einen Beruf des Stiefelputzers, sondern wenn den Sauberkeitsbedürfnissen der Straßenjungen des Soco chico mit Hinblick auf die Stiefel Genüge getan ist, dann entpuppt er sich plötzlich als Händler mit Ansichtspostkarten, die er aus der rechten Rocktasche oder, wenn er arabische Kleidung trägt, irgendwo unter der Djellaba hervorzieht. Weist man ihn damit ab, dann greift er gelassen in die linke Rocktasche oder unter einen anderen Zipfel der Djellaba und befördert einige Schachteln mit Streich-



Auszug der Besatzung von Tanger.

hölzern an das Tageslicht zum Aussuchen. Findet auch dieses Angebot keine Gegenliebe, so fragt er, ob er uns ins arabische Café führen dürfe. Dankt man auch dafür, so läßt er sich, wenn nicht gerade ein anderes aussichtsreicheres Objekt für seine Handelsbedürfnisse auftritt, mit der nur dem Muhammedaner möglichen stoischen Gemütsruhe irgendwo auf dem Trottoir oder neben dem Trottoir in die Hockstellung nieder und richtet unverwandt seine dunklen Augen auf sein Opfer in der Erwartung, daß diesem mit der Zeit schon irgend etwas einfallen werde, gelegentlich dessen er sich der Verwendbarkeit eines privilegierten Straßenjungen erinnern wird. Besonders in Gelegenheitsarbeiten blühen jetzt die Geschäfte der Gilde. Denn der Soco chico ist ja der Ort, auf dem auch die zahlreichen wirklichen oder aus den Fingern gesogenen Kriegsnachrichten verhökert werden, und so hat ungefähr jeder hier anwesende Journalist seinen Leibstraßenjungen, dem er die frisch am Kaffeetische geschriebene Depesche anvertraut, mit der dieser in weitausgreifenden Sätzen nach der an einem entfernten Orte der Stadt gelegenen Kabelstation läuft, damit die telegrammhungrige Redaktion mit größter Beschleunigung über die neuen, schwerwiegenden Ereignisse unterrichtet werde, die soeben auf dem Soco chico in Tanger extra für sie fabriziert worden sind. Tanger und damit Marokko an sich ist durch zwei Kabel mit Europa verbunden, durch ein englisches und ein französisches. Telegraphenleitungen im Lande selbst gibt es nicht. Die Franzosen benutzen aus Patriotismus natürlich nur das französische Kabel und die Engländer natürlich das englische. Für die Deutschen hat sich als das Praktischere ergeben, ebenfalls das englische Kabel zu benutzen. Denn es hat sich herausgestellt, daß die Nachrichten, die über Frankreich nach Deutschland gingen, stets erheblich später eintrafen, als die über London. Es kommt hinzu, daß das Office des englischen Kabels ausdrücklich für die Zeit der Wirren sich bereit erklärt hat, zu jeder Zeit, also auch nachts, Depeschen entgegenzunehmen, während die Franzosen Depeschen nur während der Amtsstunden annehmen. Man sieht auch daran wieder: Wer auf dem Quivive ist, macht das Geschäft.

* * *

Es ist Abend geworden, und wir wissen noch nicht, wann morgen die Truppen ins Feld ziehen werden. Also entschließen wir uns zu einem nächtlichen Besuch der Kasba, der Burg von Tanger, in der das Militär einquartiert ist. Eigentlich ist Kasba nicht ausschließlich die Burg, sondern das Stadtviertel, in dem die Beamtenschaft, die Verwaltung, das Militär und alles, was damit zusammenhängt, wohnt. Jede muhammedanische Stadt verfügt in der Regel über drei sonst streng voneinander geschiedene Stadtteile, die Kasba, sodann die Medina oder die Geschäftsstadt, und die Mellah oder das Judenviertel. Ein



Die M'halla der regulären Armee von Tanger.

eigentliches Judenviertel gibt es allerdings in Tanger nicht, das überhaupt schon als Küstenplatz nicht sonderlich geeignet ist, um marokkanisches Wesen zu studieren. Das einzige Viertel, das von diesen drei Typen in Tanger abgesondert ist, ist die Kasba. Sie liegt malerisch um einen Bergkegel herum gruppiert, und für mich, der ich das erste Mal in einer so unverfälscht moslemitischen Stadt bin, hat dieser Aufstieg zur Kasba beim Mondenscheine, dem nur ganz verstohlen einmal ein Ölflämmchen Konkurrenz bereitet, etwas Romantisches. Man muß Obacht geben, daß man nicht fällt, denn der steile Weg ist mit großen Kopfsteinen gepflastert, zwischen denen bisweilen runde Steinblöcke von der Form unserer Mühlsteine eingerammt sind, die in

der Nähe in mehreren Grotten gebrochen und zu dieser charakteristischen Form behauen werden, damit man sie leicht transportieren kann. Das geschieht einfach in der Weise, daß durch das Loch in der Mitte ein Knüppel gesteckt wird, und daß die schweren Steine dann auf diese Weise an ihren Bestimmungsort gerollt werden. Bisweilen passiert es, daß ein solcher Stein fehlt, und wenn man dann unversehens in die Höhlung hineintrabt, wird man dadurch noch besonders handgreiflich daran erinnert, daß man sich auf einer Bergpartie befindet. Wir kommen an einen freien Fleck, von dem aus wir den Ausblick genießen auf die unter uns liegende Stadt. Der helle Mondenschein beleuchtet die weißen Dächer und die Minarets der Moscheen und glitzert auf dem Rücken der Wogen, die eine nach der anderen an dem langen Strand hinaufrollen, um dort zu verlaufen und mit dem rückströmenden Wasser der vorher aufgelaufenen Welle lange Linien von weißem Gischt bilden. Wirklich, ich verstehe es, daß Tanger so gern von unseren Orientmalern besucht wird, die hier für ihre Phantasie neue Befruchtung erwarten. Aber wir müssen zum Ziele kommen und sind auch bald am Ziele, als wir unter einem gänzlich dunklen Torbogen beinahe über mehrere stumm dort hockende Gestalten gestolpert wären. Es ist ein Militärposten, der dort im wahrsten Sinne des Wortes auf Wache „liegt". Stumm wandern wir zwischen den unheimlichen Gestalten hindurch und gelangen hinauf zu einem kleinen Plateau, an dem die Gerichtslaube und das Gefängnis liegt, Vorstellungen, die geeignet sind, unsere romantischen Anwandlungen aufs neue zu bestärken. Dann machen wir Halt an einer Tür, nach der Aussage eines meiner ortskundigen Landsleute der Hauptwache. Auf Spanisch erkundigt man sich, wann es morgen in den Kampf ginge. Der Unteroffizier, den wir fragen, ist zurückhaltend und behauptet, er wüßte es nicht. Eine Pesete öffnet ihm aber den Mund, und dann erklärt er, es würde wohl so gegen Mittag werden. Nun, sonderlich eilig hat man's mit der Kriegsführung, wie es scheint, hier nicht. Also können wir unbesorgt wieder hinunter wandern. Verschlafen werden wir das interessante Schauspiel sicherlich nicht.

* * *

17. Januar.

Heute also geht's in die Schlacht! Ein lustiger Krieg fürwahr! Bereits frühmorgens ist der Soco chico voll bestanden mit Gruppen diskutierender Menschen. Heute machen die privilegierten Straßenjungen schlechte Geschäfte. Das Pariser Journal hat einen scharmanten Berichterstatter ausgeschickt. Er gilt als ein Adonis sowohl in seinem Äußern, wie in dem Stil, den er schreibt. Er fühlt sich als einer, der gewohnt ist, Mittelpunkt zu bilden, und versteigt sich in seinem Temperament, das ihn heute angesichts der Dinge, die da kommen sollen, besonders hinreißt, sogar dazu, einem privilegierten Straßenjungen, der ihm die Schuhe putzen will, eins mit der Fußspitze zu versetzen. Zur Strafe wird er zeitweilig boykottiert und ist nun gezwungen, mit ungeputzten Stiefeln sich auf dem Soco chico zu bewegen, was sein Ansehen naturgemäß stark herabmindert. In der Tat wird es nahezu Mittag — wir haben bereits in jedem der beiden Cafés zwei Gläser Mokka con leche geschlürft —, bis Hornsignale und Trommelschlag ertönen, die selbstverständlich mit der nötigen Andacht genossen werden, und bald erscheint auch die Spitze des Bataillons von Tanger, um über den Soco chico hinweg zu marschieren hinaus vors Tor und weiter in die Schlacht hinein. Wie wir hören, ist die Hälfte der Armee von Tanger bereits in aller Herrgottsfrühe ausgezogen, um eine Umgehungsbewegung auszuführen. Somit sind es nur etwa 250 Männlein, die an uns vorübertrotten. Marschieren kann man es nicht nennen. Denn trotz des Klanges der Hörner und des Trommelschlags bewegt sich die reguläre Armee von Tanger sehr irregulär und befleißigt sich eines lieblichen Trottelganges. Allerdings, als sie über den Soco chico marschiert, wo so viele ausdrücklich zur Entgegennahme dieses Schauspiels nach Tanger gereiste Vertreter der siebenten Großmacht Spalier bilden, wirft sich doch gar mancher der Regulären in die Brust und versucht militärische Haltung, was dann sehr komisch aussieht. Als die Letzten vorübergezogen sind, löst sich die allgemeine Spannung der Gesichter, und die Ersten, die das heilige Schweigen zu brechen wagen, sind natürlich wieder die privilegierten Straßenjungen, die mit ihren Schuhputzkästen hinter der ausgerückten Armee zum Amüsement ihrer europäischen

Arbeitgeber eine Art Veitstanz aufführen, der das Ganze noch grotesker erscheinen läßt, als es an sich schon ist. Ich habe als Kriegskorrespondent im fernen Osten manchen Truppenauszug mitgemacht und wußte daher, daß man pünktlich sein soll, um nichts zu versäumen. Aber hier ist man nicht so nervös. Es denkt noch keiner daran, sich bereits jetzt auf sein stolzes Berberpferd zu werfen und hinter den Truppen herzujagen. Man wartet



Abkochen im Felde.

erst noch gemütlich das Mittagessen ab, denn man sagt sich: Wenn schon die Preußen so schnell nicht schießen, dann tun's die Marokkaner erst recht nicht! Aber nach dem Mittagessen findet Rendez-vous statt. Da kommen alle Ställe, die Gäule und Maultiere vermieten, in Aufregung, und auf dem Soco chico sieht man dann die privilegierten Leibstraßenjungen in ihrer neuen Tätigkeit als Pferdehalter beschäftigt, ihren jeweiligen Herrn erwartend, der bald, in Reitgamaschen und mit der Reitpeitsche bewaffnet, erscheint, um schnell noch einen Kaffee con leche zu

genehmigen und mit der Zigarette sich dann beherzt auf sein Pferd hinaufzuschwingen. Einige Stunden nach dem Auszug der Armee von Tanger ist denn auch die Kavalkade der Kriegskorrespondenten glücklich beisammen. Auch ein deutscher Maler, den das Malerische an den Ereignissen, die sich hier abspielen, gereizt hat, und der bei der Sache noch am meisten auf seine Rechnung kommt, schließt sich an und befehligt ein dickbäuchiges Maultier, das eigentlich allerdings nicht er reitet, sondern das vielmehr sich von ihm reiten läßt, so wie es selbst das Reiten auffaßt. Auch ich besteige mit einigem Mißtrauen den gestern ermieteten Bock, der vorsorglich von zwei besonders beherzten privilegierten Straßenjungens am Kopfe gehalten werden muß, während ich mich hinaufschwinge, und der, als er losgelassen wird, verschiedene biedere Berberhengste anrempelt, die nun auch glauben, sie müßten Temperament zeigen, und besonders den berühmten Korrespondenten des „Journals" in einige Bedrängnis bringen. Indessen legen sich allmählich die Wogen der Aufregung, und somit können wir denn leicht antraben, um unseren Ausritt zu beginnen. Der Trab dauert allerdings bloß einige Sekunden. Denn es geht gleich die steile Basargasse in die Höhe, und da hört selbst der gefürchtetste Bock auf zu traben. Wir reiten hinaus zwischen arabischen und mehr noch israelitischen Basaren hindurch und kommen durch ein altes Tor, das renoviert ist (bisher die einzige Renovation, die mir in dem Stadtbild von Tanger auffällt), hinaus auf den Soco grande, an dem unter anderem das Grundstück der deutschen Gesandtschaft liegt. Der Soco grande ist der eigentliche Marktplatz von Tanger. Hier lagern die zahlreichen Karawanen, die aus dem Innern des Landes kommen, darunter auch Kamelskarawanen, obgleich der eigentliche Endpunkt für die Kamelskarawanen nicht Tanger, sondern der Hafen El Araisch am Atlantischen Ozean ist. Dann geht es immer bergauf den Hügel hinan, der von Opunzienhecken und teilweise auch von Wald bedeckt ist, aus dessen Grün hier und da die Villa eines Europäers oder Amerikaners herausschaut. Vor uns liegt, als wir die Höhe erreicht haben, eine breite Straße, die einige hundert Meter weit bedeckt ist mit hohem Sand, just die rechte Bahn, um einen kleinen Galopp zu riskieren, an dem bemerkenswert ist, daß das Maultier des Malers sich absolut

nicht in vorschriftsmäßiger Weise daran beteiligen will, sondern, als es gereizt wird, mit allen Vieren auf der Stelle in die Höhe hüpft, während meinen Gaul gleich das Rennfieber packt und er absolut nicht wieder in Schritt kommen will, sondern durchaus in die Wasserlache hineingaloppiert, die die Sandbahn begrenzt. Auch hiervon hat nur wieder der berühmte Korrespondent des „Journals" den Nachteil; denn auch er reitet einen feurigen Berberhengst, den die Lorbeeren des meinigen nicht zur Ruhe kommen lassen, und der ebenfalls bis in die Wasserlache hineingaloppiert, bis ihn allerdings die von meinem Rößlein verursachte Spritzwolke veranlaßt, seinen Mut etwas zu zügeln. Glücklicherweise ist jenseits der Wasserlache gleich einer der im Karriere mitgelaufenen privilegierten Straßenjungen da, der sich sofort bereit erklärt, dem schönen Mann die Stiefel wieder zu putzen. Jenseits der Wasserlache wurde der Weg etwas beschwerlicher, denn hier war die Düne, die den Sand zu dem schönen Galoppterrain geliefert hatte, zu Ende, und hier unten in der Tiefe trafen wir auf tonigen, schlammigen Lehmboden, den üblichen marokkanischen Straßengrund, der bisweilen, wenn es geregnet hat, schuld daran ist, daß ganze Karawanen unterwegs liegen bleiben müssen, weil es eben dann kaum ein Fortkommen mehr gibt. Bald setzten sich die Landeskundigen an die Spitze, und nun ging es etwa eine Stunde lang abwechselnd über Hügel und Brachäcker, auf teils trockenen, teils schlammigen Wegen, über Bächlein und durch Wasserlachen zu jenem Orte, wo man bereits auf einem Hügel das Lager der Armee von Tanger sehen konnte. Bald ist es erreicht. Von fern gesehen nimmt es sich sehr imposant aus. Wahre Knäuel von Menschenmassen wogen dort schwarz durcheinander. Allerdings, als wir näher herankommen, sehen wir, daß die Zuschauer und Schlachtenbummler, die vor uns eingetroffen sind, an Zahl beinahe mehr sind, als die kampfbereite Armee selbst. Das reine Manöverbild! Auf dem Rücken eines Hügels, von dem aus man eine viele Kilometer weite Talmulde übersehen kann, ist die kleine Abteilung eben im Begriff, ihre Zelte aufzuschlagen. Die Gewehre sind zusammengestellt. Auch zwei Mitrailleusen hat man mitgenommen. Von dem glänzenden Metall ist das Leinwandfutteral heruntergezogen, und nun blinkt die gelb-

liche Bronze ganz martialisch in der Sonne. Wir kommen gerade noch zurecht, um zu sehen, wie unter Aufwand von vielem Geschrei das Paschazelt aufgestellt wird. Auch hat bereits der Leibdiener des Paschas zwischen zwei Steinen Feuer angezündet und den Wasserkessel aufgesetzt, um Tee zu kochen. Der Tee ist das marokkanische Nationalgetränk, und ohne Tee beginnt kein wichtiger Akt im Leben des Marokkaners, natürlich auch kein Feldzug.



Aufrichten des Paschazeltes.

Die Maultiere, die die Mitrailleusen gezogen haben, und die Schlachtpferde des Paschas und der Offiziere sind bereits quartiermäßig gefesselt. Es geschieht das in der Weise, daß zwei durch eine Leine verbundene eiserne Pflöcke derartig in die Erde hineingeschlagen werden, daß die Leine straff ist. Dann werden die Tiere mit den Vorderfüßen so an die Leine herangestellt, daß die Füße mittelst Hanfschlingen direkt daran festgebunden werden können. Gewöhnlich werden 4 bis 6 Tiere in dieser Weise an einer Leine nebeneinander befestigt. Die Soldaten aber haben es sich ebenfalls bereits bequem gemacht. Sie hocken hier und da

herum, soweit sie nicht gebraucht werden, oder beschäftigen sich mit der Zubereitung von Tee oder haben bereits mit dem Abkochen begonnen. Sie kommen sich außerordentlich wichtig vor, denn alle Welt umschleicht sie von dieser und von jener Seite, um mit dem Photographenkasten in der Hand denjenigen Standpunkt zu ergattern, von dem aus man sie auf das Bild bekommt. Zweifellos hat man großen Respekt vor den Soldaten, mehr als diese vor sich selbst, und einer macht den anderen darauf aufmerksam, nur nicht zu nahe heranzugehen; denn das sei gefährlich, und man könne nie wissen, wie ein solcher brauner Geselle die Annäherung auffasse. Besonders ist man ängstlich mit dem Photographieren und verbirgt den Photographenkasten möglichst auffällig irgendwo unter dem Rock oder unter dem krummen Arm, damit die muhammedanische Soldateska nur ja nicht merkt, daß sie photographiert wird; denn man nimmt an, daß diese in der Tat nicht merkt, wie sie photographiert wird, wenn man nur den Photographenkasten recht auffallend unter dem Rock verbirgt, oder durch den krumm gemachten Arm hindurch photographiert. Man merkt es den meisten der hier anwesenden Korrespondenten an, sie haben ihre Anschauungen über den Mohren entweder in Schriften à la Lederstumpf oder im zoologischen Garten erworben, wo diese Sorte Menschen bisweilen herdenweise in Umzäunungen auftritt, in denen sonst merkwürdige Tiere hausen, und an denen Warnungstafeln angebracht sind: „Dieses Tier darf nicht gereizt werden!“ Es ist richtig, der Muhammedaner läßt sich nicht gern photographieren. Nach atavistischer Anschauung, die auch in den Koran übergegangen ist, darf der Gläubige von sich keine Bilder anfertigen lassen. Denn es könnte ihm sonst passieren, daß er um die Seligkeit herumkäme. Der Mensch kann natürlich nach dem Tode keine Ruhe finden, solange noch irgend ein Teil von ihm sich in den Händen eines Lebenden befindet, der dadurch Macht über die Seele des Abgeschiedenen gewinnt. Daher kommt es auch, daß die Naturvölker mit großer Sorgfalt das Haar, das sie sich abschneiden, oder den abgebrochenen Fingernagel verbrennen, damit diese Teilchen nur ja nicht etwa in die Hände eines anderen übergehen und ihm Macht verleihen über die arme abgeschiedene Seele, die



Feldlager.

nicht zur Ruhe kommen kann. Aber hier in Tanger, wo so viele Europäer wohnen und gemeingefährlich photographieren, und wo man wohl mit Sicherheit behaupten kann, daß kaum ein muhammedanischer Einwohner noch nicht auf diesem oder jenem Bilde eines photographiewütigen Dilettanten festgehalten worden wäre, da schadet es nicht mehr, wenn man hier öffentlich photographiert; denn die Herren Eingeborenen wissen das ganz genau so wie wir und haben sich sicherlich längst damit abgefunden, daß es unter diesen Umständen mit ihrer Seligkeit sowieso Essig ist. Noch einmal mehr oder weniger darum gebracht schadet nichts.

„Wo in aller Welt ist denn nun aber der Feind?" fragt man sich, nachdem man das Aufstellen des Sultanzeltes, den brodelnden Teekessel, das Photographierfieber und die gefesselten Maultiere nebst den zusammengestellten Gewehren und den beiden Mitrailleusen nach jeder Richtung hin verdaut und überwunden hat. Wo ist denn nun der Feind? Er ist nirgends zu sehen, und wie es scheint, erwartet man ihn auch gar nicht. Zwar bewaffnet sich hin und wieder ein Augenpaar mit dem Fernglas und schaut hinunter ins Tal, aber auch ohne den Feind zu erspähen. Ganz weit hinten am Horizont ist eine kleine Rauchwolke zu sehen. Der schöne Mann vom „Journal" mutmaßt, daß diese Rauchwolke herrühre von der in aller Herrgottsfrühe ausgezogenen Abteilung, die dabei beschäftigt sei, die Dörfer der Fahaßleute niederzubrennen und diese selbst den hier lagernden Sultanstruppen vor die Flinten zu treiben. Der phantasiereiche Adonis, der diese Mutmaßung auch bereits im Geist zu einem Telegramm nach Hause verdichtet, findet tatsächlich bei einigen Herren Gegenliebe, und auch sie erfreuen sich bereits dieses Geistesblitzes, um ebenfalls von einander völlig unabhängig eine Notiz ähnlichen Sinnes zu entwerfen, die sie ebenfalls nach Hause kabeln wollen. In den europäischen Zeitungen steht dann zu lesen, daß jene Meldung nunmehr auch von anderer Seite bestätigt und also verbürgt sei. Wenn man die Ereignisse aber sieht, so wie sie sind, dann läßt sich vorderhand nichts weiter feststellen, als daß vom Feinde keine Spur zu sehen ist, und daß man sich auch gänzlich außer jeder Fühlung mit ihm befindet. Zwar sehen wir, wie unten im Tale in noch kaum einem Kilometer Entfernung einige

kleine Häuflein Soldaten herumkrauchen. Das sind sicherlich Patrouillen, die ausgeschickt worden sind, um den Feind innerhalb eines Umkreises von einem Kilometer zu suchen. Da sie ihn aber innerhalb dieser Zone nicht finden, so steht eben im Fluge der Ereignisse nur das eine fest: der Feind, dem man die große Schlacht liefern wollte, ist nicht da, und man befindet sich auch innerhalb eines Kilometers Umkreis in keinerlei Fühlung



Soldaten plündern ein Dorf.

mit ihm. Das scheint auch den Sultanstruppen nicht sonderlich unangenehm zu sein, im Gegenteil. Man wird ihre Ruhe heute nicht stören, und sie werden die doppelten Feldrationen, die sie heute abend zu essen bekommen, mit um so größerem Genuß an den dafür bestimmten Plätzen ihres schwarzen Inneren verstauen. Bei dieser allgemeinen Kriegslage erscheint auch uns der Versuch, wenn auch immerhin gewagt, so doch nicht gänzlich aussichtslos, einen Vorstoß zu unternehmen in ein anscheinend verlassenes Dorf, das innerhalb der Einkilometersphäre vor der Front gelegen ist. Die einzige Sorge, die wir haben, ist die, daß, wenn wir aus dem Dorf späterhin wieder hinausreiten auf die Front zu, dann nicht

etwa die Sultanstruppen einen Schreck bekommen, denken, wir wären der vermißte Feind und anfangen, auf uns zu schießen. Wir finden das Dorf in der Tat verlassen. Nur einige Sultanssoldaten sind darin und machen sich eben darüber her, das Dorf zu plündern. Besonders haben sie es abgesehen auf Töpfe zum Kochen und Matten, die ihnen als Unterlagen für die Nacht dienen sollen. Sie ziehen aber wie die ertappten Sünder ab, als sie uns erblicken. Der Spezialkorrespondent eines spanischen illustrierten Blattes bittet uns, als wir auf dem Hofe eines der Bauerngehöfte gerade eine anmutige Gruppe bilden, einen Augenblick in dieser Auslage zu verharren. Er wird uns photographieren und das Bild an seine Redaktion senden mit der Unterschrift: „Die europäische Presse während der Gefechte bei Tanger." Als wir zum Lager zurückgekehrt sind, warten wir noch eine halbe Stunde, ohne daß das Geringste passiert. Wir unternehmen noch einen Ausflug in die Nähe eines kleinen Heiligengrabes, einer sogenannten Kubba, die einige hundert Meter von dem Lager entfernt liegt. In ihrer Umgebung lagern eine Reihe von Irregulären, Angehörige der sultanstreuen Kabylen. Sie liegen hingekauert auf der Erde. Die Beine haben sie unter der weiten Djellaba bis an den Leib herangezogen und sich dann auf den Ellenbogen herumkippen lassen, den sie vorsorglich auch erst vorher unter die warme Djellaba gezogen haben. So sehen sie aus wie dicke Klumpen ohne Arme und Beine. Vor ihnen liegt die lange Steinschloßflinte mit dem eingelegten Lauf und dem kurzen, breiten Kolben, der direkt auf den Backenknochen aufgesetzt wird. Was an ihnen lebt, ist eigentlich nur das Auge, und dieses richtet sich groß mit eigenartigem Ausdruck auf den Fremdling, so daß die ganze Figur in der Tat etwas Unheimliches an sich hat. Da es aber außerdem wirklich nichts weiter mehr zu sehen gab, und da die Zeit bereits gen Abend hin vorrückte, zogen wir es vor, uns wieder auf unsere Pferde zu schwingen und zurückzureiten. Wir mochten den schlechten Weg nicht gern in der Dunkelheit zurückmachen. An Unterhaltung war auf dem Rückweg wenig zu denken. Jeder erwog in seinem Herzen, in welcher Weise er wohl die Ereignisse des heutigen Tages am besten verarbeiten könnte, um daraus einen schwungvollen und interessanten Artikel vom marokkanischen Kriegstheater

zu verfassen, der würdig wäre der aufregenden Depeschen, mit denen man in den letzten Tagen die Welt auf die kommenden Ereignisse aufmerksam gemacht hatte. Gar mancher schwankte da bedenklich zwischen den Warnungen seiner Ehrlichkeit und den Lockungen des Sensationsbedürfnisses. Wieder war es der Vertreter des „Journals", der für manchen den gordischen Knoten zerhieb mit dem Ausspruch: „Messieurs! Il n'y a pas de la guerre — eh bien, nous la fairons!"

* * *

18. Januar.

Als ich heute vormittag gegen 10 Uhr auf dem Soco chico meinen Neuigkeitsbedürfnissen frönen will, erfahre ich, daß auch in Marokko Vorsicht als der bessere Teil der Tapferkeit gilt. Der Pascha hat den gestrigen Auszug nur als eine Demonstration betrachtet. Er wußte, daß er nicht in den Kampf hinauszog, sondern nur zu einem Biwak. Denn er hatte ebenfalls bereits am frühen Morgen einige der zahlreichen sogenannten Heiligen zu sich beschieden, von denen es ja in Marokko wimmelt, und hatte sie durch freundliche Geschenke und liebenswürdige Versprechungen bewogen, hinauszuwandern zu den feindlichen Kabylen und ihnen vorzuschlagen, sie sollten doch wieder Frieden machen. Wie behauptet wird, hat er sich selbst bereit erklärt, die Ochsen zu stiften, die bei dieser Gelegenheit von der um Frieden bittenden Partei mitgebracht werden, damit man ihnen zum Zeichen der Unterwerfung die Hinterbeine abhackt und sie im Anschluß daran gemeinsam aufißt. Die Heiligen sind auch heute früh wohlverrichteter Sache zurückgekehrt. Die Kabylen, denen es als eine angenehme Abwechselung erschien, mit dem Pascha auf der Kasba in Tanger zusammen einen Ochsen aufzuessen, den der Pascha selbst stiftete, hielten es dieses Preises wert, wieder einmal Frieden zu schließen, bis sie bei nächster Gelegenheit wieder rebellieren würden. Somit ist denn die Sultansarmee heute morgen wieder in Tanger eingezogen, diesmal allerdings zu einer Zeit, da die europäische Presse in ihrer großen Mehrzahl noch in den Federn lag. Somit stand denn die Presse heute morgen auf dem Soco chico unter dem Eindruck erstens eines fait accompli, das leider gar

nicht mit den Erwartungen stimmte, mit denen man den heimischen Lesern den Mund wässerig gemacht hatte, und zweitens der Tatsache, daß man ein höchst wichtiges Ereignis von historischer Bedeutung verschlafen hatte. Da aber die Presse bekanntlich nie schlafen soll, so schämt man sich und tut nun so, als ob man überhaupt von vornherein gar nichts anders behauptet hätte, als daß der Kampf um Tanger in dieser Weise im Sande verlaufen würde. Es gibt ja immer noch genug Menschen, die Derartiges dann auch glauben, wenn sie es in ihrer Zeitung schwarz auf weiß gedruckt sehen. Jetzt, nachdem dieser lustige Krieg unter den Mauern von Tanger ein jähes Ende gefunden hat, wird man ja auch wieder Zeit finden, sich den erheblich wichtigeren und schwerer wiegenden Ereignissen im Innern zuzuwenden, die während der letzten Tage fast vergessen worden wären.





Marokkanische Schlachtenbummler.

Drittes Kapitel.
Strand-Perspektiven.



19. Januar.

Als ich nach Marokko abreiste, war es von vornherein meine Absicht, mich nicht auf die Dauer unter das Gros der Tagesschriftsteller zu mischen, die anläßlich der Wirren nach Tanger gewandert waren, um hier in der bequemen Muße der Küstenstadt erfahrungsgemäß unzutreffende Eindrücke vom Lande zu sammeln. Meine Absicht ist, so bald wie es irgend geht, in das Land selbst einzudringen und im Lande selbst meine Erfahrungen zu sammeln. Verschlossene Länder und solche, die das Bestreben haben, sich zu verschließen, zeigen an ihren Rändern gewöhnlich nur ihre Rückseite. Sie schauen nach innen, wirtschaftspolitisch und kulturell —

und Marokko insbesondere scheint es damit zu gehen wie mit seinen Häusern: nach der Straße zu Mauern, trostlose, schmutzige Mauern, nach dem Hofe zu die Fenster und Türen, die Fronten nach innen, und der Hof selbst bestehend aus lauter zarten Mosaiken und Schnitzwerk!

Vor allen Dingen ist vorderhand noch gar nicht daran zu denken, die Reise ins Innere zu unternehmen. Ich habe bereits auf der deutschen Gesandtschaft meinen Besuch abgestattet, und man hat mich dort auf das eindringlichste gewarnt, jetzt schon zu reisen, nachdem man sich eben erst gezwungen gesehen hat, die in Fâs lebenden Landsleute nach der Küste zurückzurufen. Sie werden dieser Tage in Tanger erwartet, und man will durchaus keinerlei Verantwortung dafür übernehmen, wenn ich losreise. Ich habe zwar niemandem zugemutet, für mich irgend welche Verantwortung zu übernehmen, aber ich weiß, daß meine Reise eventuell der Gesandtschaft arge Unbequemlichkeiten bereiten kann. Somit folge ich gern dem mir nahe gelegten Wunsch und warte mit meiner Abreise von Tanger noch eine zeitlang. Die Abreise selbst wird sowieso nicht von heute auf morgen vor sich gehen können; denn erst muß ich mir eine Karawane zusammenstellen und habe sonst noch allerhand Vorbereitungen zu treffen. An meiner Ausrüstung fehlt noch manches Stück, und es ist immerhin gut, wenn ich noch einige Zeit an der Küste bleibe. Hier kommt doch die Hauptmasse der Nachrichten aus dem Innern zusammen, und mit der notwendigen Kritik wird es schon gelingen, diese so sichten und und beurteilen zu lernen, daß ich aus ihren Widersprüchen das entnehmen kann, was von Wichtigkeit ist. Da es nun durchaus nicht meine Absicht ist, die marokkanischen Dinge durch das Kaleidoskop der Tagesnachrichten zu betrachten, sondern es mir vielmehr neben geographischen und ethnologischen Forschungen darauf ankommt, zu untersuchen, was denn nun eigentlich auch uns Deutsche wirtschaftspolitisch in Marokko interessieren kann, so ist es ganz gut, wenn ich mir zunächst einmal vergegenwärtige, was ich bisher im großen und ganzen von dem Lande weiß, in dem ich nun erst einige Tage lebe.

* * *

Aufstände waren in Marokko stets an der Tagesordnung. Zwei Drittel des Landes, das auf der Karte „Marokko" heißt, unterstehen überhaupt auch in normalen Zeiten nicht der weltlichen Macht des Sultans, sondern erkennen ihn nur als geistlichen Herrn an. Der Marokkaner unterscheidet sehr scharf zwischen „Blad es-Siba" und „Blad el-Makhsen". Das letztere ist Regierungsland, das erstere nicht. Jahraus, jahrein hatten sowohl die Vorgänger des gegenwärtigen Sultans, wie dieser selbst diplomatisch wie mit der Waffe das Regierungsland gegenüber den freien Berbern, die sich in einzelnen, der Volkszahl nach ganz unbestimmten Stämmen, „Tribus" oder „Kabylen" genannt, vollkommen selbständig und unabhängig erhalten haben, zu schützen. Wenn der Sultan sein Hoflager von Fas nach Marrakesch verlegt, dann ist er nicht in der Lage, den geraden Weg zu wählen, sondern er muß die große und mächtige Kabyle der Semmur umgehen, indem er von Fas zunächst nach Rabat, also nach der Küste des Atlantischen Ozeans reist, an dessen Gestade nach Süden zieht und dann erst wieder nach Osten in der Richtung auf Marrakesch abbiegt. Die freien Kabylen erkennen den Sultan nur als geistlichen Oberherrn an, als den heiligsten Scherifen, den obersten unter den Nachkommen Muhammeds, und ein Appell an die Religion und der Hinweis auf die große Heiligkeit reichen bisweilen aus, um sie zum Paktieren auch zu bestimmten politischen Zwecken zu veranlassen. Aber auch das „Blad el Makhsen" ist keineswegs immer absolut ergeben. Aufstände wegen Bedrückung und Ungerechtigkeiten sind an der Tagesordnung, und auch bei dem gegenwärtigen Aufstande handelt es sich ausschließlich um das eigentliche Regierungsland, das auf etwa ein Drittel des als „Marokko" bezeichneten Landes geschätzt wird. Warum haben wir uns nun in Deutschland bei früheren Aufständen nie recht um Marokko bekümmert und tun es jetzt? Etwa deshalb, weil der gegenwärtige Aufstand um so viel bedeutender wäre als die großen Aufstände in den letzten Jahrzehnten? Langjährige Kenner Marokkos versicherten mir, der gegenwärtige Zustand sei nicht grundsätzlich verschieden von dem durch frühere Zustände geschaffenen. Oder interessieren wir uns deshalb besonders für die gegenwärtigen Wirren, weil es den

Anschein hat, als sei der gegenwärtige Sultan selbst als Verkünder und Freund unserer Kultur im Begriff, ein Märtyrer dieser Kultur zu werden? Gewiß, der junge Sultan ist bis zu einem gewissen Grade ein Freund unserer Kultur. Sein Verkehr mit Europäern soll die konservativen marokkanischen Adligen, deren Emporion Fas ist, arg verstimmt haben. Außerdem beging er die Sünde, zu photographieren und sich photographieren zu lassen. In der Tat eine Sünde, die die Religion verbietet! Ferner hat der Sultan schwer gesündigt, indem er sich ein Automobil anschaffte und sich für dieses sogar eine eigene Straße bauen ließ. Menschen niederer Kulturstufe sind oft recht kindisch und närrisch in ihren Launen. Launen sind es auch ausschließlich beim Sultan, Launen, die gefördert und unterhalten werden von Europäern, die dabei etwas zu verdienen hoffen. Aber es sind keine Reformen, von denen gefabelt wird, und um deren willen man den Sultan als Freund europäischer Kultur beanspruchen dürfte. So lange man die Passionen des Sultans als das auffaßt, was sie sind, als Passionen eben, so lange darf man ihnen auch nicht die Bedeutung beilegen, als hätte man in ihm einen bewußten Mann der Aufklärung vor sich, den man für uns und unsere Kultur reklamieren müsse. Also auch dieser Grund verfängt nicht, um unser gesteigertes Interesse an der marokkanischen Frage zu erklären. Vielleicht ist es die aufsteigende Handelsbewegung zwischen Marokko und Deutschland, die uns um die inneren Angelegenheiten des Berberstaates besorgt macht. Ein wenig mögen diese Gründe wohl mithelfen, aber der Hauptgrund für die Tatsache, daß Marokko gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses steht, ist wohl außerhalb Marokkos zu suchen. Wir haben uns daran gewöhnt, in der Zeit, in der das Wort von der „Weltpolitik" aufgekommen ist, Fragen, wie die marokkanische, nicht gesondert für sich zu betrachten, sondern im Zusammenhange mit andern zahlreichen Problemen, die sich auf den Weltmarkt und Weltverkehr beziehen. Während man noch zur Bismarckschen Zeit den Begriff des europäischen Gleichgewichts als unumstößliches diplomatisches Axiom hinstellte, haben sich jetzt auch bei uns in Deutschland die Politiker und Denker von der rein kontinentalen Betrachtung aller Dinge losgelöst, und Dinge, die ehemals als unerheblich oder gleichgültig für

das Reich und seine Politik erschienen, gewannen plötzlich Bedeutung, wenn man sie im Zusammenhange mit Fragen — nicht mehr des kontinentalen Gleichgewichts — sondern der Macht- und Kraftverteilung der Kulturmächte auf der ganzen Erde betrachtete. Das Eingreifen der europäischen Mächte in die inneren Angelegenheiten Chinas war nur eine Konsequenz dieser Entwicklung, und zahlreiche andere Fragen wurden im Rat der Völker, wie die schöne Phrase lautet, erledigt, ohne daß dadurch die Oberfläche der öffentlichen Meinung gekräuselt worden wäre. Was nun Marokko anlangt, so ist die Frage einer Einmischung von Mächten, die sich dazu für berufen halten, heute im Grunde genommen noch nicht spruchreif. Wer weiß, ob sie überhaupt jetzt spruchreif wird. Denn es handelt sich dann nicht nur darum, wie eine Beute zu verteilen ist, und wer dabei am besten wegkommt, sondern es handelt sich dann gleichzeitig um eine der wichtigsten Fragen des Weltverkehrs. Die Meerengenfrage ist in der Tat an der ganzen marokkanischen Frage die wichtigste. Fast möchte man sagen, die marokkanische Frage ist, so wie sie jetzt aufgefaßt wird, nur eine Teilfrage der Meerengenfrage. Auch hätte man den gegenwärtigen Unruhen wohl kaum solchen Wert beigelegt, wenn man eben nicht Ursache zu der Annahme gehabt hätte, daß im Falle eines Eingreifens irgend einer europäischen Macht in die inneren Verhältnisse Marokkos die wichtigere der beiden Angelegenheiten Ursache zu europäischen Verwicklungen geben könnte. Diese Möglichkeit ist auch heute keineswegs vorbei.

Marokko als geographischer Begriff bezeichnet die westlichen Atlasländer, als politischer Begriff das Reich des Sultans mit den bereits oben erwähnten Einschränkungen. Unsere Kenntnis vom Lande selbst ist sehr gering. Man kann dreist behaupten, daß Marokko heute weniger bekannt ist als selbst China. Die existierenden Karten sind zum großen Teile noch unzulänglich, und erst aus jüngster Zeit datiert eine Reihe von grundlegenden Forschungen deutscher und französischer Gelehrter. Das Reisen im Innern ist für Europäer bei dem herrschenden Fanatismus der Bevölkerung durchaus unsicher, ja gefährlich in den Gebieten, die nicht sogenanntes Regierungsland sind. Am besten sollen angeblich die Franzosen über die Topographie des Landes unter-

richtet sein, und die besten bis jetzt vorliegenden Karten stammen von Franzosen. Es ist bekannt, daß von dem Vater des herrschenden Sultans eine an sich ziemlich bedeutungslose Faktorei im heutigen südlichen Marokko einer englischen Kolonialgesellschaft abgekauft wurde, das sogenannte Kap Juby. Dieses bildet heute die Südspitze Marokkos. Als Gründe für den Ankauf werden zwei genannt. Erstens sollte der Waffenschmuggel nach dem Innern von dieser Seite unterbunden werden, zweitens wollte der Sultan einen Rechtstitel in Händen haben, um sagen zu können, daß die Grenze seiner Macht bis zu jenem Punkte nach Süden reicht. Es sind eine Anzahl von Häfen an der Küste des Atlantischen Ozeans dem Handel mit fremden Ländern geöffnet. Der südlichste dieser Häfen ist Mogador, im Grunde eine künstliche Schöpfung, die dadurch erreicht wurde, daß eben Kap Juby angekauft und unmittelbar darauf unter dem Vorwande, den Waffenschmuggel zu hindern, die ganze lange Küste von Mogador bis Kap Juby mit dem reichen Hinterlande, dem Ssuß, geschlossen wurde. Die Macht der Regierung in jenen Gegenden ist sehr zweifelhafter Natur. Z. B. kann die Garnison von Kap Juby nicht aus dem Hinterlande, sondern nur von Marrakesch aus verproviantiert werden. Ein ähnliches Verhältnis findet sich an der östlichen Grenze, der algierischen. Diese ist mit Militärposten besetzt, die von Fas (!) aus in der Weise verproviantiert werden, daß die Proviante nicht auf dem kurzen Wege über Land, sondern nach Tanger an die Küste und von dort aus über das spanische Melilla nach dem Innern gebracht werden. Melilla ist, ebenso wie Ceuta, spanischer Besitz. Es sind das die sogenannten Presidios, die übrigens weder politische noch kommerzielle, höchstens noch historische Bedeutung besitzen. Sie liegen an der Küste des sogenannten Rifgebietes, des unzugänglichsten und gefährlichsten Teiles von ganz Marokko. Die Rifberber sind durch französischen, englischen und selbst spanischen Schmuggel mit modernen Schußwaffen versehen worden, und die Spanier sitzen in ihren Presidios selbst wie die Gefangenen, da sie dem Kampf mit den Rifberbern nicht gewachsen sind. Es muß daher als naiv gelten, wenn es heißt, Spanien würde im Falle einer Intervention seine Presidios als Operationsbasis nehmen. Die Spanier sind selbst im marokka-

nischen Feldzug, in dem sie Sieger waren, nur 40 Kilometer ins Land hineingekommen. Überhaupt darf man einer spanischen Intervention nur sehr skeptisch gegenüberstehen.

England und Frankreich sind die Länder, die am meisten um die Gunst Marokkos buhlen, beide auf ihre Weise, und beide haben ihre Erfolge erzielt. England hat insofern einen Vorsprung, als es im wesentlichen Engländer sind, die der Sultan als Ratgeber aus dem europäischen Lager um sich hält, obgleich es vielleicht falsch ist, daß der englische Einfluß auf die Person des Sultans so exzeptioneller Natur sei. Man muß darin sehr vorsichtig urteilen, zumal zurzeit die Rollen, die Mc Lean, der Kommandant der Schutztruppe des Sultans, und der „Times“-Korrespondent Harris unmittelbar vor dem Ausbruch der gegenwärtigen Wirren gespielt haben, noch nicht klar sind. Immerhin konnte so von englischer Seite Einfluß geltendgemacht werden, während Frankreich durch die Nachbarschaft in Algier in der Lage war, in noch nachdrücklicherer Weise Einfluß zu gewinnen. Bodenplastisch rechnet in der Tat das östliche Marokko mehr zu Algier als zu Marokko. Infolgedessen ist es nur natürlich, wenn Frankreich mit seiner Arbeit hier einsetzte. Diese bezweckte zunächst, eine erhebliche Anzahl von Marokkanern als französische Schutzbefohlene zu gewinnen. Auf der anderen Seite bestand sie darin, eine Kulturstraße bis an die Grenze Marokkos heranzuführen und alles vorzubereiten, um im gegebenen Augenblick diese Kulturstraße in das marokkanische Gebiet hineinzutreiben. Die Eisenbahn würde auf dem durch die Bodengestaltung vorgeschriebenen Wege zwischen dem hohen Atlas und dem vorgelagerten Rifgebirge hindurchführen, und zwar von Oran aus nach Fas, um in Rabat den Atlantischen Ozean zu gewinnen. In dieser Richtung also bewegt sich ein Teil der französischen Pläne bezüglich Marokkos, und man muß sagen, daß die Franzosen dadurch einen erheblichen Vorsprung gewonnen haben, daß die Bahn bereits die Grenze erreicht hat. „Grenze“ sage ich. Sie ist tatsächlich nicht festgelegt, sondern vertraglich offen gelassen worden. Ein schlauer Schachzug französischer Diplomatie, obgleich Marokko gegenüber der Begriff einer Grenze überhaupt nicht in seiner vollen Schärfe angewendet werden kann, soweit es sich um eine Landgrenze handelt. Man

nennt Marokko auch vielfach das „Land ohne Grenze“. Die natürliche Grenze zwischen dem nach Algier gravitierenden Teile Marokkos und dem Sultanatsmarokko wird gebildet durch unabhängige Berber, und zwar ist das nach der einen Seite hin ein Vorteil, nach der anderen hin ein Nachteil. Denn so lange diese Berber, die einen ernsten Widerstand des Sultans aufhalten würden, unabhängig sind, wird Frankreich nicht in der Lage sein, eine Bahn, die durch ihr Gebiet führt, ohne Aufbietung erheblicher Mittel auf die Dauer zu sichern. Andererseits ist es wichtig, zu wissen, daß die trennenden Berberstämme dieselben sind, die gegenwärtig das Hauptkontingent der Anhänger Bu Hamaras bilden sollen. Daraus Schlüsse irgend welcher Art zugunsten Frankreichs zu ziehen, scheint mir bedenklich zu sein. Immerhin aber steckt in der Art der französischen Arbeit Methode.

Einen dritten Weg ist Deutschland gegangen. Es hat sich in der Hauptsache von allen politischen Beeinflussungen ferngehalten und das Schwergewicht auf die Handesbestätigung verlegt. Auf diesem Wege hat es insofern manches voraus, als es der einzige Staat ist, der die Berechtigung hat, einen Berufskonsul, und zwar am jeweiligen Hoflager des Sultans, zu unterhalten. Wie erheblich dieser Vorteil ist, geht daraus hervor, daß selbst die Gesandten nicht dauernd am Hofe des Sultans akkreditiert sind, sondern in Tanger, also an der Küste wohnen, und deshalb ihren Einfluß nur mittelbar zur Geltung bringen können. Marokko ist eben weit entfernt davon, ein moderner Staat zu werden oder sich zu erschließen, etwa wie es China jetzt zu tun beginnt. Man wird ihm gegenüber also eine andere Taktik handhaben müssen, die noch in keiner Praxis endgültig festgestellt werden konnte. Will man die Dinge sich selbständig weiter entwickeln lassen, dann wird die Entwicklung voraussichtlich sehr lange dauern.

* * *

20. Januar.

Mit meiner Besuchstournee bin ich nun in der Hauptsache zu Ende. Bekanntlich muß man, wenn man an irgend einen fremden Ort kommt, zunächst Fühlung suchen mit den Kundigen des Landes. Ich habe daher in den Tagen jetzt jeden Deutschen,

der in Tanger wohnt oder sich vorübergehend aufhält, begrüßt und mit ihm gesprochen. Unser Gesandter, Freiherr von Mentzingen, an den ich mit besonders warmen Empfehlungen privater- und amtlicherseits ausgestattet war, empfing mich mit der unter solchen Umständen selbstverständlichen Liebenswürdigkeit. Aber überall ist der Eindruck derselbe. Etwas Genaues über die Dinge, die da im Innern des Landes vorgehen, weiß man nicht. Selbst auf der Gesandtschaft ist man so gut wie gänzlich unorientiert. Seitdem die in Fas wohnenden Deutschen abgereist sind, ist die Gesandtschaft ohne Korrespondenten. Die einzige Autorität, auf die man sich hin und wieder noch stützen kann, ist der jüdische Dolmetscher der deutschen Postagentur in Fas, der die Verpflichtung übernommen hat, hin und wieder an den nach Tanger zurückgekehrten deutschen Postagenten zu berichten. Diese Berichte sind allerdings auch nur unzuverlässiger Natur und zum Teil auch übertrieben, da die Israeliten in Fas erfahrungsgemäß bei politischen Verwickelungen stets am meisten zu leiden haben und gewöhnlich einen großen Teil der Kriegskosten beisteuern müssen. Unter diesen Umständen ist es für mich von größter Wichtigkeit, daß seit vorgestern abend die beiden zuletzt noch in Fas ansässigen Deutschen, Angestellte der deutschen Firma M. Richter, zurückgekehrt sind. Die Herren waren von der Reise noch zu müde, um sich auf dem Soco chico zu zeigen. Ein Zufall hat mich heute mit ihnen zusammengeführt. Sie müssen über die Ereignisse der letzten Monate in Fas authentisch berichten können und haben die Freundlichkeit gehabt, mir zu versprechen, daß sie mich morgen besuchen wollen, und daß wir dann gemeinsam an der Hand ihrer Erinnerungen die Ereignisse feststellen wollen, die sich bis zu ihrer Abreise in Fas abgespielt haben.

Mit den beiden erwähnten Deutschen sind auch noch zwei andere Deutsche aus Fas zur Küste zurückgekehrt, nämlich zwei subalterne Angestellte des Sultans. Der eine war bisher Oberwärter der Menagerie, die der Sultan sich zugelegt hat, der andere fungierte als Instrukteur für die durch die Loewesche Waffenfabrik gelieferten Maschinengewehre.

* * *

21. Januar.

Herr Löhr, der bisher vertretungsweise die Geschäfte des deutschen Konsulats in Fas wahrnahm, und Herr Schultheis, der mit der Führung der deutschen Postagentur in Fas betraut ist, haben ihr Versprechen gehalten, und wir haben gemeinsam einen Bericht aufgesetzt, der unter diesen Umständen vielleicht die Bedeutung eines historischen Dokuments besitzt, und der so zuverlässig ist, wie es den Umständen nach überhaupt möglich ist. Er erstreckt sich auf die Ereignisse in Fas vom 21. Oktober 1902 bis zum 12. Januar 1903. Die beiden Herren haben ihn in seiner endgültigen Fassung nochmals durchgesehen. Er lautet folgendermaßen:

„Am 21. Oktober 1902 wurde vor der Karuiyin, der größten Moschee von Fas, der englische Missionar Cooper durch einen Marokkaner, der der Klasse der Schürfa (Einzahl ‚Scherif'), der angeblichen direkten Nachkommen des Propheten, angehörte, hinterrücks erschossen. Der Missionar, ein Irländer, hatte eine Veranlassung irgend welcher Art zu der Tat nicht gegeben. Vor der Karuiyin werden regelmäßig Freitags Strohmatten verkauft. Der Missionar wollte eine solche Matte kaufen. Während er verhandelte, trat der Scherif im Vorbeigehen auf ihn zu und schoß ihn halb von hinten durch die Hüfte. Dieser Vorgang spielte sich vormittags gegen 9 Uhr ab. Der Missionar wurde von dem Leibarzt des Sultans, einem Engländer, in Behandlung genommen, starb aber nachmittags gegen 2 Uhr. Mittlerweile hatte der englische Vizekonsul die marokkanische Regierung verständigt. Diese ordnete die Verhaftung des Scherifen an, ein Befehl, der wie alle nachfolgenden Maßnahmen auf den Sultan direkt zurückgeführt wird. Der Mörder war nach der Tat in die Karuiyin und von dort aus in den heiligsten muhammedanischen Tempel auf afrikanischem Boden, in die Mulei Idris, eine über dem Grab des gleichnamigen Gründers von Fas errichtete Moschee, geflüchtet. Nach muhammedanischer Anschauung darf ein Mann, der sich in eine Moschee geflüchtet und unter den Schutz des Heiligtums gestellt hat, nicht herausgeholt und verhaftet werden. Der Militärposten, der ausgeschickt war, um den Mörder zu ver-

haften, holte ihn jedoch, dem Befehl des Sultans folgend, aus der Moschee heraus. Allerdings ging der Mokhaddem (Vorsteher) des Stadtteils, in dem die Mulei Idris liegt, mit dem Verhafteten mit, und dieser nahm aus der Moschee eine sogenannte ‚Locha‘, eine Tafel, die mit Koransprüchen beschrieben ist, mit sich. Solange er im Besitz dieser Locha und in Begleitung des Mokhaddem der Mulei Idris war, stand er unter dem Schutz des Heiligen selbst, und nach muhammedanischer Anschauung durfte sich niemand, wer es auch sei, an ihm vergreifen. Jedoch wurde der Mann vor den Sultan gebracht, der ihn zu Prügelstrafe verurteilen ließ. Die Strafe wurde sofort vollzogen, und dann wurde der Verurteilte rücklings auf einen Esel gesetzt und mit blutendem Rücken durch die Straßen der Stadt geführt. Während dieser Exekution traf die Nachricht ein, daß der Missionar Cooper gestorben sei. Daraufhin wurde der Ritt unterbrochen. Der Sultan berief seine Minister zusammen, und das Ergebnis war der Befehl, den Scherifen zu erschießen. Unmittelbar darauf wurde er vor der Waffenfabrik des Sultans erschossen, nachdem ihm vorher die ‚Locha‘ abgenommen worden war. Die Soldaten hätten sonst nicht gewagt, auf den Mörder zu schießen. Im Volk griff ein tiefgehender Unwille Platz, weil ein Scherif hingerichtet worden war. Überdies hatte er bei seiner Vernehmung behauptet, er hätte das Gelübde abgelegt, den ersten Christen, dem er begegnete, zu töten. Niemals vorher soll ein Muhammedaner in Marokko in einem analogen Falle, d. h. nur weil er einen Christen ermordet hatte, hingerichtet worden sein, niemals vor allen Dingen ein Scherif, dessen Person als heilig und unantastbar gilt. In früheren Fällen hatte nämlich der Vater des gegenwärtigen Sultans, und nach dessen Tode der allmächtige Minister Ba Hamed stets die Praxis geübt, daß man die vertragsmäßige Geldbuße zahlte, den Mörder selbst aber nur längere Zeit ins Gefängnis schickte. Die Aufregung über die Exekution war in Fas so groß, daß der Sultan sofort sämtlichen Konsulaten und den einzelnen Europäern starke persönliche Schutzwachen zuwies und die Christen in den Straßen durch Patrouillen begleiten ließ. Das Volk aber führte die in seinen Augen ungeheuerliche und die islamitische Anschauung mit Füßen tretende Art der Sühnung

auf den Einfluß der Engländer zurück, die in der Hofhaltung des Sultans lebten und dessen hauptsächlichsten Umgang bildeten.

Auch vor diesem Vorfall schon hatte eine starke Mißstimmung gegen den Sultan in den sich besonders aristokratisch dünkenden Araberkreisen der Stadt Fas geherrscht, eben weil der Sultan sich mit einer Schar europäischer Ratgeber umgab, die zu ihm regelmäßigen Zutritt hatten, und denen gegenüber die arabischen Vornehmen, die gleichzeitig die argwöhnischsten Hüter des Islam sind, sich zurückgesetzt fühlten. Da der Sultan in auffallender Weise die Engländer bevorzugte, so richtete sich der Haß hauptsächlich gegen diese, namentlich aber gegen den sehr einflußreichen Ratgeber des Sultans Kaid Mc Lean. Übrigens weilte dieser damals noch in London und kehrte erst im November wieder an den Hof des Sultans zurück. Alles das kennzeichnet die Stimmung, die in Fas verbreitet war, als der geschilderte Vorfall sich ereignete, und es ist also erklärlich, daß der Boden für eine sultanfeindliche und, was in diesem Falle gleichbedeutend ist, eine fremdenfeindliche Bewegung vorbereitet war, die durch die europäischen Liebhabereien und Auslassungen des Sultans Nahrung erhielt.

Diese Stimmung benutzte ein Mann, angeblich namens Djilali es Serhuni (der als Artillerist unter Muley Omar, einem Bruder des Sultans, ausgebildet, dann in Fas gestanden und entlassen worden sein soll), um als eine Art Prophet aufzutreten und sich auf diese Weise zu Macht und Ansehen aufzuschwingen. Die Geschichte Marokkos kennt ähnliche Vorgänge. Er trat zuerst in der Gegend der Stadt Tasa auf. Weil er auf einer weißen Eselin ritt und von ihr aus seine Ansprachen an das Volk hielt, so gab ihm dieses den Namen Bu Hamara, Vater der Eselin. Zuerst wurde erzählt, er gebe vor, der Bruder des Sultans, Mulei M'hammed, zu sein, den der Sultan bis dahin in Meknas, neben Fas und Marrakesch der dritten Residenz Marokkos, eingekerkert hatte, weil er ihm unbequem war als derjenige, dem eigentlich der Thron gebührte. Der gegenwärtige Sultan ist nämlich nicht der älteste Sohn Mulei Hassans, sondern ein jüngerer, und zwar der Sohn seiner Lieblingsfrau, einer Tscherkessin. Diese hatte auf Mulei Hassan großen Einfluß, und beim Tode Muleis, an dessen natürlichen Ursachen man übrigens

zweifelt, und der drei Tage von Ba Hamed geheim gehalten wurde, wurde Mulei Abd el Asis zum Sultan ausgerufen, während der erbberechtigte Bruder eingekerkert wurde.

Bu Hamara erhielt in kurzer Zeit ziemlich erheblichen Zuzug aus dem Gebiete der Kabyle Ghiatta, die östlich von Fas wohnt, und bei der der Mokhaddem von Mulei Idris seine besonderen Freunde hat. Ihm speziell lieferten die Ghiatta aus freien Stücken und nach altem Herkommen regelmäßige Rationen an Fleisch, Oliven, Getreide usw.; und da bei der Hinrichtung des Scherifen auch die Autorität des Mokhaddem verletzt worden war, weil man jemanden, der unter seinem Schutz die Moschee Mulei Idris verlassen hatte, und der also unverletzlich war, verurteilt und gerichtet hatte, so läßt sich also auch hier ein Zusammenhang vermuten.

In Fas nahm man das Auftreten Bu Hamaras zuerst nicht recht ernst. Der Sultan schickte einen seiner zahlreichen Oheime namens Mulei el Kebir (Mulei der Große) mit einer verhältnismäßig kleinen Truppenmacht aus, um gegen die Aufständischen zu Felde zu ziehen. Diese wurden im Gebiet der Hiaina in eine Kasba gedrängt und darin eingeschlossen. Es gelang aber dem Prätendenten, zu entkommen. Er floh in die Berge. Seine Mannschaften zerstreuten sich. Mulei el Kebir jedoch setzte sich mit seiner M'halla, seinem Expeditionskorps, im Gebiet der Hiaina fest. Damit galt die Bu Hamara-Episode als erledigt, und der Sultan gewann freie Hand, um einen bereits seit einiger Zeit vorbereiteten Heereszug gegen zwei Kabylen, die Gheruan und Semmur, zu unternehmen, die die Umgegend von Meknas und die Verbindung zwischen Meknas und Fas, sowie zwischen Fas und Rabat unsicher machten. Diese waren mehrfach in Meknas eingedrungen, wo sie viele Gewalttätigkeiten verübten, beunruhigten die Karawanenstraße, die von Fas in großem Bogen das Gebiet der Semmur in der Richtung auf Rabat umgeht, und dehnten ihre Räubereien sogar bis in die Nähe von Rabat aus. Diese Kabylen gehören nicht zu dem sogenannten Blad el machsen, dem Regierungsland, sondern sind unabhängige Berber, die den Sultan nicht als ihren weltlichen Herrscher, sondern nur als großen Heiligen anerkennen. Der Zug gegen sie war also kein Feldzug gegen Aufständische, sondern nur gegen unruhige Nachbarn.

Auf diesem Zuge, der am 10. November begann, war der Sultan erfolgreich. Es gelang ihm, zunächst die Gheruan meist im Wege der Verhandlung zur formellen Unterwerfung zu veranlassen. Ferner erreichte er, was bisher noch kein Sultan vor ihm fertig gebracht hatte, daß die gefürchteten Semmur ihm Heerfolge versprachen, die sie auch späterhin tatsächlich leisteten. Der Sultan beabsichtigte sodann von Meknas aus nach Rabat zu reisen, angeblich um seine Residenz nach der südlichen Hauptstadt Marrakesch zu verlegen.

Kurz vor seinem Aufbruch nach Rabat erhielt nun der Sultan in Meknas neue ungünstige Nachrichten von dem Vordringen und einem Siege Bu Hamaras, der schon für überwunden gegolten hatte. Infolgedessen sah er sich bewogen, sofort in Eilmärschen nach Fas zurückzukehren. Bu Hamara hatte neue Anhänger gesammelt und brachte der M'halla des Mulei el Kebir am 29. November in der Gegend der Kabyle Beni Uarain eine erhebliche Schlappe bei. Am 9. Dezember traf der Sultan wieder in Fas ein und schickte neue Truppen unter dem Befehl des Abbas el Menebi, eines Bruders des in hoher Gunst stehenden Kriegsministers und einiger anderer Führer aus, nachdem bereits vorher kleinere Abteilungen dem Mulei el Kebir gefolgt waren. Diese Truppen scheinen zwischen dem 15. und 20. Dezember mit den Aufständischen Fühlung erhalten zu haben. Im großen Ganzen waren sie verhältnismäßig schlecht ausgerüstet. Am 2. Dezember hatte auch der Fastenmonat, der Rhamadan, begonnen, der bis in den Januar hinein dauert. Die ohnehin schlecht verpflegten Soldaten durften, ebenso wie die Aufständischen, von morgens 5 bis abends 5 Uhr keine Nahrung zu sich nehmen. Während nun aber die Aufständischen im eigenen Lande waren, daher wußten, woher sie sich Nahrungsmittel beschaffen konnten, und somit sich in den fastenfreien Stunden schadlos halten konnten, waren die Soldaten auf das angewiesen, was sie fanden oder mit Gewalt requirieren konnten. Die marokkanische Soldateska ist wegen ihrer Grausamkeit bei solchen Gelegenheiten schon in friedlichen Zeiten berüchtigt. Waren die Sultanstruppen schon infolge schlechter Verpflegung mißmutig, so kam noch hinzu, daß sie die Hiaina, in deren Gebiet sie sich befanden, durch ihr brutales

Auftreten, auch gegen die Frauen, reizten. Andererseits hatte die Sultansarmee in dem Teile des Hiainagebietes, den sie durchzogen hatte, die Bevölkerung gezwungen, sich ihr anzuschließen. So kam es, daß ein großer Teil der Hiainas als keineswegs sichere Kampfgenossen mit im Sultanslager kampierten. Am 23. Dezember hatte man den Tag über gekämpft. Den Soldaten soll schließlich die Munition knapp geworden sein. Die Zelte wurden aufgeschlagen, und mit dem Abkochen wurde frühzeitig begonnen, damit das Essen vor 5 Uhr fertig würde. Unmittelbar vor dem Beginn des Essens fielen nun die im Lager befindlichen Hiainas über die Sultanstruppen her. Es wird behauptet, daß die Anführer der Truppen die ersten gewesen sein sollen, die davonliefen. Angeblich sollen einige von ihnen am Verrat beteiligt gewesen sein, um dem Bruder des Kriegsministers, der als letzter eingetroffen war und den Oberbefehl übernommen hatte, einen Streich zu spielen. Jedenfalls lösten sich die Sultanstruppen in wilder Flucht auf. Das gesamte Lager blieb im Besitz der Hiainas, die nunmehr zu Bu Hamara übergingen. Auch wird behauptet, daß ein nicht unbeträchtlicher Kriegsschatz, etwa 30—40 000 Duros, mit verloren gegangen sein soll. Eine andere Lesart stellt es so dar, daß die Hiainas, die ursprünglich wohlwollende Neutralität bewahrt hätten, infolge des übeln Verhaltens der Truppen diese beim Einbruch der Dunkelheit unerwartet überfallen hätten.

Dieser Überfall fand in einer Entfernung von etwa 30 km östlich von Fas statt. Am 24. Dezember morgens gegen 5 Uhr brachten die ersten Flüchtlinge die Nachricht von der Niederlage nach Fas. Es bemächtigte sich der Stadt eine namenlose Aufregung. Das Gerücht, Bu Hamara sei in die Stadt eingedrungen, verbreitete sich. In der Stadt blieben alle Häuser und Läden bis gegen Mittag geschlossen.

Wie sich jedoch bald herausstellte, waren die Gerüchte übertrieben. Trotzdem wurde die Lage für den Sultan jetzt doch bedenklich, weil das Volk in der Tat glaubte, Bu Hamara sei Mulei M'hammed, der Bruder des Sultans. Auch in Fas machte sich eine Bewegung unter den Arabern geltend, die dem als christenfeindlich angesehenen Bruder wohlgesinnt waren. Um nun die

Vorstellung, dieser und der Thronforderer Djilali es Serhuni seien identisch, zu widerlegen, ließ der Sultan seinen in Meknas gefangen gehaltenen Bruder Mulei M'hammed nach Fas bringen. Bereits am 27. Dezember brachten die zu diesem Zweck ausgeschickten 150 Reiter den richtigen Mulei M'hammed nach der Hauptstadt. Er begab sich in Begleitung einer Eskorte in die Mulei Idris, um dort zu beten. Auf diese Weise wurde er dem Volke gezeigt. Mehrere Huldigungen für ihn fanden statt. Dann wurde er wieder in den Palast zurückgebracht, und seitdem sitzt er anstatt in Meknas in Fas als Gefangener. Das ist der ganze Unterschied. Davon, daß er an die Spitze der Truppen gestellt und gegen Bu Hamara ausgezogen wäre, oder daß der Sultan zu seinen Gunsten abzudanken beabsichtigte, ist niemals die Rede gewesen. Der Erfolg dieses in der Tat sehr glücklichen Einfalls der Regierung war, daß die Bevölkerung sich beruhigte.

Nun aber erklärte Bu Hamara, er sei der „Naib", d. h. der Sachverwalter des gefangenen Prinzen. Er selbst will nämlich kein Scherif sein (?), und niemals würden die Marokkaner einen Fürsten dulden, der nicht Scherif ist. Auf der anderen Seite aber ist die reaktionäre und fremdenfeindliche Strömung unter den Arabern doch so stark, daß auch das Erscheinen des echten Waldemar den falschen nicht stürzen konnte, der nun einmal der Führer dieser Bewegung geworden ist, gleichviel ob er den Thron für sich oder für einen anderen erobern will. Das Volk glaubt an seine Sendung, und die Bewohner von Fas stehen auf dem Standpunkt, daß sie die Entscheidung darüber, wer Sultan sein soll, schließlich dem Schutzheiligen, dem Mulei Idris, überlassen, von dem es abhängt, ob er duldet, daß Bu Hamara in die Stadt eindringt oder nicht.

Zunächst hat dieser seinen Sieg nicht ausgenutzt, sondern ist nach Tasa zurückgezogen, um dort den Rhamadan vorübergehen zu lassen und zwei Mädchen, die ihm seine Anhänger als „Hadia", als Geschenk, gegeben haben, und die den Kabylen Ghiatta und Dsul angehören, zu heiraten, vielleicht um diese Stämme fester an sich zu ketten. An seine Freunde in Fas aber soll er Briefe gerichtet haben, worin er erklärte, er werde nach dem Rhamadan wieder nach Fas ziehen, und dann werde der Heilige entscheiden.

wer Sultan sein solle. Die Stellungnahme der Einwohnerschaft von Fas ist also im ganzen genommen unentschieden. Man überläßt die Entscheidung dem Schutzheiligen. Zunächst neigt sie nach der Seite, die die Macht hat, also zum Sultan.

Der entscheidende Kampf steht also noch bevor. Mittlerweile hat der Sultan alle Truppen, die ihm zur Verfügung stehen, um Fas zusammengezogen. Diese verteilen sich zunächst auf die beiden steinernen Bastionen außerhalb von Fas, bei denen je ca. 400 Mann liegen, ferner auf drei Feldlager, deren stärkstes vor dem Osttor, dem Bab Ftuh, liegt, während die beiden anderen vor dem nördlichen und südlichen Tore liegen. Die Stadt zählt im ganzen acht Tore. Die gesamte um Fas versammelte Truppenmacht überschreitet wohl kaum 15000 Mann. Die Vorbereitungen zum neuen Kampfe wurden bis zum 8. Januar, dem Ende des Rhamadan, fortgesetzt. Angeblich soll Bu Hamara beabsichtigen, nicht direkt auf Fas zu marschieren, sondern dieses im Norden zu umgehen, um die Semmur für sich zu gewinnen, und dann von Westen her Fas anzugreifen. Inzwischen sind aber am 10. Januar die Gheruan und auch die Semmur ihrem Versprechen gemäß in Stärke von etwa 2000 Mann in Fas eingezogen und haben sich den Sultanstruppen angeschlossen. Ob sie treue Bundesgenossen sein werden, ist noch die Frage. Überhaupt läßt sich bis zum heutigen Tage nicht absehen, wie der Kampf enden wird. Wahrscheinlich wird die Entscheidung noch lange auf sich warten lassen, wenn nicht ein Zufall, etwa die Gefangennahme des Bu Hamara, dem Sultan zu Hilfe kommt. Immerhin werden dadurch die fremdenfeindlichen Neigungen der Bevölkerung nicht beseitigt, die sich allerdings weniger gegen die fremden Kaufleute richten, als gegen die Europäer, die den Sultan angeblich umsponnen haben, so daß er tun muß, was sie wollen, und nicht, was die frommen Schürfa und der Koran will.

Auf Grund der beunruhigenden Nachrichten über die Niederlage der Sultanstruppen und das Vorrücken Bu Hamaras auf Fas, die in starken Übertreibungen in die Presse geraten waren, ergingen Aufforderungen seitens der in Tanger residierenden Gesandtschaften an die Europäer in Fas, sich im Falle von Gefahr zurückzuziehen. Es fanden mehrere Beratungen der in

Fas residierenden konsularischen Vertreter statt. Die am 7. Januar eingetroffene Nachricht von einem erneuten Vormarsch des Bu Hamara auf Fas veranlaßte die Konsuln, ihren Landsleuten die Abreise von Fas zu empfehlen, so lange die Wege nach Tanger noch sicher seien. In Befolgung dieses Beschlusses reiste der deutsche Konsulatsverweser mit den drei übrigen noch in Fas anwesenden Deutschen nach Tanger zurück. Die Vizekonsuln Englands und Frankreichs, ferner die am Hofe des Sultans befindliche sogenannte französische Militärmission, bestehend aus drei Instrukteuren, sowie die noch kontraktlich verpflichteten englischen Angestellten am Sultanshofe blieben in Fas. Die marokkanische Regierung hat die Fremden keineswegs aufgefordert, Fas zu verlassen, sondern hat im Gegenteil versichert, es liege keine Gefahr vor. Die Rückreise der vier Deutschen, in deren Begleitung der italienische stellvertretende Leiter der Sultanatswaffenfabrik in Fas reiste, verlief ohne jeden Zwischenfall. Das durchreiste Land war ruhig. Die Abreise aus Fas erfolgte am 11., die Ankunft in Tanger am 18. Januer. Zur Zeit der Abreise waren gerade die ersten Abteilungen wieder gegen Osten ausgeschickt worden, um den Kampf mit Bu Hamara wieder aufzunehmen. Es fanden auch bereits einige Plänkeleien mit den Hiainas und Beni Uarain statt. Wann man an die Hauptmacht Bu Hamaras herankommen wird, ist nicht vorher zu sagen.





Kopf eines bejahrten Camelus Dromedarius.

Viertes Kapitel.

Tingetanische Schlendertage.



22. Januar.

Die Unmöglichkeit, jetzt ins Innere zu reisen, ändert auch meine Wohnungsdispositionen. Ich wohne bisher im Oriental-Hotel. Der Wirt ist ein Engländer, spricht aber merkwürdigerweise auch Deutsch. Er entpuppt sich alsbald als ständiger Korrespondent des „Daily Expreß“. Der Wirt eines anderen Hotels ist ständiger Korrespondent eines anderen englischen Blattes, und der Inhaber eines Krämerladens versorgt ein drittes führendes englisches Blatt mit Nachrichten aus dem Lande des großen Scherifen. Mr. Harris, der „Times“-Korrespondent und Günstling des Sultans, der als Privatmann in der Nähe von Tanger eine

Villa besitzt, spielt unter den englischen Korrespondenten naturgemäß die erste Rolle. Auch er gehört mit zu denen, die seitens der marokkanischen Patrioten auf die schwarze Liste gesetzt worden sind, weil sie in ihm einen der Hauptschuldigen erblicken, die den Sultan zu europäischen Liebhabereien veranlassen. Mein Hotel ist nicht das teuerste in Tanger, aber doch jedenfalls eines der empfehlenswertesten. Bei meinem Eintreffen habe ich mir die guten Ratschläge des Herrn Dauphin zunutze gemacht. Als der Wirt mir 8 Schillinge als Pensionspreis vorschlug, erklärte ich ihm rund heraus, Spanisch könne ich allerdings nicht sprechen, sonst würde ich 8 Peseten gegenhalten, aber Französisch verstände ich einigermaßen, und deshalb wollten wir uns nur getrost auf 8 Franks einigen, womit er auch einverstanden war. Aber mir hat das Hotelleben nie behagt, und ich habe bisher stets, wenn ich irgendwo im Auslande länger an einem Orte zu wohnen gezwungen war, als eine Woche, versucht, in irgend eine Messe oder dergleichen mich einzukaufen. Hier in Marokko gibt es dergleichen nun nicht. Man kennt diese schöne ostasiatische Einrichtung der Junggesellenhaushalte nicht, zu denen sich gewöhnlich drei bis vier junge Leute zusammentun, um gemeinsam ein Haus zu mieten und dieses gemeinsam zu bewirtschaften. Aber eine andere Gelegenheit bot sich. Der Kanzler der deutschen Gesandtschaft hatte sich trotz der kriegerischen Zeiten soeben erst die zarten Fesseln der Ehe anschmieden lassen und gab daher die Wohnung, die er bisher innegehabt hatte, auf. Da auch die beiden deutschen Herren, Sievers und Baron von Ungern-Sternberg, mit einem längeren Aufenthalte in Tanger rechnen, so schlage ich ihnen vor, wir wollen gemeinsam jene Wohnung mieten und einen gemeinsamen Haushalt beginnen, der vor allen Dingen unserer häuslichen Arbeit zugute kommen soll. Man geht auch gern auf diese Vorschläge ein, und nun haben wir die Wohnung gemietet. Für Möbel brauchen wir nicht groß zu sorgen. Es sind deren zwar nicht viele, die wir vorfinden werden, aber es hat doch jeder sein Bett. Ein großer Tisch zum Arbeiten, eine Anzahl Stühle und verschiedene Wandschränke sind ebenfalls vorhanden. Auch an Waschtischen und sonstigem Zubehör fehlt es nicht; nur sind wir gezwungen, uns einige Haushaltungsgegenstände zuzulegen,

als da sind: Blechtöpfe, Bratpfannen, Messer und Gabeln, Gläser, Tassen usw. Ich erkläre mich bereit, bei Auflösung unseres Hausstandes einen größeren Teil dieser Gegenstände meinerseits zu erwerben, da ich sie sowieso unterwegs auf der Expedition brauche, und in Voraussicht dessen wählen wir bereits nach Möglichkeit alles in unzerbrechlicher Ausführung. Tassen, Teller und was sonst in Betracht kommt, bestehen aus emailliertem Eisenblech. Was übrig bleibt, darin wollen sich dann die beiden zurückbleibenden Herren teilen; denn sie sind beide verheiratet und betrachten die Neuerwerbungen dann als einen angenehmen Zuwachs des heimischen Hausrats. Auf diese Weise kommen wir, wie wir uns ausgerechnet haben, wenn auch nicht erheblich, so doch etwas billiger weg, als wenn wir die nächsten Wochen im Hotel weiter wohnen würden. Besonders hoch aber veranschlagen wir die Annehmlichkeiten einer eigenen Wohnung und die Unabhängigkeit vom Hotelbetrieb. Unsere Einkäufe sind zum großen Teil bewirkt. Auch haben wir in dem bedeutendsten Kolonialwarenladen bereits ein Kontobuch; eine Kiste Weinflaschen, sowie ein Dutzend Flaschen mit Selterwasser und Limonade aus der hiesigen Selterwasserfabrik befinden sich schon in der neuen Wohnung, die wir morgen beziehen werden. Unsere Küche wird besorgt von einer eigens engagierten spanischen Köchin. Wir haben uns einen farbigen Hausburschen zugelegt, und das Servieren bei Tische, sowie den Empfangsdienst wird mein brauner Diener Muhammed übernehmen, derselbe Maure, der mich bereits auf dem Dampfer bei der Ankunft mitsamt meinem Gepäck in Empfang genommen hatte, und der für 12 Duros monatlich gleichzeitig die Geschäfte des Dolmetschers besorgen soll, auch auf der Reise ins Innere. Will man etwas vom Aufenthalt in einem fremden Lande haben, so tut man gut, sich von Anfang an mit einem solchen lebendigen Konversationslexikon zu versehen. Mein Muhammed macht mir einen nicht gerade üblen Eindruck, und so habe ich ihn als den ersten besten gleich engagiert. Er war bisher in Hoteldiensten verwendet worden und versteht auch, wie er behauptet, zu servieren.

* * *

6*

23. Januar.

Seit heute morgen sind wir nun eingezogen. Unsere Köchin, die außer dem Hause wohnt, hat sich heute bereits betätigt. Sie kocht, wie es scheint, nicht schlecht, selbstverständlich ausschließlich spanische Küche. Aus diesem Grunde verwendet sie sehr reichlich Safran und Knoblauch. Meine beiden Hausgenossen genieren diese Zutaten nicht. Denn ihre Frauen sind beide Spanierinnen, und da die Liebe, wie es heißt, durch den Magen geht, so läßt sich annehmen, daß ihre Magen auch schon vor der Heirat für spanische Küche nebst Safran und Knoblauch inklinierten. Da es ihnen indessen gleich ist, ob Safran oder Knoblauch an die Speisen getan wird oder nicht, so verbieten sie der Köchin auf meine Veranlassung hin bei Androhung sofortiger Entlassung den weiteren Gebrauch jener beiden Gewürze, und ich persönlich überwache die Reinigung sämtlicher Gegenstände, die mit Safran oder Knoblauch in Berührung gekommen sind. Beides scheue ich ebenso heftig, wie der Muhammedaner oder der Jude das Schweinefleisch. Aber im übrigen werden wir uns ausgezeichnet einrichten und wohlfühlen. Bereits heute, am ersten Tage unseres Hierseins, zeigen sich die günstigen Wirkungen unseres Wohnungswechsels. Während wir uns vorher regelmäßig erst innerlich einen Puff geben mußten, ehe wir uns dazu entschlossen, in unseren Hotelzimmern zur Feder oder zur Schreibmaschine zu greifen, geht die Arbeit hier spielend vor sich, und wir freuen uns unseres Daseins. Muhammed macht sich als häuslicher Diener recht gut. Besonders versteht er sich auf das Entkorken der Rotweinflaschen. Das stimmt uns etwas mißtrauisch, und wir fragen ihn auf Ehre und Gewissen, ob er nicht etwa Rotwein trinkt. Er aber legt andächtig die Hand aufs Herz und erklärt: „Ich bin Moslem, und Allah und der Prophet haben uns das Weintrinken verboten." Er sagt das mit einem so überzeugenden Augenaufschlag, daß wir uns ganz beschämt vorkommen, weil wir die Taktlosigkeit begangen haben, einen frommen Muhammedaner, der sogar den Namen des großen Propheten trägt, in Verdacht gehabt zu haben, daß er Wein trinkt.

* * *

24. Januar.

Die erste Nacht im neuen Heim geschlafen! Mein Zimmer liegt nach Südosten hin. Vor dem Fenster unten breitet sich ein großer Garten aus. Dahinter sieht man einen Kreisabschnitt vom Strand und beobachtet den Gischt, den die auflaufenden Wellen erzeugen. Im Hintergrunde aber winken die hohen Berge des Rif, das bewohnt ist von den wildesten der unabhängigen Kabylen, die den ungezähmten Geist der Bergvölker vereinigen mit der Verschlagenheit der Seepiraten. Die Sonne ist aufgegangen und spielt auf meiner Bettdecke. Vom Bett aus kann ich einen Teil des vor meinem Schlafzimmerfenster sich weitenden Panoramas übersehen. In der Tat, das war eine vorzügliche Idee, hierher zu ziehen!

Unsere Arbeitswut kennt in der neuen Wohnung keine Grenzen. Mit wahrem Feuereifer habe ich mich daran gemacht, mein ganzes Büchermaterial aufs neue durchzuarbeiten, und heute mittag haben wir sogar den kühnen Entschluß gefaßt, uns einen gemeinsamen Lehrer des Marokkanischen zu engagieren, der uns täglich eine Lektion erteilen soll. Die Bekanntschaft vermittelt uns natürlich auch wieder der Soco chico, wo wir unversehens von einem elegant gekleideten Marokkaner auf deutsch angeredet wurden. Die Bekanntschaft geschah ziemlich formlos. Der Schwarze erklärte im Vorbeigehen einfach: „Tja, tja, meine Herren, ich sprechen auch deutß," woraufhin wir uns mit ihm in eine Unterhaltung einließen. Er war eine zeitlang Lehrer des Marokkanischen am Orientalischen Seminar in Berlin gewesen, war dann aber aus irgend einem Grunde entlassen worden. Jedenfalls konnte er sich ganz gut auf deutsch verständlich machen, und sofort, als wir den Entschluß gefaßt haben, Marokkanisch zu lernen, haben wir ihn holen lassen. Wir hatten soeben die erste Lektion und fühlen uns bereits stolz als marokkanische ABC-Schützen. Die ersten acht Buchstaben können wir schon lesen und schreiben, auch schon hersagen: alif, ba, ta, tsa, djîm, hha, kha, dal usw. Das usw. können wir allerdings noch nicht.

* * *

25. Januar.

Auf meinem täglichen Programm stand bisher als regelmäßige Nummer, daß ich morgens gegen 11 Uhr mich auf dem Soco chico einfand, um teilzunehmen an der allgemeinen Journalistenbörse, auf der die Kriegsnachrichten verhökert wurden. Bisher bin ich weniger deshalb hingegangen, um dort etwas Neues zu erfahren; denn an Neuigkeiten mangelte es niemals, gewöhnlich aber war nichts daran. Besonders die spanischen Journalisten taten sich lebhaft als die Besitzer von Nachrichten von größter Bedeutung und Wichtigkeit hervor. Sie bezogen diese von der spanischen Gesandtschaft, die ein lebhaftes Interesse daran bekundet, mit welcher Frisur irgend welche Tatsachen, die sich ereignet haben sollen, in die internationale Presse übergehen. Die spanische Gesandtschaft stellt mit ihrem Nachrichtendienst jede andere Nachrichtenquelle in den Schatten. Besondere Autorität besitzt unter den spanischen Journalisten einer ihrer Kollegen mit altadligem Namen, der, wenn ich nicht irre, der Bruder irgend eines auf der spanischen Gesandtschaft tätigen Subalternen ist. Er steht in dem Geruch, nur deshalb an kleinem Gelde Mangel zu empfinden, weil ihm das große fehlt, das er hätte wechseln lassen können, und so nutzt er denn die brüderliche Autorität aus, um auch nach dieser Richtung hin seinen Beruf als das aufzufassen, als was ihn schließlich jeder, wenn auch mehr oder weniger verstohlen, aufzufassen pflegt, nämlich als ein Geschäft. Allerdings verfolgt er die Geschäftspraxis, daß er sich keineswegs etwa eine Nachricht, die er anbringt, und mag sie noch so erlogen sein, bezahlen läßt. Aber er hat so seine bestimmten Abnehmer, die sich dann in einer ähnlichen Weise ihm gegenüber zu revanchieren pflegen, wie der europäische Kaufmann in Spanien, der seine Waren zollfrei durch den Zoll haben wollte, gegenüber dem Zollbeamten. In irgend einem Nebenraume der zahlreichen spanischen Cafés von Tanger wirkt so ziemlich allabendlich eine kleine Gesellschaft an einem runden Tische, die in irgend einer chevaleresken Manier an den kenntnisreichen spanischen Kollegen im Hazardspiel die Summe verliert, die sie als des empfangenen Gegenwertes an Neuigkeiten angemessen hält. Es ist ziemlich selbstverständlich, daß unser spanischer Journalist um so mehr Glück im Hazardspiel besitzt, je

mehr er in der Lage ist, einigermaßen plausible Dinge zu verhökern, die sich im wesentlichen nicht widersprechen, und je mehr — je nach der Verlustbereitschaft des Gegenkontrahenten in ihrer Qualität wohltemperierte — Nachrichten er aus den ihm vertraulich auf der Gesandtschaft zugesteckten Tips fabrizieren kann. Mein Hausgenosse, der Baron, der über eine gute Portion Humor



Stadttor in Tanger (Weg nach dem Merschan).

verfügt, hatte gestern ebenfalls von der Erfahrenheit des bewußten spanischen Journalisten Gebrauch gemacht und erhielt nun gleichfalls von ihm eine Einladung zur Teilnahme an dem allabendlichen Hazard. Er folgte ihr auch, besaß aber Witz genug, um im Pokern andauernd zu gewinnen, und beutelte die ganze Gesellschaft gehörig aus, indem er den nichtsahnenden Europäer markierte. Als er heute morgen bei der Nachrichtenquelle verstohlen wieder anklopft, stößt er auf unbedingtes Nichtswissen, und sein Antrag, heute abend für den gestrigen Gewinn Revanche zu geben, wird

zwar dankend angenommen, aber auf eine spätere Zeit vertagt. Nun muß er die Folgen seines Tuns tragen: erstens bekommt er die authentischen Nachrichten der spanischen Gesandtschaft nicht mehr, und zweitens klebt ihm das Sündengeld an den Fingern, das er im schnöden Hazardspiel eingestrichen hat. Beides bereitet ihm allerdings keine Kopfschmerzen. In der Tat ein leichtsinniger Mensch!

* * *

26. Januar.

Meine vormittäglichen Besuche auf dem Soco chico werde ich nunmehr definitiv einstellen. Ich habe es gründlich satt, mir die beiden besten Stunden des Tages stehlen zu lassen durch alberne Dispute über Ereignisse, die nie stattgefunden haben. Etwas einigermaßen Zuverlässiges erfährt man hier in Tanger, scheint es, überhaupt nicht, wenigstens sicherlich nicht auf dem Soco chico, wo der Korrespondent des Pariser „Journal“ den Krieg „macht“ und der spanische Journalist mit dem altadligen Namen die Authentik der spanischen Gesandtschaft im Pokern anlegt. Ich habe daher meine beiden Hausgenossen, die sich ehrlich bemühen, den in dem Flusse der Ereignisse einzig ruhenden Punkt zu entdecken, gebeten, mich für den Fall, daß irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen sei, zu orientieren. Somit bin ich einigermaßen unabhängig von den Ereignissen und habe also Zeit, angesichts der so eigenartigen Verhältnisse, die ich hier antreffe, mich sozusagen meinen eigenen Gedanken hinzugeben, und im übrigen meine Zeit darauf zu verwenden, mich mit Land und Leuten auch in der Praxis etwas näher bekannt zu machen. Vor allen Dingen habe ich die Tage, die ich hier bin, reichlich ausgenutzt, um mir Tanger etwas näher anzusehen, aus dessen Kenntnis heraus die meisten der hier ansässigen Europäer die Berechtigung schöpfen, als Marokko-Kenner aufzutreten, weil sie der Meinung sind, Tanger sei so viel wie Marokko. Ich habe zunächst nur die eine Empfindung, die bei mir die Oberhand gewinnt, daß Marokko sich absolut nicht nach Tanger beurteilen läßt; denn Tanger ist ein richtiges Klatschnest, in dem namentlich eine Seite des Klatsches besonders kultiviert wird, nämlich der politische Klatsch. Und das

ist der schlimmste von allen. Hier wird er aber um so gefährlicher, weil auch die diplomatischen Vertretungen der Mächte direkt in der Zone des unangenehmsten Küstenklatsches liegen.

Rein gesellschaftlich gesprochen läßt sich in Tanger schon leben. Die Geselligkeit ist hoch entwickelt und trägt durchaus internationalen Charakter. Allerdings sind die Gesandtschaften die gesellschaftlichen Mittelpunkte, besonders für die Angehörigen ihrer Nationen, und es ist nicht jedermanns Sache, sich unter dieser Gesellschaftsdiktatur wohlzufühlen.

Die Stadt selbst trägt durchaus orientalischen Charakter. Allerdings haben es die Europäer verstanden, Tanger bereits einen internationalen Typus aufzuprägen, der auch schon in den Villen und Häusern zum Ausdruck kommt, die sich um die eigentliche arabische Stadt herumgruppieren. Doch auch in der Araberstadt, mit Ausnahme der Kasba, wohnen zahlreiche Europäer. Namentlich die spanische Kolonie ist außerordentlich stark vertreten und hat sich die vorhandenen arabischen Wohnhäuser in europäischer Weise ausmöbliert und eingerichtet. In der Hauptsache aber wohnen die besser situierten Europäer außerhalb der engen, winkligen und dunklen Gassen der eigentlichen Stadt. Besonders bevorzugt ist das Plateau einer Düne, die sich im Westen der Araberstadt erhebt, und die von den Europäern gewöhnlich der „Marchand“ gegenannt wird. Natürlich hat der Hügel nicht das Geringste mit einem Kaufmann gemein. Der Name ist vielmehr eine Verballhornisierung eines arabischen Wortes, das der Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft „Merschan“ aussprach. Auch das soll kein korrektes arabisches Wort sein. Man weiß nur so viel, daß es „grüner Hügel“ bedeutet[1]). Dort oben befindet sich eine Europäerkolonie, und zwar sind es hauptsächlich Deutsche, die hier wohnen und gleichzeitig den Blick über die Straße von Gibraltar bis hinüber nach dem spanischen Tariffa genießen mitsamt der kühlen Brise, die hier selbst an Tagen zu wehen pflegt, an denen der Aufenthalt in der Stadt Pein bereitet. Die Geschäftshäuser selbst befinden sich allerdings wohl alle unten in der Stadt. Außer dem Merschan gibt es noch eine zweite festgewordene Düne, die

[1]) Nach Prof. Schnell bedeutet das Wort „geringe Viehweide“ und ist die charakteristische Bezeichnung für die Hochebene.

besetzt ist mit Häusern und Villen von Europäern. Sie läuft dem Merschan ungefähr parallel. Es ist dieselbe, über die wir hinwegreiten mußten, als wir auszogen, um an der militärischen Komödie teilzunehmen, die so über Gebühr aufgebauscht wurde. Noch nach einer dritten Richtung hin entwickelt sich die Stadt Tanger, und zwar nach Osten zu. Hier liegt ein prächtiger, mehrere Kilometer langer Badestrand, und bereits jetzt ziehen sich Hotels und Europäerwohnungen an diesem Strande entlang nach Osten, wo ganz im Hinterlande am anderen Ende der Bucht das Haus des „Times"-Korrespondenten Harris liegt. In der Tat wäre Tanger vermöge seiner günstigen Lage, seines trefflichen Badestrandes und seines ebenso trefflichen Klimas geeignet, ein Winterkurort ersten Ranges zu werden. Es fehlt nur, wie es scheint, der Unternehmergeist, der hier anfängt. Schon jetzt lenken zahlreiche europäische Vergnügungsreisende ihre Schritte nach Tanger. Ich bin überzeugt, ein tüchtiger Geschäftsmann, der sich Tangers annehmen würde, könnte aus ihm einen Winterkurort von der Bedeutung Ägyptens machen. Die einzige Sorge wäre die, daß bisweilen die Levante etwas ärger bläst, als es für Lungenkranke gerade angenehm ist. Allerdings fehlt Tanger eins, eine schöne Umgebung. Dafür aber bieten die baumbestandenen Hügel, die zwischen Tanger und dem Kap Spartel liegen, mancherlei Abwechslung und Spaziergänge, und außerdem ist das Leben in Tanger selbst interessant genug, um dem Europäer, der den Unbilden des nordischen Klimas entgehen will, Anregung zu bieten. Für deutsche Begriffe allerdings fehlt es vor allen Dingen an einem Restaurant oder einem Kurhaus. Denn der Aufenthalt in den Hotels der Stadt selbst ist auf die Dauer nicht sonderlich sympathisch. Das beste Hotel befindet sich übrigens in deutschen Händen und liegt außerhalb der Stadt auf der dem Merschan parallel laufenden Düne. Es ist geschmackvoll und mollig eingerichtet. Allerdings verstehen auch diese Landsleute ein Geschäft, das überall am Mittelmeere zu Hause zu sein scheint, nämlich Preise zu fordern, die man aber schließlich doch noch gern erlegt, wenn man für sein gutes Geld auch etwas hat. Gewöhnlich ist allerdings das Gegenteil davon der Fall, und es ist wichtig, zu konstatieren,

daß in dem vorliegenden Falle wenigstens davon eine Ausnahme gemacht wird.

Tanger ist zweifellos der bedeutendste Hafenplatz Nordmarokkos. Doch ist es bei der höchst mangelhaften Statistik sehr schwer, ein klares Bild von der Warenverteilung über die einzelnen marokkanischen Häfen zu gewinnen. Was die Quantitäten anlangt, die gelöscht werden, so ist El Araisch wohl Tanger überlegen. Dort werden die großen Lasten an Zucker, Tee und Lichten gelöscht, also Bedarfsartikel, deren Einfuhr aber fast ausschließlich in den Händen von Arabern oder marokkanischen Israeliten liegt. Daher erklärt es sich, daß die Europäerkolonie von El Araisch, soweit sie dem Kaufmannsstande angehört, erheblich geringer ist, als diejenige von Tanger. Solange Tanger aber mit dem Hinterlande nicht durch eine Eisenbahn verbunden ist — und man wird hierauf noch recht lange warten müssen —, so lange bleibt für den Warenverkehr mit dem Hinterlande, und namentlich mit Fas, die Verbindung über El Araisch wichtiger. Die Geschäfte, die von Europäern in Tanger gemacht werden, sind entweder Geldgeschäfte mit dem Hofe, oder es ist die Einfuhr von europäischen Fancy-goods, weil an diesen noch Geld verdient wird. Auch der Handel in europäischen Stoffen geht noch zum großen Teil über Tanger. Effektiv werden auch die Aufträge, die späterhin über El Araisch ausgeführt werden, meist durch die Kontore von Tanger geleitet. Die größeren europäischen Firmen — „Welthäuser" gibt es überhaupt nicht in Marokko — haben ihre Hauptniederlassung gewöhnlich in Tanger und in El Araisch ihren Agenten, der in den seltensten Fällen ein Europäer, gewöhnlich ein marokkanischer Jude und im Grunde nichts anderes als Spediteur ist.

Für den, der mit Zahlen zu rechnen gewohnt ist, wie sie beispielsweise die Bücher der europäischen Häuser im fernen Osten füllen, für den muß der europäische Handel Marokkos verhältnismäßig geringfügig erscheinen. Das Land ist mit seiner gegenwärtigen Bevölkerungsgeneration bei weitem nicht so aufnahmefähig, wie etwa gleich dicht bevölkerte Gegenden Chinas. Dazu kommt, daß das nördliche Marokko infolge der zahlreichen und sinnlosen Ausfuhrverbote einen außerordentlich geringfügigen Export besitzt und schließlich auch infolge der Transportschwierigkeiten der

Einfuhr zunächst keine erheblichen und nationale Werte schaffenden Ausfuhrartikel gegenüberzustellen imstande ist. Die europäische Einfuhr entzieht daher dem Lande unter den gegenwärtigen Ver-



Bauernfrauen aus dem Fahaß auf dem Soco grande in Tanger.

hältnissen Bargeld, das durch keine gleichwertige Ausfuhrware zu erneutem Kursieren im Lande gezwungen wird. Es ist also bei diesen Zuständen nicht zu erwarten, daß die Kaufkraft des Landes zunimmt, im Gegenteil, sie muß sich natürlich verringern. Es will dieser einfachen Überlegung gegenüber wenig bedeuten, wenn

man feststellt, daß der überwiegende Teil derjenigen Dinge, die der Marokkaner zu seiner Lebensführung bedarf, aus Europa eingeführt werden muß. Das Land als Ganzes genommen lebt in der Hauptsache von seinem Kapital, und das hat schließlich einmal eine Grenze. Wenn man nun noch die Tatsache in Erwägung zieht, daß die Preise für die drei Hauptbedarfsartikel, Zucker, Tee und Lichte, die in die Zahlen der marokkanischen Statistik die fetten Ziffern hineinbringen, durch die Konkurrenz marokkanisch-jüdischer Einkäufer in London, Manchester, Liverpool und Belgien (Zucker). derartig gedrückt sind, daß der Europäer nicht, der marokkanische Jude dagegen vermöge seiner intimen Kenntnis vom Lande durchaus noch in der Lage ist, derartige Geschäfte mit Hoffnung auf erklecklichen Gewinn zu machen, und fernerhin den Anteil berechnet, den die marokkanischen Israeliten bereits jetzt am sonstigen Ausfuhrhandel nehmen und in Zukunft mit fortschreitender Bildung zweifellos noch nehmen werden, so bleibt für das rein europäische Geschäft in Marokko selbst herzlich wenig übrig.

Die Verhältnisse liegen also keinegswegs so rosig, wie es nach den Ausfuhrziffern zunächst scheinen möchte. Dazu kommt, daß die Marokkaner grundsätzlich die Preise herunterdrücken, soweit es nur irgend möglich ist. Demgegenüber steht die Absicht der europäischen Fabrikanten, zu liefern, wenn sie irgend können, und lieber geringeren Verdienst in Kauf zu nehmen, nur um — zumal bei schlechten Konjunkturen — die Arbeiter zu beschäftigen. Hohe Verdienste hat, mit Ausnahme einiger Regierungsgeschäfte, wohl noch kein europäischer Exporteur an dem marokkanischen Geschäft erzielt. Dazu kommt die Unmöglichkeit, Konnossementsgeschäfte einzugehen — alle Waren müssen kontant geliefert werden —, ferner die unbedingte Unmöglichkeit, einen Wechsel am Verfalltage vom Marokkaner bezahlt zu erhalten, und schließlich die beklagenswerte Unsicherheit der Rechtsverhältnisse. Eine Ordnung der kaufmännischen Gerichtsbarkeit in Streitsachen zwischen Europäern und Marokkanern ist eine der dringendsten Forderungen, die die europäische Diplomatie an Marokko zu richten hat. Das marokkanische Geschäft ist riskant, und dem Risiko stehen keine entsprechenden gelegentlichen hohen Verdienste gegenüber.

Am besten funktioniert noch das Geschäft mit dem Sultan. Aber das kann nicht jeder machen, und es erfordert oft allerhand Kunststückchen, die dem reellen europäischen Geschäft fremd sind, ganz abgesehen davon, daß immer gleich die Diplomatie in Bewegung gesetzt zu werden pflegt, wenn es scheint, als sei der Angehörige des einen oder anderen Staates gegenüber dem eines dritten zurückgesetzt worden.



Berber kehren vom Markte heim.

Nirgends habe ich bisher den Mangel an Straßen und die Schwierigkeiten des Transportes so schwer empfunden, wie hier. Wagenverkehr kennt man nicht in Marokko. Die einzige Straße, die dafür geeignet wäre, ist europäischen Ursprungs. Sie führt von Tanger nach dem am Kap Spartel, am westlichen Eingang der Straße von Gibraltar gelegenen Leuchtturm. Diese wie die Straße sind von den europäischen Mächten erbaut worden und werden von ihnen unterhalten. Dazu kommt eine noch kaum 500 Meter lange Straße in Tanger, die ebenfalls von Europäern

erbaut ist und zu dem Merschan hinaufführt. Auf dieser Straße bewegt sich ein einziger Wagen, mit einem Maultiertender bespannt, eine Art Omnibus. Trotzdem Marokko über einige recht brauchbare Wasserstraßen verfügt, kennt man im Innern, abgesehen von einigen kümmerlichen Kähnen, die als Fährboote bei Flußübergängen dienen und von der Küste nach dem Innern gebracht sind, keine Schiffahrt.— will sie nicht kennen.

Das gebräuchlichste Fortbewegungsmittel im Lande sind die Füße, dann der Rücken des Esels. Für Fernreisen ist am beliebtesten das Maultier, weil es über einen sehr gleichmäßig schnellen Schritt verfügt, verhältnismäßig anspruchslos ist und Lasten bis zu drei Zentnern trägt. Das Maultier läuft in der Stunde durchschnittlich sieben Kilometer. Für Lasten kommen dann vor allen Dingen die Kamele in Frage. Ein gesundes Kamel trägt bis zu fünf Zentnern, legt allerdings durchschnittlich nur vier Kilometer in der Stunde zurück. Die Pferde dagegen sind für den Transport von Lasten am wenigsten brauchbar. Erstens einmal ist die Rasse stark degeneriert, obgleich die Tiere im Vergleich mit den verweichlichten und verzärtelten europäischen Pferden immer noch recht leistungsfähig sind. Aber man findet selten Tiere, die einen schnellen Schritt gehen — Schritt ist auch in Marokko für Distanzritte die beste Gangart, — und dann leiden die Tiere auch, selbst als Reittiere, stark unter der Hitze und sind daher nur im Winter zweckmäßigerweise für Inlandreisen zu verwenden. Der Karawanentransport ist der teuerste, den es gibt. Zurzeit bezahlt man für eine mittlere Maultierfracht von Tanger nach Fas 18—20 Duros, das sind also für 2½ Zentner 90—100 Peseten, 54—60 Mark. Gewöhnlich beladen die Karawaniers die Tiere nicht einmal so schwer, so daß man auf den Zentner auch in friedlichen Zeiten von Tanger nach Fas 20 Mark für Transport rechnen kann. Auch mich interessieren diese Zahlen lebhaft, denn ich werde nun bald dazu übergehen müssen, mir Reit- und Lasttiere anzuschaffen und eine Karawane zusammenzustellen, mit deren Hilfe ich meinen Reiseplan im Innern auszuführen beabsichtige. Vorderhand ist die Gesandtschaft allerdings der Reise immer noch außerordentlich abgeneigt gewesen. Morgen werde ich Gelegenheit nehmen, den Herrn Gesandten erneut zu inter-

pellieren. Morgen ist überdies für die Deutschen ein Feiertag: es ist Kaisers Geburtstag. Die ganze deutsche Kolonie wird sich morgen abend auf der Gesandtschaft ein Stelldichein geben.

* * *

27. Januar.

Kaisers Geburtstag hat für die Deutschen im Auslande eine andere Bedeutung, als für die daheim. Es ist der Tag, an dem



Die deutsche Gesandtschaft in Tanger.

das Zusammengehörigkeitsgefühl der deutschen Kolonie alljährlich seinen Höhepunkt zu erreichen pflegt. Ja, für viele ist es sogar einer der seltenen Tage, an denen sie sich überhaupt erinnern, daß sie Angehörige eines großen deutschen Vaterlandes sind, an dessen Wohlstand und Machtstellung mitzuarbeiten jeder einzelne zu seinem Teile berufen ist, ein Beruf, der für die im Auslande wohnenden Deutschen doppelt verantwortlich ist. Denn die Angehörigen der fremden Nation sehen auf das Benehmen jedes einzelnen Angehörigen einer anderen Nation; und ist dieses nicht einwandfrei, so machen sie gleich die ganze Nation dafür verantwortlich. Man klagt vielfach mit Recht, daß gerade die Deutschen es im Auslande etwas an der dringend notwendigen Betätigung dieses Zu-

sammengehörigkeitsgefühls fehlen lassen, und bisweilen könnte man voller Verzweiflung wünschen, daß womöglich auch noch an einigen anderen Tagen des Jahres für die Deutschen im Auslande Kaisers Geburtstag wäre. Heute vormittag von 1/212 Uhr ab empfängt der Gesandte zur Gratulations-Cour, und heute abend findet auf der Gesandtschaft ein Ball statt. Sievers und ich sind ebenfalls eingeladen, der Baron natürlich nicht. Er ist ja von Nationalität Russe, wenn auch ausschließlich nur von Nationalität. Er hat außerdem seinen eigenen Gesandten in Tanger, und man könnte im Zweifel sein, ob dieser um des Barons willen oder der Baron um seinetwillen in Tanger ist. Denn außer dem Baron gibt es in Tanger und wohl in ganz Marokko zurzeit keinen Russen, der sonstwie noch von der Einrichtung einer zarischen Gesandtschaft im Lande Gebrauch machen könnte. Mir persönlich ist es sehr angenehm, daß der Baron Russe und nicht Deutscher ist, denn ich hatte mich mit meiner Kleidung wohl für das Expeditionsleben, für den Aufenthalt in Tanger aber ausschließlich mit einem Frackanzug vorbereitet. Ich erfahre nun zu meinem Schreck, daß man bei der Gratulation im Gehrock und Zylinder, zum Ball aber im Frack erscheint. Man mag in der Welt herumkommen, wie man will, bei der Toilettenfrage gerät man nur allzu häufig in Konflikte, und wenn man einmal mit den Wölfen heulen will, dann muß man auch im Wolfsfell erscheinen, und wenn man keins besitzt, muß man es sich eben borgen. Zu diesem Behufe kommt mir aber die Russeneigenschaft des Barons sehr zu Diensten; denn erstens verfügt er über einen Gehrock und Zylinder, zweitens braucht er ihn heute nicht, und drittens ist er bereit, ihn mir zu leihen. Allerdings die Sache hat ihre Schwierigkeiten, denn er ist schlank und lang, und ich wiege bei 172 Zentimeter Militärmaß 180 Pfund, was ich aber selbstverständlich ausschließlich nur einer sehr kräftigen Muskulatur verdanke. Immerhin läßt sich die Sache machen. Der Baron hat ungefähr dieselbe Schulterbreite wie ich. Wenn die Taille etwas lang geraten ist und die Rockschöße bis über die Knie reichen, so ist das für meine Statur nur von Vorteil; denn die Leute glauben dann, ich sei auch schlank, und das ist manchmal etwas wert. Auch bezüglich der Ärmel, die etwas zu lang geraten

sind, ist die Sache nicht so schlimm; denn was sie zu lang sind, sind sie zu eng, und während mein Biceps den Stoff in die Weite spannt, schrumpft er in der Länge zusammen, so daß die Ärmel mir schließlich nur noch bis an die Fingerknöchel reichen. Außerdem sind enge Ärmel und lange Rockschöße gerade modern, und es ist immer besser, zur Gratulations-Cour mit einem solchen Gehrock zu erscheinen, als im hellen Sommerjackett. Ich habe mit Sievers schon verabredet, daß er schön darauf achten soll, daß ich immer halb hinter ihn zu stehen komme, damit ich nicht so auffalle. Wesentlich anders verhält sich die Angelegenheit allerdings bezüglich des Zylinderhutes. Denn der Baron verfügt über die immerhin biedere Kopfweite von 54½, während ich die Dreistigkeit besitze, über annähernd 62 zu verfügen. Dazu kommt, daß der Baron einen ausgesprochenen Langschädel besitzt, während ich einen sogenannten Rundschädel habe. Als ich den Hut aufprobiere, deckt er gerade diejenige Stelle meines Hauptes, auf der dummerweise infolge eines Geburtsfehlers die Kopfhaut über die Haare drübergewachsen ist. Wollte ich im Zylinder mich zur Gesandtschaft begeben, so müßte ich wie ein Jongleur den Hut auf dem Kopfe balancieren, wozu ich aber zu ungeschickt bin. Ich beauftrage also meinen Diener Muhammed, mir die Angströhre nach der Gesandtschaft zu tragen und mich am Eingang zur Garderobe mit ihr zu erwarten. Ich selbst stülpe mir meinen afrikanischen breitkrempigen Filzhut auf den Kopf und wandere so gestalten zur Gesandtschaft, wo ich alsdann in der Garderobe den Zylinderhut des Barons in Empfang nehme, um mich in den Empfangsraum der Gesandtschaft zu begeben. Hier aber den Zylinderhut etwa aufzusetzen, dazu zwingt mich keinerlei gesellschaftliche Verpflichtung. Die Cour verläuft vorschriftsmäßig. Man gratuliert zunächst dem Gesandten zu Kaisers Geburtstag, dann gratuliert man sich untereinander, und schließlich gratuliert man sich selbst, daß diese steife Prozedur bald zu Ende ist. Denn sogar auf das herumgereichte Glas Sekt habe ich verzichten müssen, weil ich meine zu langen Rockärmel stets sorgfältig verbarg, den linken hinter Sievers oder meinem Rücken und den rechten hinter dem wie ein Schild vorgehaltenen Zylinderhute, und aus dieser Reservestellung hätte ich heraustreten müssen, wenn ich nach dem

Sektglas gegriffen hätte. Zum Schluß kam doch noch ein nicht ganz vorhergesehener Fall; denn nach Beendigung der Cour verläßt man die Gesandtschaft durch einen anderen Ausgang, und so wäre ich doch noch gezwungen worden, an der Augströhre meine Balancierkünste zu üben, wenn nicht außer Muhammed noch ein anderer Diener seinen Herrn erwartet hätte, der schlau genug war, zu bemerken, daß die Gesellschaft das Haus auf einer anderen Seite verließ und Muhammed gleich mitbrachte. Zu Hause angelangt, gehen wir alsbald an die gefüllten Fleischtöpfe, an die unsere spanische Köchin zur Feier des Tages wieder einmal ganz verstohlen ein wenig Safran und Knoblauch herangetan hat, und feiern den deutschen nationalen Festtag bei spanischem Rotwein, den Muhammed mit bereits erwähnter Fertigkeit entkorkt.

* * *

Das Ballfest des Abends macht mir weniger Pein. Mein Frack sitzt tadellos, und die selbstverständlich vergessene weiße Krawatte habe ich bei einer österreichischen Weißwarenhändlerin auf der Basarstraße ebenfalls auftreiben können. Die deutsche Gesandtschaft ist in der Häuserwüste von Tanger wirklich eine kleine Oase. Das weniger in der Höhe als in der Breite eindrucksvolle weiße Gebäude liegt inmitten eines großen Gartens, der mit seinen zahlreichen Bäumen und hohen Sträuchern fast ganz das lärmende Treiben der Umgebung vergessen läßt. Das Gebäude selbst steht unter dem Eindruck des maurischen Stiles. Die einzelnen Räumlichkeiten sind herumgruppiert um einen in der Mitte befindlichen Hof, den sogenannten „Patio“, der mit Säulen umstanden und mit Mosaikplatten gepflastert, der ferner mit einem Glasdach überdeckt ist und gleichzeitig als Empfangshalle und Saal verwendet wird. In diesem Raume wird auch gegessen und getanzt. Hier sieht man erstmalig die ganze Jugend der deutschen Kolonie versammelt, unter der besonders die drei Töchter des deutschen Ingenieurs Rottenburg die größte Anziehung ausüben. Rottenburg ist ein ehemaliger deutscher Artillerieoffizier und Bruder des bekannten Kurators der Universität Bonn, lebt als Ingenieur des Sultans abwechselnd

in Tanger und in der Hafenstadt Rabat, namentlich aber in Rabat, wo er als Chefingenieur des Sultans eine Reihe von Befestigungsarbeiten auszuführen hat. Besonderes Ansehen verleiht ihm noch die Tatsache, daß er geschäftlicher Vertreter des deutschen Kanonenkönigs in Essen ist. Die Stellung Rottenburgs wäre geeignet dazu, auch politisch für Deutschland von Bedeutung zu sein. Wenn Rottenburg Engländer wäre, würde sich auf seiner Person und seiner Stellung vielleicht die ganze englische Politik aufgebaut haben, wie sie versucht, auf den beiden wenig geeigneten Persönlichkeiten Mc Lean und Harris das zu tun. Die deutsche Kolonie von Tanger ist nur klein. Sie wird gebildet in der Hauptsache durch das Gesandtschaftspersonal. Ferner gibt es zwei deutsche Export- und Importfirmen, und als eine Institution von besonderer Wichtigkeit ist die deutsche Post aufzufassen, deren Direktor Stöcker ebenfalls in Tanger wohnt. Die deutsche Post hat zweifellos der spanischen und französischen Konkurrentin, von der marokkanischen ganz zu schweigen, den Rang abgelaufen, besonders wegen ihrer Zuverlässigkeit und ihrer billigen Portosätze für Geldsendungen. Namentlich diese Seite des Postverkehrs macht sie zu einem Institut von besonderer Bedeutung für Marokko, das zum Teil die Aufgaben eines Bankinstituts mit vermittelt. Die im Land domizilierenden fremden Bankagenturen sind nur sehr wenig im Inlande tätig und eingeführt, und da es in Marokko weder eine Nationalbank noch Papiergeld gibt, so machte früher der Geldtransport im Inlande außerordentliche Schwierigkeiten. Er war wegen der Unsicherheit im Lande mit großen Gefahren und Verlusten verknüpft und stellte sich daher außerordentlich teuer. Das Anweisungssystem der deutschen Post macht nun den Transport gemünzten Geldes im Lande überflüssig, und der marokkanische Kaufmann hat gefunden, daß es für ihn bei weitem billiger ist, wenn er von seinen Geldsendungen den tarifmäßigen Satz von 1 % der deutschen Post übergibt und dafür die Garantie hat, daß der Adressat die Geldsendung auch tatsächlich erhält, als wenn er, wie in früheren Zeiten, irgend einer unsicheren Gelegenheit das Geld anvertrauen oder bei größeren Sendungen gar eine Silberkarawane ausrüsten müßte, der es trotz der zahlreichen mitreitenden Bewaffneten doch



Mulei Arafas Einzug in Tanger.

sehr häufig passierte, daß sie unterwegs aufgehoben und ausgeraubt wurde.

Da nur Deutsche anwesend sind, so trägt das Ballfest der Gesandtschaft einen ziemlich intimen Charakter. Die Teilnehmer kennen sich untereinander selbstverständlich genau. Der eine nimmt auf die Schwächen des anderen Rücksicht. Man mokiert sich übereinander ungefähr so, wie auf dem Kasinoball einer Kleinstadt. Allerdings legt die Gesandtschaftsluft dem einzelnen in mancher Hinsicht einige Beschränkung auf. Das hindert freilich nicht, daß sich doch hier und da einzelne Gruppen absondern, in denen entweder zarte Bande geknüpft oder dem kühlen Trunk tapfer zugesprochen wird. In großen Gesellschaften fühle ich mich selten besonders angeregt oder wohl. Je mehr Volk gesellig beisammen ist, um so mehr vermißt man darunter gewöhnlich die Menschen. Ich liebe ein fröhliches Beisammensein bei Speise und Trank mit drei oder vier geistig gleichgestimmten Menschen, bei denen man nichts bloß deshalb zu sagen braucht, um etwas zu sagen, sondern bei denen man von der Unterhaltung auch wirklich etwas hat. Ich kann auch heute das Gefühl einer gewissen Einsamkeit nicht los werden und ziehe es daher bald vor, wieder meine heimischen Penaten aufzusuchen. Das eine habe ich wenigstens feststellen können: Der Herr Gesandte steht nach wie vor auf dem Standpunkt, daß die Reise ins Innere vorderhand noch unmöglich ist. Ich fürchte, es wird mir bei allem Respekt vor dem Herrn Gesandten bald nichts anderes mehr übrig bleiben, als ihn auf seinem Standpunkt stehen zu lassen.

* * *

Als ich nach Hause komme, ist es schon nach 11 Uhr. Ich habe die Empfindung des Durstes und rufe nach Muhammed, der mir noch eine Flasche Wein entkorken soll. Der kleine, braune Laufjunge, der mir öffnet, verständigt mich, daß Muhammed nicht da ist. Ich bin darüber wenig erbaut und gehe selbst in die Speisenkammer, um mir eine Flasche Rotwein zu holen. Ich finde dort auch Rotweinflaschen genug, aber der Rotwein, den ich darin vermutete, ist alle. Wie ist das möglich? Eine ganze Kiste Rotwein haben wir doch in den wenigen Tagen nicht aus-

getrunken! Nun gut, die Sache soll untersucht werden! Die Küche ist ja Sache des Barons. Vielleicht haben wir den Wein doch schon ausgetrunken und haben es gar nicht gemerkt. Ärgerlich begnüge ich mich mit einer Flasche Tangerscher Limonade, die eigentlich gar nicht rein genossen werden soll, sondern nur als Verdünnungsmittel für den dicken, spanischen Rotwein gilt. Nach einer Weile kommt der Baron nach Hause.



Einschiffung der Truppen Mulei Arafas.

„Wissen Sie, wo ich eben herkomme? Von der Kasba."

„Nanu!"

„Ich habe Ihren Muhammed eben ausgelöst."

„Na — nu!?"

„Denken Sie sich, der Kerl hat uns doch beteuert, daß er keinen Rotwein trinkt! Zum Abendessen war er nicht da, und da bin ich selbst in die Speisenkammer gegangen, um mir eine Flasche Rotwein zu holen. Hat der Kerl doch unsern ganzen Rotwein ausgetrunken!"

„Das habe ich auch eben schon bemerkt."

„Nach dem Abendessen bin ich hinunter gegangen ins Café,

und da sagte mir Ali (der Leibstraßenjunge), Ihr Muhammed hätte sich betrunken auf dem Soco chico rumgetrieben, hätte geschimpft und gottslästerlich geflucht und dann eine Prügelei angefangen. Schließlich ist er von einer Patrouille verhaftet und nach der Kasba hinaufgebracht worden. Ich bin natürlich gleich hinaufgegangen. Er saß auch faktisch im Gefängnis. Da habe ich den Gefangenwärter mit 5 Duros bestochen und bringe Ihnen Ihren Muhammed hier wieder."

In der Tat, draußen auf dem Korridor hockt Muhammed. Als ich ihm winke, tritt er wie ein begossener Pudel ins Zimmer, fällt gleich auf die Knie nieder und versucht einen Zipfel meines Kleides zu fassen, um ihn zu küssen. Da er nur den Frackzipfel erwischt, so geht die Weihe dieser Prozedur in der Lächerlichkeit unter. Dann winselt er in kläglichsten Tönen vor mir herum, sagt einmal über das andere Mal: „Master! Master!“, riecht nach Rotwein und behauptet, er wollte es nicht wieder tun. Dabei legt er die rechte Hand aufs Herz und sieht mich mit Augen an, aus denen ich die Überzeugung seiner Ehrlichkeit herauslesen soll. Ganz genau dieselben Augen hatte er schon gemacht, als er uns unter Hinweis auf die Religion versicherte, er trinke keinen Rotwein. Da ich ihn aber in erster Linie als Dolmetscher für die Reise engagiert habe, also zu einer Vertrauensstellung, bei der es sehr häufig vorkommen kann, daß nicht ich ihn, sondern er mich in der Hand hat, so ist Muhammed nicht geeignet. Aus diesem Grunde ziehe ich ihm die 5 Duros, die der Baron für ihn bezahlt hat, von seinem Gehalte ab, zahle ihm den Rest bis heute aus und verscheuche ihn wegen seiner Scheinheiligkeit noch zur selbigen Stunde. Wenn auch heute Kaisers Geburtstag ist, so gibt das meinem schwarzen Diener noch lange nicht das Recht, sich auf meine Kosten zu betrinken, um so weniger, als ich nicht einmal für mich selbst dieses Recht in Anspruch genommen habe.

28. Januar.

Als ich nach Tanger kam, wurde mir als eine wichtige Neuigkeit erzählt, der Onkel des Sultans — auch einer von den hundert — Mulei Arafa sei mit 3000 Mann von Fas abmarschiert, um erstens einmal den aufständischen Kabylen in der Nähe von Tanger und später dem Bu Hamara in den Rücken zu

fallen, letzteres, indem er sich zu den berüchtigten Rifberbern begeben, diese entweder schlagen (was nicht ganz leicht ist), oder für den Sultan gewinnen (was nicht viel weniger schwer ist), und dann über das Rifgebirge hinüber nach Süden in der Richtung auf Tasa, dem Sitz des Prätendenten, durchbrechen sollte. Damals schon wurde behauptet, Mulei Arafa stehe mit seinen Mannen vor den Toren von Tanger, und die aufständischen



Marokkanische Artillerie auf dem „Es Sfidi et Turki".

Kabylen beeilten sich deshalb, der fetten Rinder wohlgenährte — vom Pascha ad hoc geschenkte — Exemplare nach der Zitadelle von Tanger, der Kasba, zu treiben, um ihnen vor den Augen des Paschas die Hinterbeine abzuhacken und damit ihre Unterwerfung zu dokumentieren.

Das war, wie gesagt, vor etwa 14 Tagen. Mulei Arafa stand aber nicht vor den Mauern von Tanger, auch in der nächsten Folge erschien er nicht, trotzdem seine sehnlichst erwartete Ankunft schon voreilig durch den Draht nach Europa gekabelt

worden war, und man hatte schon aufgehört, überhaupt daran zu glauben, daß er kommen würde. Als er nun heute wirklich eintraf, da war das eine regelrechte Überraschung. Nun ist er leibhaftig da! Nach marokkanischen Begriffen hat er sich ungeheuer beeilt. Man denke: am 23. Dezember 1902 wurden die Sultanstruppen von Bu Hamara in die Flucht geschlagen, d. h. eigentlich von den sich empörenden Hiainas. Vom 24. Dezember 1902 bis zum 8. Januar 1903 wurde der Kriegsplan entworfen, daß man Bu Hamara mit Hilfe der Rifberber in den Rücken fallen wolle. In der zweiten Woche des Januar bereitete sich der Sultansonkel auf die Reise vor. Mittlerweile stand Bu Hamara schon wieder vor den Toren von Fas. Am 18. Januar reiste Mulei Arafa endlich von Fas ab. In Eilmärschen von täglich 23 Kilometern erreichte er nach 11 Tagen Tanger. Hier wird er mindestens 8 Tage dazu benutzen, um in der Moschee zu beten und von den Anstrengungen seiner Eilmärsche auszuruhen. Dann wird er sich mit seinen 200 Mann, von denen außerdem noch die Hälfte Dienerschaft ist, und zu denen in diesen Tagen noch ca. 800 Mann unter einem eigenen Befehlshaber hinzukommen sollen, so daß er also insgesamt über höchstens 1000 Mann verfügen wird, einschiffen und angeblich in einem kleinen Hafen in der Nähe der Algiergrenze landen, um von dort aus zunächst die Rifberber, sei es friedlich oder kriegerisch, zu gewinnen und mit ihnen gemeinsam dem Bu Hamara in den Rücken zu fallen. Wenn dieser seinen Rücken so lange hinhält, dann wird diese Taktik ausführbar sein. Zeit scheint bei ihr jedenfalls nicht mit in die Berechnung aufgenommen zu sein und ebensowenig die Möglichkeit, daß in 4 Wochen — denn so lange dauert die Umgehung vermutlich — gar manches geschehen kann, das Mulei Arafas Beginnen illusorisch macht.

In der Tat scheinen die Nachrichten aus Fas darauf hinzuweisen, daß die Entscheidung früher fallen wird, als Mulei Arafa in der Lage sein wird, seine Umgehung auszuführen. Der Thronforderer steht mit angeblich sehr bedeutender Truppenmacht bereits wieder am Ssebu, einem großen Fluß, der in etwa 5 Kilometer Entfernung an Fas vorbeifließt. Den Sultan in Fas selbst anzugreifen hat er aus dem Grunde keine Neigung,

weil Fas eine sehr heilige Stadt ist. Es wäre also die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich die Heere doch noch so lange gegenüberliegen könnten, bis Mulei Arafa dem Bu Hamara in den Rücken fallen kann, wenn den Aufständischen, die ja in der Hauptsache Landbevölkerung sind, die Zeit nicht zu lange dauert und die Feldbestellung dazwischen kommt. Jedenfalls scheint es, als sollte der Kampf nicht gerade die Wälle und Mauern von Fas zur Wahlstatt auswählen, obgleich der Sultan in echt homerischer Weise an den Thronforderer einen Brief geschrieben haben soll, er wäre ein Feigling, er solle ihn doch angreifen und nur kommen, um ihm, dem Sultan, seinen Kopf persönlich zu überbringen. Daraufhin hat Bu Hamara ähnlich geantwortet. Ich habe zwar den Brief nicht gelesen, aber der Thronforderer scheint doch eine noch kräftigere Handschrift zu schreiben, als der Sultan. Denn dieser wurde durch die Antwort so geärgert, daß er alle Vorsicht darob vergaß und seine fünf Heere, die um Fas herum lagerten, am 25. Januar nach dem Ssebu beorderte, um den Thronforderer zu schlagen, wo sie ihn fänden. Gefunden werden sie ihn bald haben, geschlagen vermutlich weniger schnell. — Vorläufig wird sich also Mulei Arafa auf dem einzigen marokkanischen Regierungsschiff nach dem Rif einschiffen. Der Kapitän dieses Schiffes, eines kleinen Frachtdampfers, der den Namen „Es Ssidi et Turki“ führt, ist übrigens ein Deutscher, was leider politisch auch ziemlich bedeutungslos ist, da er Angestellter der marokkanischen Regierung ist, und sonst nichts.

Übrigens ist es durchaus früheren Vorgängen entsprechend, wenn auch jetzt, da der Entscheidungskampf tatsächlich nahe zu sein scheint, wieder die abenteuerlichsten Tatarennachrichten sich jagen. Schon mehrmals war bald der Sultan, bald der Thronforderer ermordet worden. Ebenso war Mc Lean, der englische Oberkommandierende der Schutztruppe, sowie der angeblich fremdenfreundliche Kriegsminister Menebi eine Leiche, und Siege des Sultans wechseln mit großen Niederlagen ab. Wenn sich die Sache nach ein paar Tagen aufklärt, dann kommt der große Sieg des Sultans beispielsweise darauf hinaus, daß zwei Köpfe der Ghiata oder Hiaina im Triumph nach Fas gebracht wurden, oder daß es den Kabylen gelungen war, einigen Sultanssoldaten

die Köpfe abzuschneiden. Im letzteren Falle war das dann eine große Niederlage des Sultans. Im allgemeinen herrscht hier vielfach die Tendenz vor, die Dinge schön zu färben und von Siegen des Sultans zu berichten. Ich scheue mich nicht, namentlich die französische Agentur Havas der Unehrlichkeit zu bezichtigen,



Der Kommandant der Artillerie auf dem „Es Sfidi et Turki".

die große Sultanssiege in die Welt hinausposaunt hat, wo es sich um oft recht zweifelhafte Erfolge handelte. Die Erklärung läßt sich leicht finden: die Vertretung der Agence Havas liegt in den Händen des französischen Handelshauses Gautch & Co. in Tanger. Dieses hat nun soeben eine französische Anleihe für den Sultan vermittelt, und es liegt nahe, daß es ein Interesse daran hatte, dessen Lage und damit seine Kreditfähigkeit durch Siegesmeldungen in ein günstiges Licht zu setzen.

29. Januar.

Heute habe ich einen neuen Dolmetscher und Diener engagiert. Er heißt ebenfalls Muhammed. Während Muhammed I. äußerlich ein Gentleman war, der sich verbeugen konnte, der sich auf eine gemessene, halblaute Sprache verstand, der sich, wenn man in Gesellschaft war, behutsam zum Ohre des Herrn niederbeugte, um ihm irgend eine Frage oder eine Mitteilung unauffällig ins Ohr zu flüstern, der zu servieren und die Rotweinflaschen zu entkorken verstand, versteht Muhammed II. von allen diesen Kenntnissen nichts. Er trägt keine Djellaba aus Tuch, sondern nur eine Fahassiya aus rohem Schafwollenstoff, er trägt keine weißen Strümpfe, er versteht nicht zu servieren, er hat eine rauhe und schreckhafte Stimme, und wenn er eine Bestellung auszurichten hat, tritt er ohne weiteres ins Zimmer und brüllt sie laut und vernehmlich von der Tür her zu mir herüber, ohne Rücksicht darauf, ob ich mich gerade im Gespräch mit irgend einem andern befinde. Da aber Muhammed I. trotz seiner schönen Eigenschaften ein untreuer und sündiger Mensch war, so nehme ich an, daß Muhammed II. wegen seiner entgegengesetzten Eigenschaften ein treuer und gottgefälliger Mann sein wird. Als seine besonderen Vorzüge schildert er mir, daß er mit Pferden wohl umzugehen versteht, daß er schon mehrfach Reisen im Innern des Landes unternommen hat, und daß er bei Einkäufen durchaus den Vorteil seines Herrn wahrzunehmen pflege. In der Tat versteht er ungefähr zum halben Preise Einkäufe zu besorgen, als Muhammed I. Allerdings ist das Englisch, das Muhammed II. spricht, nur erst nach einiger Übung meinerseits und dann auch nur ausschließlich für mich zu verstehen, aber ich hoffe, daß ich mit diesem Naturkinde denn doch noch besser fertig werden werde, als mit Muhammed I. Außerdem besitzt Muhammed II. den Vorzug, daß er nur die Hälfte des Gehaltes bekommt, den Muhammed I. beanspruchte. Allerdings habe ich ihm versprochen, von dem Tage ab, an dem wir reisen wollten, seinen Lohn auf 10 Duros zu erhöhen. Denn er ist, wie er mir erzählte, verheiratet und hat für Frau und Kind zu sorgen, und da will er denn gern etwas erübrigen, um von der Reise seiner Familie etwas Erkleckliches mitbringen zu können. In der Tat eine ausgezeichnete Empfehlung

für einen solchen Mann! Muhammed I. war auch verheiratet, aber er verpraßte seine hohen Einkünfte und betrank sich außerdem noch in meinem Rotwein.

* * *

Donnerstags — also heute — findet auf dem Soco grande Pferdemarkt statt. Da ich mir nun allmählich eine Karawane zusammenstellen will und Muhammed II. behauptet, Pferdeverstand zu besitzen, so gehe ich mit ihm zusammen zum Pferdemarkt. Dieser beginnt ungefähr um 10 Uhr vormittags. An der westlichen Ecke des Soco grande, schräg gegenüber der deutschen Gesandtschaft, stehen in der Tat ganze Reihen von Tieren, mit den Füßen an lange, auf der Erde hin straffgespannte Leinen gefesselt, eine Anzahl Maultiere, verschiedene Esel, auch einige Pferde. Schon ein flüchtiges Durchgehen zeigt, daß an brauchbarem Material nur verhältnismäßig wenig zu haben ist. Als ich in Marburg von Professor Fischer auch über diese Seite der Reisevorbereitungen belehrt wurde, sagte dieser mir, es sei nicht empfehlenswert, in Tanger Tiere zu kaufen. Wesentlich praktischer sei es, wenn ich die Reise von Rabat oder Casablanca aus antreten würde. Dort seien die Tiere auch wesentlich brauchbarer und billiger. Bekanntlich aber will das Küken immer klüger sein als die Henne, und so ging ich denn hier in Tanger auf den Pferdehandel. Einige Tiere gefallen meinem Muhammed und daher auch mir. Wir beginnen, um sie zu handeln, natürlich ausschließlich provisorisch; denn die Tiere werden nicht freihändig verkauft, sondern nur versteigert. Auf den Rücken der Tiere liegen Sättel, indessen erleben wir eine Enttäuschung nach der anderen, als wir uns die Sättel abnehmen lassen. Die Tiere haben in ihrer großen Mehrzahl gedrückte Rücken, teilweise sogar ganz offene Wunden. Unsere Voruntersuchung ergibt daher nur ein sehr klägliches Resultat. Nur ein einziges Pferd ist vorhanden, das gesunden Rücken hat und auch im übrigen gut aussieht. Wir beschließen daher, um dieses zu handeln. Es soll die Taktik eingeschlagen werden, daß Muhammed als der Bieter auftritt, während ich mich im Hintergrunde halte und ihm nur von Zeit zu Zeit Informationen gebe, ob er höher bieten soll oder nicht. Die Auktion geht dann auch

vor sich. Es treten gleich mehrere Auktionatoren auf. Zunächst wird angefangen bei den Eseln. Ein kleines, munteres Eselchen wird vorgeführt. Die Interessenten bilden eine Gasse, dann schwingt sich der Auktionator auf das Eselchen hinauf und reitet es zunächst so schnell, wie das Eselchen laufen kann, durch die Gasse hindurch. Um das Grautierchen anzutreiben, fuchtelt er mit Armen und Beinen in der Luft herum und erhebt ein infernalisches Geschrei. Infolgedessen bekommt das Eselchen auch einen richtigen Schreck und jagt scheu davon. Mit dem Stöckchen treibt der Reiter, als die Gasse durchritten ist, das Eselchen wieder um, und erneut geht es mit infernalischem Geschrei durch die Gasse hindurch. Es ist auch schon einer da, der für das Eselchen 3 Duros bietet. Nun ändert sich das Bild in der Weise, daß der Auktionator das Eselchen am Zaum faßt und es im Galopp wiederum durch die Gasse hindurchjagt, während er selbst nebenhertrabt und andauernd kreischend: „3 Duros!" ausschreit. Er muß aber erst zweimal die Gasse auf und nieder traben, bis einer sich entschließt, noch einen weiteren Duro zu bieten. Selbstverständlich sind auch 4 Duros noch lange nicht genug, denn ein Eselchen kostet immerhin 8—10 Duros. Ungefähr zu dem Preise wird es auch später verkauft. Mittlerweile ist die Auktion bezüglich dieses ersten Eselchens zeitweilig ins Stocken geraten. Der Auktionator hat daher ein zweites Eselchen vorgenommen und es in derselben Weise vorparadiert. Als die Auktion auch dieses Eselchens ins Stocken gerät, und die Interessenten des ersten Eselchens wünschen, daß dieses nunmehr erneut wiederum seine Qualität beweisen soll, nimmt er das erste Eselchen wieder vor, und nun geht es weiter, das Geschrei: „4 Duros! 4 Duros! 4 Duros!" und so fort. Mittlerweile ist auch der Auktionator, der die Pferde verauktioniert, erschienen. Er reitet erst einige Pferde vor, die uns aber nicht interessieren. Erst auf besonderen Wunsch meines Muhammed nimmt er das Pferd vor, auf das wir reflektieren. Es gehört einem Berber aus dem Fahaß. Der Berbersattel mit seinen kurzgeschnallten Steigbügeln ist wieder festgeschnürt worden, und nun schwingt sich der Auktionator hinauf auf das Pferd. Es ist zweifellos das beste von allen und zeigt in der Tat ziemliches Feuer. Gleich im Galoppsprung setzt es an, und in wildester

Fantasia jagt der Auktionator das Tier durch die Gasse der Interessenten. Bereits bietet einer 6 Duros. Das Pferd wird mindestens 40 Duros kosten, aber warum soll nicht einer mit der Absicht umgehen, ein solches Pferd eventuell auch schon für 6 Duros zu erwerben! Für dieses Tier sind mehrere Interessenten da. Infolgedessen steigt es wirklich von Duro zu Duro bis hinauf auf 16 Duros. Jetzt erst lasse ich meinen Muhammed 17 Duros bieten. Muhammed bleibt mit seinem Gebot oben, und da die



Berberhengst mit Packsattel.

anderen, wie es scheint, nicht weiter bieten wollen, so tritt eine Pause ein, und es kommt ein anderes Pferd daran. Den Zuschlag erhalte ich natürlich noch nicht. Nachdem bei der Auktion der anderen Pferde ebenfalls eine Pause eingetreten ist — ein endgültiger Verkauf ist noch bei keinem der Tiere zustande gekommen —, kommt zur Abwechselung auch das kräftige Berberpferd wieder zur Vorführung. Das arme Tier muß immer wieder von neuem seine wildeste Karriere riskieren, so daß man gar nicht sehen kann, ob es nicht etwa mit den Fesseln durchtritt. Jetzt steigt der Preis bis auf 25 Duros, und Muhammed bleibt mit seinem Gebot von 25 Duros wieder oben, ohne daß er den

Zuschlag erhält. Inzwischen kommen wieder die anderen Pferde dran — der Reihe nach. Mittlerweile ist es 12 Uhr geworden, und wir haben schon zwei Stunden in der Sonne gestanden. Der Markt leert sich nach und nach. Die müßigen Zuschauer gehen fort, und nur die wirklichen Interessenten bleiben zurück. Wir sind deren nur noch wenige. Bereits hat der Verkäufer des Pferdes gemerkt, daß Muhammed und ich die Hauptinteressenten sind. Trotzdem der dritte Ausruf erst 31 Duros gebracht hat für das Pferd, und trotzdem nur noch ganz wenige Menschen vorhanden sind, bleibt er daher am Platze. Aber nach und nach gehen alle Käufer weg, und auch wir beschließen, uns zu entfernen. Wir wollen zwar das Pferd kaufen, aber wir wollen so tun, als hätten wir nun bei diesem Preis kein Interesse mehr dafür. Nach einer halben Stunde, so ganz gelegentlich, kommen wir wieder nach dem Markt zurück. Als der Auktionator uns erblickt, schwingt er sich wieder in den Sattel und will wieder eine erneute Fantasia uns vorreiten. Aber wir winken gnädig ab und versuchen das Pferd nunmehr, da ja kein Gegenbieter weiter vorhanden ist, nicht mehr im Auktionswege, sondern freihändig zu erwerben. Mittlerweile habe ich einige befreundete Sachverständige befragt. Sie haben das Pferd eingehend sich angesehen und untersucht und behaupten, es sei 50 Duros wert. Ich hoffe aber, ich werde es billiger bekommen, und biete daher dem Berber kurzerhand 40 Duros. Er lehnt aber auch dieses Angebot als noch zu gering ab, und somit entferne ich mich denn endgültig, lasse dem Auktionator aber sagen, ich sei bereit, das Pferd für 40 Duros zu kaufen, für mehr aber nicht. Wenn er es dafür verkaufen wolle, solle er mir's bringen. Der Besitzer wurde befragt, weigerte sich aber mit energischem Kopfschütteln, sein Pferd für einen derartigen Preis loszuschlagen. Infolgedessen nehme ich meinen Muhammed II. und gebe den Handel endgültig auf. Wir gehen nunmehr nach Hause und sind einigermaßen überrascht, als etwa zur Zeit des Kaffeetrinkens vor den Fenstern der Auktionator mit dem fraglichen Schimmel erscheint und erklärt: Hier sei das Pferd, und er bekäme 40 Duros nebst 1 Duro Marktzoll und 1 Duro üblichem Trinkgeld. So lange Zeit hat sich der Besitzer des Pferdes genommen, um sich den Handel zu überlegen. Jedenfalls habe ich, wie man mir versichert,

einen guten Kauf gemacht. Da ein Pferd auch einen Namen haben muß, so taufe ich meinen Berberhengst auf den Namen: „Bu Hamara“ und gebe ihn in Pension in einen Mietsstall der Stadt, wo die Karawanen zu rasten pflegen. Muhammed nimmt diese Ausquartierung des Pferdes als Anlaß, sich der Mithilfe eines vollbärtigen Arabers zu versichern, der sein Bruder sein soll, und der ihm unentgeltlich zur Hand gehen wird. Fernerhin nimmt Muhammed den Umstand, daß er das Pferd zu besorgen hat, zur Veranlassung, sich den ganzen Tag nicht wieder im Hause sehen zu lassen. Er hat ja auch gleich behauptet, daß er das Pferd behandeln will wie seinen Bruder. Nun, diese Absicht ist jedenfalls rührend, und ich werde ihn in der Ausübung solcher trefflichen Charaktereigenschaft nicht weiter stören. Das Schicksal meines Pferdes und meines Dieners interessiert mich immerhin so weit, daß ich meinen Abendspaziergang nach dem Stalle lenke, um zu sehen, ob Muhammed in seiner brüderlichen Liebe zu „Bu Hamara“ bereits so weit gegangen sei, daß er ihm etwas zu fressen gegeben hat. Er behauptet auch, er hätte ihm bereits drei gehäufte doppelte Handhöhlen voll Hafer gegeben und einen Arm voll Stroh. In der Tat kaut „Bu Hamara“ eifrig an den Resten des vor ihm liegenden Strohbündels. Ich tue noch ein übriges, gehe mit Muhammed in einen Kornladen und kaufe dort einen Sack voll Hafer und außerdem einige Bündel Grünfutter, die ich dem „Bu Hamara“ persönlich zum Knabbern hinhalte, damit er gleich von vornherein eine Vorstellung davon bekommt, daß ich eigentlich derjenige bin, dem er seine tägliche Nahrung verdankt, mag Muhammed ihn nun mit so viel brüderlicher Liebe behandeln, wie er will.

* * *

30. Januar.

Der Soco chico steht in diesen Tagen im Zeichen der Aufgeregtheit. Es ist die schon erwähnte französische Anleihe des Sultans perfekt geworden. Die Schlüsse, die aus dieser Tatsache gezogen werden, lassen sich kurz zusammenfassen dahin, daß die Franzosen nunmehr den endgültigen Beweis davon in der Hand haben, daß Marokko französisch wird, und daß die Engländer und

Deutschen nunmehr fest davon überzeugt sind, daß für sie in Marokko nichts mehr zu holen ist. Es ist doch merkwürdig, was die Welt sich gleich aufregt, wenn der Sultan von Marokko mal sich irgendwo Geld borgt. Der vorliegende Fall ist ein Fall von ganz besonderer Art. Für gewöhnlich borgt man sich nur dann Geld, wenn man einen derartigen nervus rerum nötig hat, und gewöhnlich ist es so, daß man dann, wenn man gerade Geld braucht, gar nicht so leicht jemanden findet, der es einem leihen will. Hier in Marokko herrscht in der Beziehung offenbar verkehrte Welt, denn erstens hat der Sultan von Marokko gar kein Geld nötig. Er hat es ja nicht einmal für nötig befunden, in den beiden letzten Jahren Steuern erheben zu lassen. Zweitens fehlt's dem Sultan nicht etwa an Leuten, die ihm Geld borgen wollen, im Gegenteil, fast kommt es so vor, als wenn ganz Europa sich nur um den Vorzug balgte, ihm Geld leihen zu dürfen. In der Tat, man versucht förmlich, dem Sultan das Geld Europas aufzudrängen, und wer in diesem Kampf um den Vorzug, der Gläubiger des Sultans von Marokko zu sein, siegt, spielt sich dem anderen gegenüber auf, so wie jetzt die Franzosen es tun mit ihrer Anleihe, die sie nun wirklich an den Mann gebracht haben.

* * *

Soeben tritt mit ziemlicher Bestimmtheit hier die Nachricht auf, der Prätendent sei von den Sultanstruppen gefangen genommen worden. Die Nachricht soll angeblich von Mc Lean durch einen reitenden Boten an die englische Gesandtschaft gerichtet worden sein. Die Meldung wird seitens der Engländer so aufdringlich verbreitet und tritt namentlich in einem so nahen Zusammenhange auf mit derjenigen von dem französischen Erfolg in der Anleihesache, daß ich arge Zweifel an ihrer Wahrheit hege, trotzdem die Meldung bereits in so und so vielen Exemplaren nach Europa hinüber gekabelt worden ist.

* * *

31. Januar.

Die französische Anleihe steht gegenwärtig hier, so gering ihr Betrag ist — 7½ Millionen Franks — im Mittelpunkte des

Interesses. Man sieht darin einen erheblichen Vorteil von politischer Bedeutung für Frankreich. Diese Auffassung ist bis zu einem gewissen Grade allerdings richtig, und wird um so verständlicher werden, wenn wir uns den Kampf der Interessen am Sultanshofe etwas näher betrachten. Marokko ist ein Land, in dem der despotischste Absolutismus regiert, den man sich denken kann. Freilich ist das nicht so zu verstehen, daß der Sultan im ganzen Lande, das auf der Karte „Marokko" heißt, tun und lassen könnte, was er will. Denn zunächst einmal steht über dem Sultan der Islam, und seine Macht gründet sich in erster Linie darauf, daß er der direkte Nachkomme des Propheten und als solcher ein Heiliger ist, ein Scherif, und dabei gibt es noch genug Menschen im Lande, die behaupten, auch das sei gelogen. Unter den Scherifen aber ist er der erste, der heiligste, und in dieser Eigenschaft als großer Heiliger wird er von den Muhammedanern ganz Marokkos und der Länder darüber hinaus anerkannt und verehrt. Aber politisch ist ihm nur ein Drittel des Landes untertan. Das Regierungsland aber ist ebenfalls nicht gleichartiger Besitz, sondern beruht auf Eroberung, Unterjochung, Verträgen usw. Die Rechte und Pflichten der einzelnen Kabylen dem Sultan gegenüber sind durchaus nicht gleichartiger Natur. Immerhin aber ist der Sultan für alle diejenigen Leute, die mit Marokko als Staat zu rechnen haben, die einzige Persönlichkeit, mit der sich verhandeln läßt, und die nach außen hin verantwortlich ist für die Innehaltung der Verträge. Infolgedessen ist es an sich keine üble Politik, wenn man sich der Person des Sultans selbst versichert. Das ist auch die Politik, die England dem Schürfareiche gegenüber verfolgt. Während es die übrigen Staaten, die der ganz richtigen Ansicht sind, daß die Welt doch noch nicht überall weggegeben ist, wie oft gesagt wird, und die auf Grund ihrer wirtschaftlichen Entwicklung gezwungen sind, nicht gleichgültig zuzusehen, wenn wieder einmal ein Stück Erde zur Verteilung gelangt — während also England diese Staaten fernzuhalten sucht, indem es erklärt, es verfolge eine Politik der „offenen Tür", die den status quo erhalten und allen Ländern je nach Konkurrenzfähigkeit freie Handelsbetätigung sichern solle, arbeitet es selbst hinter den Kulissen, während es Frankreich mehr

auf die für die Anleihen zu gewährenden Garantien, als darauf ankommt, Kapitalien gut unterzubringen. Wenn das Politik ist,



Erblindeter Kaid auf der Kasba von Tanger.

so bedeutet die französische Anleihe in der Tat einen Erfolg für Frankreich.

* * *

1. Februar.

Aber auch Englands Erfolge sind nicht zu verachten: Die mächtigste Person am Sultanshofe ist ein Engländer, der schon erwähnte Mc Lean. Er war ursprünglich Offizier in Gibraltar, mußte wegen einer argen Mesalliance den Dienst quittieren und kam als Militärinstrukteur an den Hof des Sultans von Marokko, an dem er sich innerhalb von etwa zwei Jahrzehnten zu der ersten Stellung eines Vertrauten und Ratgebers des Sultans und zum Höchstkommandierenden der Schutztruppe, manche sagen der ganzen marokkanischen Armee, hinaufarbeitete. Leute, die die Verhältnisse am Hofe des Sultans genau kennen, behaupten, dieser Titel sei nur eine Formsache. In erster Linie sei Mc Lean „businesman", in zweiter Englands politischer Agent. Jedes Geschäft von Bedeutung, jede Bestellung, an der etwas zu verdienen ist, sollen durch Mc Leans Hand gehen, der in diesen Dingen mit dem Kriegsminister Menebi, der auf seinen europäischen Reisen ebenfalls gelernt haben soll, wie das Geld zu verdienen ist, unter einer Decke steckt. Die Gewissenlosigkeit dieses Ratgebers geht sogar so weit, daß er und seine Helfershelfer kindische Launen des gegenwärtigen Sultans, der ein ganz eigenartiger Zwitter von Erziehungsprodukt sein muß, in geradezu unglaublicher Weise ausbeuten, ja nachsinnen, wie sie dem Sultan neue Passionen beibringen können, an denen Geld zu verdienen ist. Daß Mc Lean an den Uniformen, die er für die seit etwa Jahresfrist in Tanger stationierten Sultanstruppen angeschafft hat, pro Stück 25 Peseten, und an den Schuhen, ausgelatschten Stiefeln der aus Südafrika zurückgekehrten englischen Truppen, 15 Peseten pro Stück Reingewinn gemacht haben soll, ist ein öffentliches Geheimnis. Immerhin stehen diese Ausgaben doch noch auf einem anderen Blatte, als die für eine vollkommene Menagerie, einen oder gar mehrere mit Edelsteinen besetzte photographische Apparate, für luxuriöse Automobile und Velozipede, für eine künstliche Brutanstalt (!), für eigene Straßen, damit der Sultan in dem straßenlosen Lande, das keinen Wagen kennt, Automobil fahren kann, und dergleichen Dinge.

Natürlich kann niemand dem Sultan verwehren, sich derartige Dinge zu kaufen, wenn er sie bezahlen kann. Aber das Unverzeihliche, und was uns dabei angeht, ist das System der

schnödesten Aussaugung unter der Flagge der Kultur! Gewiß hat jeder Kulturstaat ein berechtigtes Interesse daran, daß ein Staat, der direkt einem europäischen Staate benachbart ist, und der bis zum heutigen Tage sich noch weit mehr gegen alle europäische Kultur verschlossen hat, als selbst China, dieser unserer Kultur gewonnen wird. Und an sich wären Mc Lean und diese Leute alle, die er an den Hof des Sultans gezogen hat, berufen dazu, Kulturmissionare zu sein und eine Aufgabe zu erfüllen, für die ihnen Europa Dank wissen müßte. So aber sind Mc Leans Gehilfen nichts anderes als die Helfershelfer eines gewissenlosen Krämers, der unter den Augen und der Ägide Englands hier ein Verbrechen an der Person des Sultans und, was schlimmer ist, einen Vertrauensbruch an der europäischen Kulturarbeit begeht, niemandem zu Dank, außer sich selbst. Es ist eine Parasitenrolle, die die Engländer, die die unmittelbare Umgebung des Sultans und sein ständiger Verkehr, seine Spielgenossen bei Tennis, Photographie und Automobil bilden, am Hofe des Sultans zu spielen haben. Es ist eine grobe Unwahrheit, wenn von englischer Seite behauptet wird, auf diese Weise werde der Sultan der europäischen Kultur gewonnen. Es ist eine Lüge, wenn behauptet wird, die anderen Nationen, darunter auch wir, hätten unseren Nutzen von diesem Treiben, eine Lüge, gegen die wir uns aufzulehnen ein Recht und die Pflicht haben. Freilich geht es uns im Grunde nichts an, wenn der Sultan das Erbe Mulei Hassans in nutzlosen Spielereien vergeudet, wenn seine Umgebung daran sich eigennützig bereichert, wenn der Kredit des Landes Marokko darunter leidet, und der Sultan schließlich Schulden macht. Aber das geht uns etwas an, daß darunter der status quo leidet, den England aufrecht zu erhalten behauptet und in Wirklichkeit selbst zerstört. Auch das geht uns etwas an, daß das muhammedanische Volk in den Schmeichlern des Sultans seine Feinde — und das mit Recht — sieht, und infolgedessen aufrührerisch wird gegen den Sultan, den Einzigen, der auch uns die Aufrechterhaltung unserer Handelsinteressen in Marokko sichern kann! Auch unser Handel leidet unter dem Aufstande, und somit hat unser Groll auch noch ein besonderes Recht, sich gegen die Ursachen zu wenden, und die heißen Mc Lean & Co.

Die Firma aber ist insgeheim auch die Agentur der englischen Politik. Und das verschlimmert die Sache. Ich mißbillige durchaus, wenn England bei jeder Gelegenheit etwas am Zeuge geflickt wird. In diesem Falle aber haben alle Kulturnationen ein Recht dazu und dementsprechend auch die Pflicht, dem verderblichen Einfluß der englischen Sendlinge am Sultanshofe entgegenzuarbeiten. Wir Deutsche werden uns über kurz oder lang doch endlich einmal zu entscheiden haben, mit welcher Macht wir in Marokko zusammengehen können, oder ob unter solchen Umständen nicht das plattdeutsche Sprichwort gilt: „Kompanie is Lumperie".

* * *

2. Februar.

Besonders weitsichtig ist die deutsche Nation in überseeischen Dingen sowieso nie gewesen — praktisch auch nicht. Erst wenn irgendwo da draußen eine Mine springt und Pulverdampf auffliegt, pflegen wir aufmerksam zu werden, zu sehen, zu beobachten. Aber auch dabei sind wir unpraktisch. Wir wollen den Dingen immer möglichst auf den Grund gehen, sie erkennen, sie wissenschaftlich begreifen. Haben wir das erreicht, haben wir die Arbeit geleistet, die fremde Nationen nicht in der Gründlichkeit zu leisten pflegen, wie wir, und haben wir von den führenden Geistern der eigenen und der fremden Nationen unsere Anerkennung als objektive Forscher erhalten, so sind wir gewöhnlich fertig. Die praktischen Konsequenzen zu ziehen unterlassen wir. Das überlassen wir den anderen. Und dann wundern wir uns, wenn diese den Vorteil haben. Ja, wir setzen uns angesichts dieses fait accompli womöglich wieder hin, wälzen Bände und forschen nach, warum es kam und wieso es kommen mußte, daß die Engländer, Franzosen oder Russen das und jenes erreichten, und drücken dann auf das fait accompli noch den Stempel der wissenschaftlichen Notwendigkeit. So sind wir Deutsche! Was unsere Kraft war, als wir als Nation in der Weltpolitik noch nichts bedeuteten, als wir überhaupt noch keine Wirtschaftseinheit bildeten, ist unsere Schwäche nun, da wir im großen Rat der Völker sitzen, da unsere innere Entwicklung uns gebietet, die Augen schweifen zu lassen — hinaus über die Grenzen Deutschlands, Europas, hinüber über die See und über die Europa vorgelagerten Land-

kolosse, um uns nach Plätzen umzusehen, wo unserer Volkskraft neue Gelasse sich öffnen. Das ist unsere Achillesferse, die uns schmerzt, wenn wir in das Dornengestrüpp überseeischer Politik hineintreten. Doch wer kann gegen seine Natur? Unsere Methoden sind dieselben, unsere Erkenntnis und unsere Ziele bleiben bei dem Bewußtsein dieser Erkenntnis und dieser Ziele stehen. So geht es uns bestenfalls auch mit Marokko!

Man sollte nicht bei jeder Gelegenheit klagen: „Die Welt ist fortgegeben, — für uns ist nichts mehr übrig!" Das ist nicht der Fall. Beanspruchen und praktisches Besitzen sind bekanntlich zweierlei. Und weiter darf man auch nicht mißmutig klagen, die Verantwortlichen unserer auswärtigen Politik wahrten die Interessen des Reiches nicht genügend. Der Kaiser und der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen können die Augen nicht überall haben. Das Volk soll ja bei uns mit regieren. Selbst, ausschließlich selbst hat es dafür zu sorgen, daß es die Fähigkeit dazu besitzt und sie mit der fortschreitenden Zeit steigert. Diese Fähigkeit ist aber nicht die, zu tadeln und zu schelten, sondern die einer sachgemäßen Kritik, die auf Kenntnissen beruht. Kritik kann nur der haben, der über den Dingen steht. Und die Kritik allein macht auch noch nicht das konstitutionell reife Volk aus. Das tun nicht die kritischen, die zersetzenden, sondern die aufbauenden Elemente. Wie oft ist die Herde verspottet worden! Man verkenne die Macht der Herde nicht! Sie beruht auf gleichmäßiger, einheitlicher Erziehung. Gleichviel auf welchem Niveau diese steht; die Kraft einer gleichgearteten und gleichmäßig geschulten Rasse mit gleichen Zielen ist an sich immer bedeutend. Und die deutsche Nation könnte dank ihrer Bildung eine recht edle Herde bilden, eine Herde mit tatkräftigen, agierenden Gefühlen. Die englische Nation bildet eine solche Herde mit mächtigem Herdengefühl, ebenso die französische. Über gewisse Dinge gibt es da kein Streiten. Sie sind Dogmen, Instinkte, wie die Mutterliebe so fest! Im Innern Streit und Widerstreit — aber wenn das Ganze in Frage kommt, dann arbeitet alles nach einer und derselben Richtung hin, und hinter den Führern steht geschlossen die Nation. Liebe deutsche Nation, deine Führer in auswärtigen Dingen laufen immer Gefahr, von dir selbst blamiert zu werden.

Sie können dir nicht zu Erfolgen verhelfen, wenn du nicht mithilfst. In innerpolitischen Dingen hast du ja eine lange Schule hinter dir, aber in auswärtigen Dingen weißt du — verzeih mir — so gut wie nichts. Mitregieren willst du doch auch in auswärtigen Dingen. Also lerne, damit du nicht versagst, wenn das Examen an dich herantritt, in dem du beweisen sollst, ob du reif bist für die große Politik einer großen Nation, deren Weltaufgaben Aufgaben gegen sich selbst sind. Bis jetzt steigst du in der auswärtigen Politik herum wie der Storch im Salat, und von der großen Politik, den Kulturaufgaben der deutschen Nation da draußen in der weiten Welt, verstehst du — große Masse der Staatsbürger — im Grunde genommen und ganz allgemein gesprochen — na wieviel?

Frankreich und England sind in Marokko schon jahrzehntelang an praktischer Arbeit. Mittlerweile sind auch wir weltpolitisch herangewachsen. Nun haben wir die politische Jugend vor den anderen voraus. Die Jugend überwindet oft spielend, wovor das Alter zaudernd zurücksteht. Aber wir sind eben die Nation der Denker. Darum glauben wir zunächst, England und Frankreich müßten Rechte haben, weil sie zuerst da waren, jedenfalls früher als wir. Ein genialer Politiker würde sich darüber hinwegsetzen und sich seine eigenen Rechte dadurch schaffen, daß er in den Kampf einfach eingriffe und dadurch sein Dasein, seine Existenzberechtigung bewiese. In der Tat hat der, der körperlich auf dem Platze ist, Recht. Was heißt „Recht“ in Dingen, bei denen es nur auf Macht, d. h. auf faktische Dokumentierung von Macht ankommt? Wir sind nun aber das Volk der Denker. Wir wollen erst verstandesmäßig unser Recht beweisen und es uns wissenschaftlich herauspräparieren. Liegt es dann greifbar vor uns, dann erst sind immer nur einige, die bescheiden da wünschen, wo andere schon längst instinktiv gewollt und gehandelt haben. Über der wissenschaftlichen Erziehung haben wir die Willenserziehung vernachlässigt. Darum sind wir schlechte Politiker. Denn Politik ist erst in zweiter Linie Diplomatie, in erster Linie ist sie Wille und Konsequenz. Aber herdenmäßig müssen sie auftreten, wie in England, wenn eine Nation auswärtige Politik

machen will. Darin besteht das wahre — moderne — Nationalgefühl. Wir sind noch weit entfernt davon.

Versuchen wir es also mit unserer Eigenart. Gut denn, forschen wir nach den Rechten, die England und Frankreich oder Spanien an Marokko haben! Sie behaupteten ja kürzlich wieder, sie wollten die marokkanische Frage unter sich abmachen. Also müssen sie doch gewisse Rechte dazu besitzen, um andere auszuschließen zu können. Wo sind die Rechtstitel? Sind es die Verträge? Das heutige Sultanat Marokko hat sein Verhältnis mit den Nationen, die in Betracht kommen, durch Handelsverträge geordnet. Diese Verträge haben ausschließlich den friedlichen Verkehr im Auge. Sie regeln den Handel. Sie sind die gemeinsame Rechtsquelle für Auseinandersetzungen in friedlicher Form, die den Handel, den Verkehr mit Marokko regeln. Weiter bedeuten sie an sich politisch nichts. Deutschland gehört zu den meistbegünstigten Nationen, wie England, Frankreich, Spanien und andere. Also die gleiche Basis. Deutschland handelt mit Marokko wie England, Frankreich, Spanien und andere. Deutschland steht also mit den Interessen, die durch das in den Handelsverträgen kodifizierte Rechtsverhältnis zwischen Marokko und den Staaten unseres Kulturringes umgrenzt werden, den übrigen völlig gleich, und würden wir die ziemlich irrelevanten Zahlen der Handelsstatistik herbeiziehen, so würde Deutschland vermutlich sogar an erster Stelle stehen. Aber das Prinzip ist entscheidend: Marokko gegenüber steht es in keinem anderen Rechtsverhältnis als andere Staaten. Und dabei bezieht sich diese Ordnung, aus der bestimmte nachweisliche Rechte hervorgehen, ausschließlich auf den Handel. Darüber hinaus gelten die Regeln des Völkerrechts, dessen letzter Rechte schaffender Faktor der Krieg ist. Aber Rechte, auf Grund deren England, Frankreich und Spanien für sich allein eine friedliche Regelung der marokkanischen Frage in Anspruch nehmen könnten, existieren nicht. Sie sagen nur, sie hätten solche Rechte. Ihre Gelehrten suchen sie zu begründen und ihre politischen Journalisten behaupten sie der eigenen Nation und den Fremden gegenüber. Und da liegt die Gefahr! Ist man nicht da, und zwar zum rechten Termin, dann ergeht auch in der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, dem Antrag des

Gegners gemäß Versäumnisurteil, vorläufig vollstreckbar; man kann gepfändet werden und trägt die Kosten dieses Urteils, auch wenn man in einer höheren Instanz gewinnt, die es in diesem Falle überdies nicht gibt. So steht es mit den Rechten, auf die England, Frankreich und Spanien mangels ausreichender Dokumente und Schuldtitel pochen, und es gibt nur ein Mittel dagegen, das lautet: Widerspruch. Durch Widerspruch wird die



Fantasia-Reiten.

Ersitzung aufgehalten. Und um allenfallsiges Ersitzen handelt es sich nur. Aber wir tun wenig dafür, um uns nach der Methode der anderen Rechte zu ersitzen, indem wir sie uns nehmen und behaupten. Darin hinken wir nach, und wir werden weiter in Verzug kommen, bis es zu spät ist, wenn wir uns nicht bald von dem Glauben befreien, wir hätten deshalb keine Ansprüche auf Marokko, weil die anderen sie ausschließlich für sich in Anspruch nehmen. Marokko gehört nun einmal zu den vielen Ländern der Erde, deren Schicksal es sein wird, von den Stärkeren überschluckt zu werden. Egoismus ist Trumpf in der Politik; Politik ist ein Geschäft; Länder wie Marokko sind nur Objekte des Gemeinwillens der tonangebenden Nationen. Welcher Anteil dieses

Gemeinwillens auf unsere Seite entfällt, ist für uns ausschlaggebend. Es wird davon abhängen, wieviel wir im Rate der Völker sonst leisten und wieviel von diesen Leistungen wir auf das Objekt selbst anwenden. Die Konsequenz ist also die: Andere haben keine besser begründeten Rechte an Marokko als wir. Sie behaupten, sie hätten sie. Also behaupten wir dasselbe, schon damit das Gleichgewicht wieder hergestellt wird! — Natürlich dürfen wir bei dieser Behauptung allein nicht stehen bleiben, sondern müssen gelegentlich handeln. Freilich hat so etwas für die Nation der Denker nur theoretisches Interesse — schade!

* * *

3. Februar.

Von einem Spanier habe ich einen europäischen Reitsattel erstanden und habe meinen „Bu Hamara" heute morgen erstmalig am Strande von Tanger getummelt. Er hat noch niemals den Schenkel eines Europäers gefühlt und versteht sich überhaupt nur auf zwei Gangarten: Schritt und Karriere. Trab kennt er noch nicht, eigentlichen Galopp auch nicht. Der Araber reitet keinen Trab, auch keinen kurzen Galopp. Auf dem Marsch reitet er stets Schritt, dafür dressiert er seinen Gaul aber um so eifriger für das Fantasia-Reiten auf Karriere. Die Fantasia eines marokkanischen Reitertrupps gehört mit zu den anziehendsten Reiterevolutionen, die ich je gesehen habe. Mit wildem Aufschrei schlägt der Araber seinem Pferde, wenn's zur Fantasia geht, den am rechten Hacken befestigten eklig spitzen Sporn oder die scharfe Kante des sehr breiten Steigbügels in die Weichen, und dann geht es in sausender Karriere vorwärts. Die Flinten mit dem kurzem Schaft und dem langen, silbereingelegten Lauf werden in die Höhe geworfen, wieder aufgefangen, in der Luft herumgewirbelt und abgeschossen. Dabei benimmt der Reiter sich, wie wenn ihn eine wahre Berserkerwut erfaßt hätte. Er schreit und kreischt und erfüllt die Luft mit dem Getöse eines Gemisches von artikulierten und nichtartikulierten Lauten. Dann plötzlich, mitten aus dem Galopp heraus reißt er dem Tier am scharfen Gebiß, und im Augenblick soll ein gut auf Fantasia dressiertes Pferd aus der Karriere heraus auf den Fleck gebannt feststehen. Nun, der schöne,

drei bis vier Kilometer lange Strand mit seinem prächtigen Sand ist just der rechte Ort, um meinem „Bu Hamara" seine marokkanische Dressur wieder abzugewöhnen. Das ist nicht ganz leicht und geht vor allen Dingen nicht gleich beim ersten Male. Ihn an irgend einen Schenkeldruck zu gewöhnen, darauf lasse ich mich gleich von vornherein nicht ein. Der erste Versuch, ihn zu einem Trab zu veranlassen, mißglückt selbstverständlich. „Bu Hamara" schießt gleich in toller Karriere los, ist allerdings auch seiner guten Dressur zufolge leicht zu bewegen, stehen zu bleiben oder Schritt zu gehen. Ich nehme die Zügel fest und treibe ihn mit der Peitsche zu schnellerer Gangart an. Schon springt er wieder im Galopp los, aber halt, der Zügel liegt fest, und er begnügt sich daher damit, einige Zeit auf den Hinterbeinen herumzutanzen. Dann geht er wieder Schritt. Erneuter Antrieb, erneuter Galoppsprung, der aber wegen des straffgespannten Zügels wiederum nicht zur vollständigen Ausführung kommt. Das wird einige zehnmal wiederholt. Dann darf er fünf Minuten Schritt gehen. Nach einer anstrengenden Stunde bringe ich ihn schließlich so weit, daß er, wenn ich ihm die Zügel ein wenig locker halte, wenigstens nur noch im kurzen Galopp losgeht, der ihm aber ebenfalls durchaus ungewohnt vorkommt. Karriere aber darf er überhaupt nicht wieder reiten, ehe er nicht die Elemente des Trabes sich angeeignet hat. Zu guterletzt zwinge ich ihn in der Tat auch dazu, indem ich ihm, wenn er mit beiden Vorderbeinen zugleich losspringen will, mit der Peitsche regelmäßig auf die rechte Vorderhand schlage, so daß ihm das peinlich wird, und er schließlich ganz zufällig nur mit der linken Vorderhand antritt und die rechte erst nach einer entsprechenden Pause nachfolgen läßt, woraufhin sich dann die beiden Hinterhände ebenfalls veranlaßt fühlen, im entsprechenden Takte sich nacheinander niederzulassen. Dieses Experiment wird einige Male wiederholt, dann darf „Bu Hamara" im Schritt nach Hause gehen. Dort empfängt ihn Muhammed, der ihn zunächst mit Stroh abreibt, da er in Schweiß gekommen ist, und dann 20 Minuten vor meinen Augen im Hofe herumführen muß, bis ihm erlaubt wird, die Schnauze in den gefüllten Haferkorb hineinzustecken. Diese Übungen werden wir nun täglich wiederholen, und es ist zu hoffen, daß aus meinem „Bu Hamara" noch einmal ein

leidlicher Harttraber wird. Die Veranlagung dazu besitzt er jedenfalls. Vor allen Dingen verfügt er, wie es scheint, über eine gute Lunge.

* * *

4. Februar.

Schwierigkeiten bereitet die Besorgung eines Zeltes. Sogenannte europäische Zelte sind in Tanger enorm teuer. Die Möglichkeit, sie zu leihen, ist ebenfalls nicht vorhanden. Infolgedessen entschließe ich mich dazu, ein gebrauchtes spitzes, marokkanisches Zelt zu kaufen. Es ist ziemlich abgenutzt, aber ein jüdischer Zeltmacher übernimmt es für einen bestimmten Akkordpreis, das Zelt instand zu bringen, während Muhammed den Auftrag erhält, Reisig abzuschlagen und daraus die notwendigen Zeltpflöcke zu fabrizieren. Am Abend steht denn auch des Zeltes Pracht in dem vor dem Hause sich ausbreitenden Garten fix und fertig aufgestellt so, wie es unterwegs auf der Reise allabendlich geschehen muß. Der jüdische Zeltmacher hat mich natürlich bemogeln wollen. Er hat nur zwei Haltseile an der Spitze angenäht, während ich vier ausgemacht habe. Sodann hat er eine ganze Menge Löcher nicht sorgfältig gestopft, so daß sie ausreißen, als das Zelt gespannt wird. Infolgedessen bekommt er den ausbedungenen Lohn erst dann, wenn er alles ordnungsgemäß fertiggemacht hat. Er behauptet denn auch, er wird morgen wiederkommen und die nachlässige Arbeit gut machen.

* * *

5. Februar.

Das wichtigste Resultat des heutigen Tages ist, daß „Bu Hamara“ nunmehr definitiv Trab kann. Ich reite mit ihm jetzt bereits englischen Trab auch anderswo als am Strande. Nur besitzt er noch einen Fehler. Wenn ein anderes Pferd an ihm, während er Trab läuft, vorbeigaloppiert, dann packt ihn das Fantasiafieber, und er will es sich nicht nehmen lassen, von einem anderen überholt zu werden. „Bu Hamara“ ist ein sehr stolzes Pferd und besitzt Ehrgeiz. Wenn ich dann den Zügel um so fester fasse, so paßt ihm das ganz und gar nicht. Dann schlenkert er sein Pferdehaupt unwillig hin und her und versucht die Trense festzubeißen,

und seine Nüstern schnauben vor Wut darüber, daß ihm nicht erlaubt wird, zu zeigen, was für ein stolzes Berberroß er eigentlich ist.

* * *

6. Februar.

Es ist nun bald acht Tage her, seitdem hier die Nachricht auftrat, der Prätendent sei von den Truppen des Sultans gefangen genommen. Es ist unbeschreiblich, welche Aufregung diese Meldung in Tanger verursacht hat. Sie geht von der englischen Gesandtschaft aus. Dort war mit einem Eilkurier ein Brief des Oberbefehlshabers der Sultansschutzwache, des Engländers Mc Lean, eingetroffen, der von einem glänzenden Sieg und von der Gefangennahme des Prätendenten berichtet. Es ist ein charakteristischer Zug des englischen Jingotums, wie es namentlich in den Kreisen der Legationssubalternen vielfach vertreten ist, daß diese „englische" Nachricht im Gegensatz zu der „spanischen" durch Mitglieder der englischen Gesandtschaft in Tanger mit großer Eilfertigkeit verbreitet und, was das Komische daran ist, als ein Sieg der englischen Politik in Marokko ausgegeben wird. Dieser „Erfolg" ist für England dringend notwendig, weil kurz vorher die Welt behauptet hat, die letzte marokkanische Anleihe sei ein Sieg der französischen Politik gewesen. Allein die Mitteilungen Mc Leans an die englische Gesandtschaft und an Privatleute in Tanger, mit denen er in Geschäftsverbindungen steht, werden doch bereits wieder dementiert. Nach zwei Tagen erklärt denn auch der englische Gesandte in einer Mitteilung an die Gesandtschaften, daß die Nachricht sich nicht bestätige. Er selbst ist auf die Nachricht, wie man auf gut deutsch sagt, „reingefallen", und ist ehrlich genug, die Wahrheit sofort einzugestehen. Wieder klappern die Apparate, wieder zucken die elektrischen Ströme durch den Ozean, wieder weiß innerhalb von zwei Stunden die an Tanger angeschlossene Welt, daß Bu Hamara noch nicht gefangen ist, und in den Cafés hänseln die Franzosen die eifrigen Nachrichtenträger der englischen Gesandtschaft wegen des „Erfolges des englischen Regimes in Marokko".

Zwei Tage lang aber ließen die so schnell vertrockneten Lorbeeren des englischen Gesandten den Spanier nicht schlafen. Der spanische Minister in Tanger hat es sich während der Unruhen

nicht nehmen lassen, manches im Interesse der marokkanischen Berichterstattung zu tun — was allerdings dabei herausgekommen ist, möge der Historiker ermessen, der einmal die Akten der gegenwärtigen marokkanischen Verwicklungen studiert und dabei die spanische zeitgenössische Presse in die Hand bekommt. Ich will gewiß nicht die spanische Gesandtschaft für alles das verantwortlich machen, was in Spanien und über Madrid hinaus ins Ausland gelogen worden ist. Die Last könnte der arme spanische Gesandte gar nicht allein tragen. Aber interessant und charakteristisch aufklärend für manches ist doch sein Verhalten in dem vorliegenden Falle:

Die spanischen Rosse laufen nun einmal langsamer als die englischen. So kam es, daß der Korrespondent der spanischen Gesandtschaft in Fas, ein spanischer Schutzgenosse maurischer Nation, dieselbe Nachricht, die Mc Lean gemeldet hatte, und die der englische Gesandte selbst wieder hatte dementieren müssen, erstens einmal später von dort abschickte, und daß zweitens der spanische Bote langsamer lief als der englische, so daß er mit seinem Brief in Tanger erst eintraf, als schon alle Welt wußte, daß die Nachricht nicht richtig war. Ob nun die Berechnungen des Datums des Briefes und der darin gemeldeten Tatsachen den Spaniern besondere Schwierigkeiten bereitet haben, oder ob der spanische Korrespondent in Fas die Nachricht wirklich erst so spät und vielleicht auch so unklar berichtet hat, weiß ich nicht. Jedenfalls aber tragen jetzt plötzlich die Spanier die Köpfe sehr hoch. Zum dritten Male durchzucken die elektrischen Ströme den Ozean, wieder klappern die Morseapparate und verkünden der staunenden Welt, daß zwar die englische Gesandtschaft mit der Behauptung, Bu Hamara sei gefangen genommen worden, nicht recht gehabt hat, daß aber nunmehr die spanische Nachricht von der Gefangennahme unwiderleglich richtig ist. Herr Silvela in Madrid erklärt bereits, nun sei es mit den marokkanischen Wirren aus, und die ausländischen Korrespondenten kabeln in die Welt, nun sei es mit den marokkanischen Wirren in der Tat zu Ende, weil es Herr Silvela so gesagt hat. Herr Silvela aber hat es so gesagt, weil es ihm der spanische Gesandte in Tanger depeschierte. Der spanische Gesandte aber in Tanger depeschierte es, weil es ihm sein Korrespondent in Fas so geschrieben hat. Das ist alles wohl verständlich. Un-

verständlich aber ist, daß der spanische Gesandte, als sich herausstellte, daß er sich in derselben Sache und mit genau derselben Nachricht „geirrt“ hatte, wie der englische Gesandte, nur bedeutend gründlicher, die Meldung trotzdem eigensinnig aufrecht erhielt und unbeugsam selbst jetzt noch behauptet, er glaube absolut fest an die Gefangennahme Bu Hamaras, obgleich diese Nachricht nach dem englischen Dementi noch unzählige Male erneut dementiert worden ist. Ja, in dem „Heraldo de Madrid“ lese ich, daß Silvela noch soeben in einem Kronrat wiederum behauptet hat, Bu Hamara sei gefangen! Allerhand Hochachtung vor dieser Energie.

* * *

7. Februar.

Bei Seereisen ist es stets mein Prinzip, so viel wie möglich von denjenigen Dingen mitzunehmen, die sonst zur Erfüllung meiner Lebensgewohnheiten dienen. Bei Landreisen dagegen ist es notwendig, sich nach dieser Richtung hin gerade das gegenteilige Prinzip zur Pflicht zu machen. Zumal wenn man in Länder kommt, in denen europäische Gegenstände sich nicht unterwegs, wenn sie ausgegangen sind, ersetzen lassen, soll man sich von vornherein daran gewöhnen, sich sobald wie möglich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß man auf alles das verzichten muß. Dadurch hat man vor allen Dingen schon einen Vorteil: Man kann mit leichtem Gepäck reisen. Denn eine große Karawane ist gegenüber den Zufälligkeiten einer solchen Landreise stets mehr oder weniger ein Hindernis und jedenfalls ein größeres Hindernis, als nur eine kleine Karawane. Ich beschränke mich mit meiner Ausrüstung aus diesem Grunde auf das Allernotwendigste und werde mit im ganzen nur drei Tieren meinen Marsch beginnen. Eins davon werde ich reiten, eins wird eine große Traglast und das zweite eine halbe Traglast, sowie gelegentlich einmal einen der zu Fuß mitgehenden Diener tragen. Als eigentliches Tragtier werde ich ein Maultier nehmen, das ich bis zu drei Zentner schwer beladen kann, und als Tragtier mit halber Last ein Tragpferd, das ich noch zu kaufen gedenke. Um möglichst wenig Gewicht heraus zu bekommen, habe ich mir ein eigenartiges Feldbett konstruiert, das teils als Feldbett, teils als Tisch benutzt werden kann. Ich habe mir zwei gewöhnliche Holz-

böcke gemacht, die sich zusammenklappen und zusammenhaken lassen. Legt man ein Brett darüber, dann hat man einen Tisch. Hakt man die beiden Böcke auseinander und verbindet sie durch vier Stangen, die in dazu passende Löcher gesteckt werden, so kann man darüber die Hängematte festspannen, über die alsdann Decken hinweggebreitet werden, nachdem vorher der Sattel anstatt eines Keilkissens darauf gelegt wurde, und man hat ein Feldbett. Muhammed geht mir bei der Herstellung dieser Dinge gut



„Bu Hamara" mit dem Packsattel.

zur Hand. Natürlich zimmere ich das Feldbett selbst. Ich habe zwar versucht, es zunächst einem Tischler in Auftrag zu geben, indessen habe ich gefunden, daß es zeitraubender ist, dem Tischler klar zu machen, wie ich mir die Konstruktion denke, als wenn ich mir das Ganze gleich selbst zimmere. Allerdings paßt meinem Muhammed das Feldbett nicht recht; denn es scheint ihm zu kompliziert zu sein, und vor allen Dingen sieht er voraus, daß die Umwandlung von Tisch in Bett und das jedesmalige Aufstellen und Abbrechen ihm einige Zeit und Arbeit kosten wird. Er stellt sich auch recht ungeschickt an, als ich ihn beauftrage, nunmehr die Probe zu machen, und meint, es sei doch viel bequemer, ich legte

mich anstatt auf dieses Bett nach marokkanischer Art auf eine Strohmatte. Es fällt mir sehr schwer, ihm klar zu machen, daß ein europäischer Rücken anderer Natur sei als ein marokkanischer, und daß ich doch unmöglich, wenn einmal Regenwetter kommen würde, in meinem Zelte Schwimmversuche anstellen könnte. Ich mache ihm klar, daß er andernfalls mir jeden Abend um das Zelt herum erst einen Graben zum Abfangen des Wassers auswerfen müßte, und das mache doch mehr Arbeit, als das Aufstellen des Feldbetts. Ganz überzeugt ist Muhammed weder von dieser Argumentation, noch von der Notwendigkeit eines Wassergrabens, der jeden Abend um das Zelt aufgeworfen werden müsse. Somit gehen wir über diese Diskussion zur Tagesordnung über. Übrigens gefällt mir an meinem Muhammed nicht, daß er, wenn ich ihm einen Auftrag gebe, stets seinen Bruder beauftragt, diesen Auftrag auszuführen. Meiner Ansicht nach bin ich doch da, um Befehle auszuteilen, und er, um sie auszuführen. Aber Muhammed meint lachend, das wäre nur jetzt in Tanger, später auf der Reise wird er dann alles selbst machen.

* * *

8. Februar.

Durch die Vermittlung eines der beiden liebenswürdigen Dolmetschereleven der deutschen Gesandtschaft gelingt es mir heute, für 45 Duros ein zweites Pferd zu kaufen, und zwar eins, das europäisch zugeritten ist. Das Tier ist schlank gebaut und fehlerlos. Allerdings ist es etwas schwächer als „Bu Hamara“, und somit bleibt nichts anderes übrig, als den braven „Bu Hamara“, der bezüglich des Trabes doch immer wieder aus der Rolle fällt, als mein präsumptives Reitpferd abzusetzen und das andere an seine Stelle treten zu lassen. Es wird daher heute dem „Bu Hamara“ ein Tragsattel angemessen, und so wird „Bu Hamara“ fern von Tanger darüber nachdenken dürfen, weshalb er sich so töricht angestellt hat, als er europäischen Trab lernen sollte. Mit dem Packsattel wird er schon im Schritt gehen müssen, und an Fantasia-Karriere wird er mit dem Packsattel auf dem Rücken auch nicht denken. Übrigens bekommt er, wie gesagt, nur eine halbe Traglast und wird dafür gelegentlich von den Begleitern

als Reitpferd benutzt werden, denen ich erlauben werde, sich auf den Packsattel obendrauf zu schwingen, wenn sie unterwegs müde werden sollten.

* * *

9. Februar.

Muhammed hat den Auftrag erhalten, mir noch ein weiteres Karawanentier zu besorgen, und zwar ein Maultier, sowie fernerhin einen Stallknecht, der gleichzeitig die Aufgabe haben soll, das Maultier zu führen und unterwegs sich um die Besorgung der Tiere zu kümmern, während Muhammed in der Hauptsache für meine persönlichen Bedürfnisse da sein soll. Muhammed präsentiert mir alsbald seinen Bruder, den ich aber grundsätzlich ablehne, weil ich nicht wünsche, daß dieser auch auf der Reise dem Muhammed sämtliche Arbeiten abnimmt, so daß ich unterwegs schließlich doch nur einen Diener hätte, da Muhammed nach wie vor die Aufträge, die er von mir erhält, seinem Bruder zur weiteren Ausführung übergibt.

* * *

10. Februar.

Wie wenig Herr Silvela recht hatte mit der Erklärung, mit der marokkanischen Angelegenheit sei es jetzt zu Ende, möge auch noch aus einer einfachen Zusammenstellung von Tatsachen hervorgehen, die ich hier folgen lasse:

Mulei Arafa, der Oheim des Sultans, der mit etwa 200 Mann nach Mellila gereist ist, um von dort aus die Riffberber für den Sultan zu gewinnen, hat bis zum heutigen Tage nur negative Erfolge zu verzeichnen. Die Riffberber, die dem Sultan niemals unterworfen waren, haben erklärt, sie würden sich in demselben Augenblick für den Prätendenten erklären, in dem Mulei Arafa etwa versuchen sollte, sie zur Heeresfolge zu zwingen. Mulei Arafa scheint den Versuch gemacht zu haben. Denn gestern erklärten sich ca. 20 000 Riffberber für Bu Hamara. Mulei Arafas Sendung dürfte daher aussichtslos sein, da er weder über genügende Gelder verfügt, um die Riffberber zu bestechen, was noch das Einfachste wäre, noch über genügende Truppenmacht, um sie anzugreifen. Der Erfolg, den die Sultanstruppen neuerdings

gegen die Aufständischen bei Fas errungen haben, und der zu vielfachen Tartarennachrichten Anlaß gegeben hatte, erwies sich als sehr mittelmäßig. Zunächst ist festzustellen, daß er nicht durch die Tapferkeit der Sultanstruppen, sondern durch Bestechung und Verrat erlangt worden ist. Die Beni Uarain, die die Vorhut hatten, wurden bestochen, um die Sultanstruppen durchzulassen, die einen nächtlichen Überfall auf das Lager des Prätendenten machten, ihn selbst aber nicht fingen, trotz der Panik, die sie anrichteten, sondern im Gegenteil blutig abgeschlagen wurden. Zahlen über die beiderseitigen Verluste besitzt man nicht. Indessen macht es einen wenig erfreulichen Eindruck, daß es den Sultanssoldaten trotz des Verrates nicht gelungen ist, das Prätendentenheer zu dezimieren. Glaubhaft klingt ein Bericht, wonach hinter den zum Angriff vorgeschickten Soldaten die Kanonen abgefeuert worden sein sollen, damit die Soldaten aus Angst vor den über sie hinwegstreichenden Geschossen in den Angriff hineingetrieben würden. Die Zahl der Köpfe, die als Siegestrophäen nach Fas gebracht worden sein sollen, schwankt sehr erheblich. Aus verhältnismäßig glaubwürdiger Quelle wird berichtet, daß sie 40 nicht überschritten habe. Und auch dabei ist noch ein Haken: Angehörige von gefallenen Soldaten haben nämlich einige der aufgehängten Köpfe als die ihrer gefallenen Verwandten wiedererkannt, die hier als Feindesköpfe fungieren!! Zum Zeichen des Sieges des Sultans werden in verschiedene Städte im Lande Köpfe geschickt, die dort aufgehängt werden als blutige Warner. Unter den nach Rabat geschickten Köpfen befinden sich mehrere Kinderköpfe!

Nun ist mittlerweile der Kriegsminister Menebi, ein Mann, der in Marokko selbst viele Feinde hat, und nicht die Schlechtesten des Landes sollen deren Führer sein, an der Spitze des Sultanheeres losgezogen, um die Hiaina zu bestrafen und den Prätendenten in seiner Hochburg, dem Ghiatagebiet, aufzusuchen.

* * *

11. Februar.

Heute bin ich zum Herrn Gesandten gegangen und habe ihm mitgeteilt, ich würde in einigen Tagen die Reise ins Innere antreten. Ich bin dem Herrn Gesandten dankbar, daß er dieser

kategorischen Erklärung gegenüber nicht nochmals seine Bedenken geäußert hat über die Reise ins Inland, sondern sich in einer durchaus dankenswerten und liebenswürdigen Weise bereit erklärt hat, mich nach jeder Richtung hin zu unterstützen. Da zurzeit eine deutsche Vertretung in Fas nicht existiert, so hat er die Güte gehabt, mir ein Empfehlungsschreiben mitzugeben an den Minister des Auswärtigen Abd el Kerim ben Sliman. Ferner hat er sofort Auftrag gegeben, daß mir seitens des Pascha von Tanger ein in den Verträgen vorgesehener Schutzsoldat, ein sogenannter Makhasni, gestellt wird, der die Aufgabe hat, unterwegs für die Sicherheit meines Lebens und meines Eigentums Sorge zu tragen. Nur dann, wenn ein ins Land reisender Fremder einen derartigen Makhasni als Begleiter mitnimmt, übernimmt die marokkanische Regierung eine Garantie für das Leben und das Eigentum des Fremdlings, wenn auch diese Garantie in Geldwert übersetzt nur bis zur Höhe von 30 000 Mark üblich ist.

* * *

12. Februar.

Als die beiden von Fas nach der Küste gereisten Herren Löhr und Schultheis hören, daß ich nunmehr definitiv entschlossen sei, nach Fas zu reisen, erklären auch sie, sie gingen mit der Absicht um, demnächst wieder zurückzukehren. Indessen sind sie noch nicht entschlossen, wann sie reisen wollen. Wir verabreden aber, daß wir eventuell zusammenreisen wollen, natürlich ohne uns gegenseitig zu binden. Die Herren beabsichtigen allerdings für diesen Fall einen etwas anderen Weg einzuschlagen, als ich selbst. Sie wollen nämlich zunächst nach Arsila und El Araisch, also an der Küste entlang reiten und von dort aus erst den Weg nach El Ksar el Kebir nehmen, während ich beabsichtige, auf dem direkten Wege über die sogenannten Roten Berge (Akbat al Hamra) nach der schon erwähnten Stadt zu ziehen, deren Name bedeutet das „Große Schloß", die indessen mehr bekannt ist unter dem abgekürzten espaniolischen Namen Alkazar. Sollte ich mich nicht noch entschließen, ebenfalls die Reiseroute der beiden in Fas ansässigen Deutschen zu wählen, so könnten wir uns ja eventuell in El Ksar treffen.

* * *

13. Februar.

Heute erscheint eine Deputation des Pascha bei mir, bestehend aus zwei Schreibern und dem Makhasni, der mir von der Regierung gestellt wird als meine bewaffnete Reisebedeckung. Aus dem Vorhergesagten geht schon hervor, daß dieser gewissermaßen als eine wandelnde Lebensversicherungspolice anzusehen ist. Es ist so richtig charakteristisch dafür, daß Marokko ganz und gar nicht als ein Staat behandelt werden kann, mit dem ein europäischer Staat in der Lage ist, diplomatisch auf ungefähr gleichen Voraussetzungen zu verhandeln. Wenn beispielsweise ein Fremdling in Deutschland totgeschlagen werden würde, so ist dazu nicht eine besondere Kapitalanlage nötig, um das Recht zu erwerben, irgend welche gesetzlichen Ansprüche auf Bestrafung und Buße geltend zu machen, vielmehr garantieren das von vornherein die Gesetze des Landes. Hier in Marokko muß man aber den Schutz, den man auf Grund der Verträge seitens der Regierung ganz von selbst genießen sollte, auch noch teuer bezahlen. Der Makhasni wird nämlich nicht etwa von der Regierung für den Zweck der Reise besoldet, sondern muß von dem Reisenden selbst bezahlt werden. Dazu kommt, daß der Makhasni erfahrungsgemäß für den Reisenden eher ein Verkehrshindernis bildet, als eine nutzbringende Begleitung. Ich habe bisher noch keinen gesprochen, der in Marokko gereist ist, und der mit diesen Kerls keine Schererei gehabt hätte. Nicht allein daß der Makhasni im Ernstfalle mit seiner elenden Steinschloßflinte dem Reisenden keinerlei Schutz bieten kann und unterwegs in den Quartieren nach Möglichkeit die Bewohner auszusaugen bestrebt ist, so daß sie jedem europäischen Reisenden schon von vornherein deshalb mit Mißgunst und Mißtrauen begegnen: man muß dem Mann für diese Tätigkeit auch noch $1\frac{1}{4}$ Duro, also 6,25 Peseten pro Tag bezahlen, ein für marokkanische Verhältnisse außerordentlich hohes Honorar. Und zwar muß man ihm nicht etwa nur die Zeit bezahlen, in der man von ihm begleitet wird, sondern auch noch die Zeit, die er braucht, um allein nach Tanger zurückzukehren. Wenn die marokkanische Regierung an sich schon im Lande selbst nicht stark genug ist, um auf Grund ihrer Autorität den im Lande reisenden Europäern Sicherheit für Leben und Eigentum zu gewährleisten

und sich gezwungen sieht, die Reisenden besonders unter den Schutz eines Soldaten zu stellen, dann sollte von ihr zum mindesten verlangt werden, daß sie diesen Soldaten auch selbst bezahlt. Wenn jemand ein Jahr lang in Marokko reisen würde, so hätte er nach der neuerdings festgesetzten Taxe der Regierung nicht weniger als 2281,25 Peseten allein für den Schutzsoldaten auszugeben, und dabei verlangt der Kerl auch noch Trinkgelder — verlangt sie. Gibt man sie ihm nicht, dann fängt er an zu schikanieren. Es ist eben im Grunde genommen in Marokko nicht anders, als wie überall: der Gendarm regiert!

Herr Löhr sagte mir heute, er wisse es noch nicht bestimmt, wann er reisen wollte. Ich sagte ihm, ich beabsichtigte zuverlässig am 16. Februar abzureisen und bäte ihn, mich nur wissen zu lassen, ob er sich anschließen würde oder nicht. Er macht den Tag seiner Abreise von einigen Zufälligkeiten und vom guten Wetter abhängig. Da aber das Wetter bei einer solchen Reise für mich unmöglich eine Rolle spielen darf, so kann ich mit Bestimmtheit sagen: Ich reise am 16. und bestelle auch auf diesen Tag den Makhasni. Allerdings engagiere ich ihn vorläufig nur zur Reise bis nach El Ksar. Denn ich werde unter allen Umständen in El Ksar zwei bis drei Tage liegen bleiben, da sich erfahrungsgemäß in den ersten Marschtagen herausstellt, daß doch noch diese und jene Kleinigkeit an der Karawane nicht in Ordnung ist. Sollten in dieser Zeit, falls wir nicht zusammen abreisen, Herr Löhr und Herr Schultheis noch eintreffen, dann werden wir drei insgesamt nur noch einen Makhasni mitnehmen, und dann kann mein Makhasni von El Ksar aus direkt wieder nach Tanger zurückreiten. Es wird denn auch der übliche Lohn von 1¼ Duro, also 6,25 Peseten pro Tag ausdrücklich mit dem Makhasni vereinbart, und dieser verspricht, sich am 16. früh bereit zu halten. Bisher ist es Muhammed noch nicht gelungen, einen zweiten dienstbaren Geist aufzutreiben, was an sich doch für ihn keine Schwierigkeit sein kann. Es scheint mir, als will er mich zwingen, seinen Bruder mitzunehmen. Außerdem ist mir heute ein schwerwiegender Verdacht aufgestiegen. Ich habe nämlich für meine Pferde bereits eine außerordentlich hohe Summe für Hafer angelegt, und Muhammed verlangt heute von mir schon wieder

Geld, um Hafer einkaufen zu können. Daß der Hafer tatsächlich gekauft wurde und auch im Stalle stand, davon habe ich mich persönlich überzeugt. Als ich Muhammed über den Verbleib des Hafers zur Rede stelle, behauptet er zunächst, er hätte ihn verfüttert. Als ich ihm auf den Kopf zusage, daß das unmöglich sei, denn so viel Hafer könnten die beiden Pferde ja nicht vertilgen, ohne sich zu überfressen, meinte er, dann müßte wohl irgend ein fremder Pferdebesitzer in dem Mietstalle von dem Hafer gestohlen haben. Ich glaube aber vielmehr, daß Muhammed mit Hilfe seines Bruders den Hafer, der fehlt, an den Juden, von dem ich ihn beziehe, wieder zurückverkauft und das Geld in seine Tasche gesteckt hat. Um diese Möglichkeit abzuschneiden, dazu kommt mir ein Angebot des Postdirektors, Herrn Stöcker, sehr gelegen, der die Freundlichkeit hat, mir, als ich ihm mein Leid klage, die Mitbenutzung seines Stalles, der verschließbar ist, zur Verfügung zu stellen. Somit wandern denn die Tiere in den Stall des Herrn Stöcker, und der Stall wird sorgfältig abgeschlossen. Ich selbst aber werde die Fütterung der Tiere kontrollieren. Das ist das erste, woran man seine farbige Dienerschaft gewöhnen muß, daß sie Rechnung legt über jeden einzelnen Pfennig, den sie im Auftrage des Herrn ausgegeben hat, sonst denkt sie, er merkt es nicht, und die Betrügerei wird täglich größer. Das wäre ja nun fatal, wenn so kurz vor der Abreise mir noch passieren sollte, daß ich auch mit dem zweiten Muhammed ein ähnliches Unglück hätte, wie mit dem ersten!

* * *

14. Februar.

Das Resultat des heutigen Tages ist, daß ich nunmehr wieder ohne Diener bin, und zwar liegt der Grund der sofortigen Entlassung Muhammeds II. nicht etwa in der Tatsache, daß er über den Verbleib des überschüssigen Hafers keinen Aufschluß geben konnte, sondern zunächst einmal darin, daß er böswillig sich nicht um das Engagement eines Pferdeburschen kümmert, sondern mich in der Tat zwingen will, seinen Bruder zu engagieren. Dieser Bruder ist aber der beste Bruder auch nicht, und das Motiv für Muhammed, ihn mit auf die Reise zu nehmen, liegt

auch nicht in der Tatsache, daß er sein Bruder ist; denn er ist gar nicht sein Bruder. Wohl aber nennt er ihn, darüber zur Rede gestellt, seinen Freund, und die Freundschaft geht so weit, daß sie auf Grund eines bekannten Paragraphen des Strafgesetzbuches bei uns zu Hause mit Zuchthausstrafe belegt werden würde. Ich kann natürlich unmöglich dulden, daß mein Diener mich zwingen will, außer ihm noch seinen Freund mit auf die Reise ins Inland zu nehmen, und somit verabschiede ich denn Muhammed nach Kenntnisnahme dieser seiner durchschlagenden Charaktereigenschaft mit einem handgreiflichen Beweise meiner Schlagfertigkeit, und als der Geliebte gegen mich überdies noch frech werden will, bringe ich meine Fußsohle mit demjenigen Teile seines Körpers in Berührung, der zwar Muhammeds Herz in besondere Wallungen zu versetzen pflegt, dem aber eine derartig ungewohnte zarte Berührung auch nichts weiter schadet.





Unterwegs.

Fünftes Kapitel.

Im Sattel nach El Ksar el Kebir.



15. Februar.

Morgen geht nun die Abreise vor sich, und mir fehlt noch ein Maultier und die ganze Dienerschaft. Mit meinem Plan, mir den Dolmetscher für die Reise während meines Aufenthaltes in Tanger bereits einzuarbeiten, habe ich also vollständig Schiffbruch erlitten. Vielleicht ist es auch besser, die Reise gleich von vornherein mit uneingearbeiteten Leuten anzutreten. Denn ein guter häuslicher Diener ist noch lange kein guter Reisegefährte, und somit wage ich denn den Sprung ins Dunkle, indem ich mir nun, koste es, was es wolle, in letzter Stunde neue Leute engagiere und meine Experimente mit ihnen auf der Reise fortsetze. Zuerst hatte ich den Gedanken, mit meinen Dienerbedürfnissen eventuell zu partizipieren an der Dienerschaft der Herren Löhr und Schultheis. Ich muß sie heute sowieso nochmals interpellieren, ob sie an dem Plan festhalten, morgen zu reisen. Sie sind immer noch nicht entschieden und wollen nicht reisen,

wenn es regnen sollte. Die Mitbenutzung der beiden Leute, die sie von Fas mitgebracht haben, ist für meine Zwecke nicht sonderlich tunlich. Die Leute sind nur auf ihre Herren eingearbeitet, sie würden durch Übernahme der Arbeiten für einen Dritten nur in Verwirrung kommen. Außerdem reisen die beiden Herren mit einer Mietskarawane, deren Treiber sich natürlich um meine Tiere nicht kümmern würden. Auch meinen sie, ich würde wohl sowieso morgen nicht wegkommen, wenn ich heute noch ohne Leute sei. Nun, wenn man einen Tag gut ausnutzt, schafft man allerhand. Ich erinnere mich, daß der ebenfalls nach Tanger zurückgekehrte Instrukteur der Löweschen Waffenfabrik mir gelegentlich gesagt hat, er hätte auf einer Reise nach Fas als Dolmetscher einen in Tanger ansässigen Mann aus dem Ssuß, der südlichsten Provinz Marokkos, mitgenommen, der perfekt Deutsch gesprochen hätte. Ich gehe zu dem Instrukteur und lasse mir von ihm das Haus bezeichnen, wo er wohnen soll. Dann schicke ich hin und lasse anfragen, ob der Dolmetscher eventuell bereit sei, auch mich nach Fas zu begleiten. Es erscheint gegen Mittag ein Araber von direkt kaffeebrauner Hautfarbe, die sich wesentlich unterscheidet von dem helleren Typus der Leute von Tanger. Er ist für arabische Verhältnisse auffallend anständig gekleidet. Er besitzt eine silberne Uhr mit Kette und einen Spazierstock. Sein roter „Fez“ ist umwunden mit einem tunesischen Schal, und er selbst führt den Titel „Hadj“. Es ist das eine Art Adelstitel, und er darf geführt werden von denen, die nach Mekka gepilgert sind. Aber er besitzt außer seiner Eigenschaft als Hadj noch eine andere, vielleicht noch wertvollere Eigenschaft. Er ist nämlich Scherif und gehört damit auch zu der Klasse des marokkanischen Geburtsadels, der mit dem Beruf und sonstigen Stande nicht das Geringste zu tun hat. Auch ein Straßenkehrer kann in Marokko Scherif sein. Eine kurze Unterhaltung mit ihm lehrt mich, daß er zwar nicht derselbe Dolmetscher ist, der mit dem Instrukteur in Fas war, wohl aber ein Landsmann von ihm. Aber auch er spricht so gut Deutsch, daß eine Unterhaltung mit ihm ohne weiteres möglich ist, selbst eine Unterhaltung, die mit Begriffen arbeitet. Noch besser spricht er Englisch, und wo das Deutsch einmal nicht ausreicht, können wir uns auf Englisch

unterhalten. In der Tat für marokkanische Verhältnisse ein ganzer Ausnahmemensch! Sympathisch berührt mich bereits, daß er nicht Landsmann ist jener Fahaß-Leute, einer aus Arabern, Rif-berbern und Djebellas zusammengesetzten Mischrasse, die die Gegend von Tanger bewohnt. Die Leute aus dem Ssuß, die eine ziemlich starke Mischung von Negerblut besitzen dürften, halten



Bänkelsänger aus dem Ssuß.

sich sowieso für etwas Besseres, als die „Landbewohner" (Fahaß bedeutet schlechthin „das Land" im Gegensatz zur Stadt). Dazu kommt, daß das Ssuß eine völlig unabhängige Landschaft ist, die also nicht zum Blad el makhsen gehört. Es ist stets günstig, wenn man in einem derartigen Lande mit einer Dienerschaft reist, die anderen Stammes ist als die Menschen, mit denen man unterwegs zu tun bekommt. Seine Sprachkenntnisse aber besitzt Hadj Hussein ben Muhammed es Ssußi aus seiner Berufstätigkeit. Er ist nämlich — Akrobat. Als solcher gehört er einer Gesellschaft

von Ssuß-Männern an, die große Gastspiele in Europa zu absolvieren pflegen. Hadj Hussein ist bereits wiederholt aufgetreten in den ersten Variétés Deutschlands, Englands, Frankreichs und Österreich-Ungarns. Es ist die von mir selbst auch bereits früher in Europa gesehene Truppe, die unter dem nom


Buschma als Kunstschütze.

de guerre „Les Bédouines Arabes“ reist und durch ihre überaus gewandten Pyramiden- und Springerkunststücke stets den lebhaftesten Beifall des europäischen Variétépublikums zu entfesseln pflegt. Hadj Hussein ist der „starke Mann“, der auf seinen Schultern noch sechs weitere Menschen trägt, die in den merkwürdigsten Verschlingungen sich zu wechselnden Pyramiden gestalten. Hadj Hussein versichert mir, er ergreife die Gelegenheit mit Vergnügen, mich begleiten zu dürfen. Er sei im ganzen Lande

Marokko herumgekommen und spreche nicht weniger denn sechs marokkanische Dialekte. Nur sei er noch nicht nach Fas gekommen, und es sei stets der Wunsch seines Lebens gewesen, einmal in Fas in der Moschee des heiligen Mulei Idris zu beten. Daß er ein frommer Mann ist, bezeugt ja schon sein Titel Hadj. Während Hadj Hussein sonst in Europa monatlich 2—300 Mark Gage erhält, ist er einverstanden mit monatlich 25 Duros (das sind 125 Peseten oder 75 Mark), sowie freier Station. Er ist auch bereit, morgen früh mit mir zusammen los zu reisen, und wird noch den bei der Truppe beschäftigten Diener Buschma, auch einen Landsmann, mitbringen, der sich auf Karawanenreisen versteht und ein braver, ehrlicher Geselle sein soll, für den er jede Garantie übernehmen kann. Auch er ist ein kleiner Artist, und zwar Clown und Kunstschütze. Allerdings spricht er nur den Tetuan- und den Ssuß-Dialekt, und seine Kunststücke sind nur für marokkanische Gauklertruppen geeignet. Na, da hätte ich denn als wissenschaftlicher Reisender eine recht standesgemäße Reisebegleitung: als Dolmetscher und Diener einen pyramidalen „starken Mann" und als Pferdeburschen einen Clown! In der Tat, ganz freundliche Aussichten für unterwegs! Wenn es regnet, lasse ich mir von meinen Dienern Tingel-Tangel vorspielen, und wenn uns unterwegs das Geld ausgehen sollte oder wir ausgeraubt werden sollten, dann veranstalten wir bei den Kabylen regelrechte Vorstellung und gehen sammeln. Hadj Hussein übernimmt es auch, noch einen Maultiertreiber nebst Maultier anzuheuern, zunächst für die Reise bis El Ksar el Kebir, bis wohin auch der zu morgen früh bestellte Makhasni verpflichtet worden ist. Dort wollen wir ja einige Tage bleiben. Da aber für beide Tageslöhnung Sitte ist, so ersparen wir dadurch für einige Tage Lohn und werden hoffentlich in El Ksar entweder noch ein Tragtier kaufen oder aber jedenfalls doch eins mieten können. Denn dann sind wir ja auf der stark begangenen Karawanenstraße El Araisch—Fas. Der Rest des Tages geht, nachdem nun einmal der Abmarsch für morgen gesichert ist, damit hin, die noch notwendigen Einkäufe zu besorgen. Insonderheit müssen wir uns bis El Ksar el Kebir mit ausreichendem Pferdefutter versehen. Die marokkanischen Pferde fressen nicht Hafer, sondern Gerste. Diese aber

unterwegs, außer an den Märkten, zu kaufen, soll, wie man mir sagt, sehr schwierig sein. Am Abend vereinigt uns noch eine fröhliche Tafelrunde. Dann wandert der auf mich entfallende Teil unseres Tafelgeschirres in die dafür bestimmte Kiste. Das Zelt, die Koffer usw. sind gepackt. Morgen früh um 7 Uhr wird gesattelt und dann — auf nach Fas!

* * *

16. Februar.

Pünktlich um 7 Uhr ist der Makhasni angetreten. Sein erster Wunsch ist Vorschuß. Auch Hadj Hussein hat um Vorschuß gebeten, und zwar hat er von mir im Vertrauen auf sein ehrliches Gesicht einen vollen Monat voraus bezahlt bekommen. Er wird das Geld seiner Frau geben, die, wie ich eben erst zu meiner Überraschung erfahre, eine Deutsch-Ungarin und zum muhammedanischen Glauben übergetreten ist. Hadj Hussein hat auch drei schwarzlockige Kinder, die nach Brot schreien. Somit bekommt er seinen Vorschuß. Der Makhasni hat sich von dem Gelde, das er voraus bekommen hat, ebenfalls mit Pferdefutter und Brot versehen. Auch Hadj Hussein kauft für unsere Zwecke noch einen ganzen Korb von den flachen runden, marokkanischen Broten ein, die von nun an den Hauptbestandteil unserer Nahrung unterwegs bilden werden. Mit dem Maultiertreiber gibt es zunächst noch einen kleinen Tanz. Auch er will Vorschuß haben. Da er aber ein Spitzbubengesicht hat, so trauen wir ihm nicht über den ersten Tag hinaus. Das Geld reicht auch hin, um sich mit Proviant zu versehen. Er bekommt pro Tag 1,25 Duro und muß dafür sich selbst und seinen Esel beköstigen. Er verlangte anfangs natürlich viel mehr. Aber da wird kurzer Prozeß gemacht. Sein Maulesel wird, ehe er sich dessen versieht, von Hadj Hussein und Buschma, meinem vollbärtigen Kunstschützen, mit den schwersten Kisten und Koffern bepackt, und als der Eseltreiber angesichts dieser Brutalisierung seines Maultieres bitterlich zu wehklagen anfängt, wird ihm erklärt, wir würden die Eselslast nur dann leichter machen, wenn er auch mit dem Preis herunterginge. Da es ihm an sich mit seiner ursprünglichen Forderung nicht ernst war, und er nur unsere Notlage ausnutzen wollte, um einen

höheren Preis zu erzielen, so ging er denn auch alsbald auf den ortsüblichen, an sich schon hohen Preis von 1,25 Duro herunter, und nun konnte es losgehen. Einige Schwierigkeiten macht die Bepackung des biederen „Bu Hamara“, der nun erstmalig seine Künste als Lasttier vorführen soll. Er stellt sich zunächst dabei sehr ungeschickt an, und als wir ihm den Packsattel, der übrigens nur eine halbe Last trägt, auflegen, spielt er zunächst Komödie



Der Makhasni.

und tut so, als ob er die Last nicht schleppen könnte. Er stellt sich breitbeinig hin und knickt dann mit allen Vieren ein, so daß er schließlich am Boden liegt wie ein Kamel, das bepackt werden soll. Da ist es nun der Makhasni mit seiner Erfahrung, der Rat weiß. Er pickt dem biederen „Bu Hamara“ mit seinem spitzen Sporn, den er am rechten Hacken sitzen hat, ein wenig unter die Weichteile, und da plötzlich besinnt sich „Bu Hamara“, daß er doch ein stolzes, starkes Berberroß ist, von dem es gar keinen guten Eindruck macht, wenn es von vornherein schlapp wird.

Er gibt also seine Mucken auf und hält später ganz schön still, als wir ihn erneut bepacken. Und als Hadj Hussein sich mit echter Artistengrazie sogar noch zur Probe oben auf den Sattel hinauf schwingt, wird „Bu Hamara“ wieder ganz stolz, daß er doch noch geritten werden soll, und tanzt vergnügt mit nach hinten gelegten Ohren auf dem Pflaster herum. Auch mein Sattel wird gehörig montiert. Vorn rechts hängt die Revolvertasche, ein Faschinenmesser und die mit kaltem Kaffee gefüllte spanische Lederflasche. Links vorn am Sattel hängt im Lederetui der photographische Apparat, links hinten die kleine Kartentasche mit Notizbüchern, deren Papier karriert ist, und die gebraucht werden zur Aufnahme des Itinerars. Ferner befinden sich in der Tasche Bleistifte, eine kleine Hand-Bussole zum Anstellen von Peilungen und ein sauberes Taschentuch. Hinten rechts herunter hängt eine kleine Ledertasche mit Filmrollen für den Apparat, und am Sattel quer über dem Pferderücken hinweg liegt die gerollte Gummipelerine. Die Füße stecken in hochschäftigen Reitstiefeln. Dann kommt die lederbesetzte Reithose, darüber ein hochgeschlossenes Jackett. Um die Taille wird ein Riemen geschnallt, der gleichzeitig als Gürtel dient, sowie als Reservebandage für den Fall, daß irgend ein Riemen am Sattel oder sonstwo reißen sollte. Auf der bloßen Haut trage ich ein Wollhemd und auf dem Kopfe einen breitkrempigen, dicken, grauen Filzhut. Es dauert immerhin einige Stunden, bis die Karawane erstmalig feldmarschmäßig gepackt ist. Damit habe ich schon gerechnet. Es ist auch meine Absicht, heute am ersten Tage nur einen verhältnismäßig kurzen Marsch zu machen. Unterwegs stellt sich doch noch heraus, daß das Gepäck auf den Packsätteln nicht richtig austariert ist, oder daß noch dieses oder jenes notwendig ist. Gegen 10 Uhr aber sind wir reisefertig. Sievers und der Baron sind schon etwas vorausgewandert und werden sich außerhalb Tangers definitiv verabschieden. Dann setzt sich die Karawane in Bewegung, voran der Makhasni, der seine Steinschloßflinte quer über den Sattel gelegt hat, als Vorreiter. Dann komme ich, dann Hadj Hussein auf dem „Bu Hamara“, zuletzt der Eselstreiber mit dem Maulesel, und Buschma flankiert das Ganze. Meine Ausrüstung habe ich auf das überhaupt mögliche Mindestmaß beschränkt. Aber ich

finde, daß alles gut untergebracht ist. Somit reiten wir zunächst nach dem Soco grande, wo die Leute, denen ich nun mit der Zeit schon ganz bekannt geworden bin, stehen bleiben und sich gegenseitig die Mitteilung machen, wir ritten nach Fas. Dann geht es den Hügel hinauf zu jenem Sandwege, den wir entlang galoppiert waren, als wir hinauszogen ins Feld, um uns an den Kämpfen bei Tanger zu beteiligen. Aber jetzt werden wir



Hadj Hussein und Buschma auf dem Marsche.

nicht mehr galoppieren. Denn Schritt ist die Gangart, mit der wir am schnellsten vorwärtskommen werden. Die Angehörigen von Hadj Hussein, der ebenfalls auf jener Düne sein Häuschen hat, stehen am Wege und winken uns Abschied zu. Selbst Muhammed I. läßt es sich nicht nehmen, mir im Vorbeigehen mit dem wehmütigsten Lächeln von der Welt gute Reise zu wünschen — nun trinkt er keinen Rotwein mehr! Unterwegs begegnen wir auch noch einigen Bekannten, die einen letzten Händedruck erhalten.

Und draußen vor der Stadt warten Sievers und der Baron, um sich von dem bisherigen Hausgenossen endgültig zu verabschieden. Nachdem auch dieser stimmungsvolle Moment glücklich überwunden ist, reiten wir allein weiter, zunächst eine zeitlang schweigsam und in dem Bewußtsein, einem unbekannten Etwas entgegenzugehen. Seitdem die Europäer von ihren Gesandtschaften aus Fas nach der Küste zurückberufen sind, bin ich wieder der erste Europäer, der die Reise ins Inland unternimmt.

* * *

Schweigend mochten wir etwa eine halbe Stunde lang geritten sein, da werden wir aus unseren Träumen aufgeweckt durch die Klänge von Pfeifen und Blasinstrumenten, und als wir um eine Biegung herumkommen, sehen wir einen Trupp festlich geschmückter Menschen auf uns zukommen. Es ist ein Hochzeitszug — eine glückliche Vorbedeutung! Wenn ich auch nicht abergläubisch bin, so heitert doch der Gedanke, daß andere Menschen aus solchen Vorkommnissen freundliche Schlüsse für die Zukunft ziehen, etwas auf, und ich möchte fast die Behauptung aufstellen, je mehr man in der Unwirtlichkeit reist, und je mehr man abhängig ist von Zufälligkeiten, die sich nicht logisch erfassen lassen, um so mehr klammert man sich mit seinen Stimmungen selbst an Zufälligkeiten und läßt Vorzeichen und Wunder gelegentlich gelten, wenn sie dazu geeignet sind, die gute Stimmung zu befördern. Auch meinen Marokkanern passiert gleich ein gutes Vorzeichen. Sie haben es sich schon nicht nehmen lassen, in Tanger beim Abmarsch die Gnade Allahs und den Segen des Begründers und Schutzheiligen von Tanger zu erflehen. Nun es geschieht überdies, daß ihnen der Nachkomme jenes Schutzheiligen in eigener Person begegnet, gleich nachdem wir den Hochzeitszug passiert haben. Es ist das ein komisches, altes Männlein, dessen Tätigkeit darin besteht, mit grüner Djellaba angetan, auf einem Eselchen reitend und in der Hand einen Dreizack haltend, die Straßen und die Umgegend von Tanger unsicher zu machen, um sich von den Frommen, die ihm begegnen, den Zipfel des Gewandes küssen zu lassen, von ihnen Geschenke zu empfangen und ihnen dafür seinen Segen zu erteilen. Er ist eine der typischen Figuren, die in

Tanger jedes Kind kennt, und wenn ihn auch mancher aufgeklärte Muhammedaner vielleicht zu gewöhnlichen Gelegenheiten nicht als voll ansieht, so tut er es doch, wenn er eine solche Reise antritt, die für einen Marokkaner stets einer großen Unternehmung gleichkommt. So steigt denn auch Hadj Hussein herunter vom Pferd und holt sich, gleich Buschma und dem Eselstreiber, von ihm einen Reisesegen, der mit einigen Flusch, jenen nur einseitig geprägten marokkanischen Kupfermünzen alter Währung, belohnt wird. Für mich ist eine Bauernfamilie etwas interessanter, die auf mehreren vollbeladenen Eseln frisch gepflückte Apfelsinen nach Tanger zum Markte bringt. Wir erstehen für billiges Geld die herrlichen reifen Früchte und löschen damit den Durst, den die warme Mittagssonne auf unserem Gaumen entstehen läßt. Gegen Mittag kommen wir in die Gegenden, die noch kürzlich im Aufstand gegen den Pascha von Tanger gestanden haben. Indessen führt die Karawanenstraße selten durch Dörfer. Sie läuft meist in einiger Entfernung an ihnen vorbei. Die meisten Dörfer bestehen hier aus Steinhäusern mit Strohdachung, was im allgemeinen als ein Zeichen dafür gilt, daß die Bewohner Berber sind. Indessen muß man in solchen Bestimmungen außerordentlich vorsichtig sein, weil gerade hier im Norden eine so mannigfache Rassenmischung stattgefunden hat, so daß Trugschlüsse leicht sind. Man vergegenwärtige sich nur einmal ganz oberflächlich die hauptsächlichsten Völkerwellen, die diese Nordküste Afrikas überflutet haben. Wir wollen schweigen von den Zeiten, die vor der eigentlichen historischen Zeit liegen. Sicher aber ist, daß schon die alten Phönizier hier im Lande der Hesperiden sich an den goldenen Äpfeln labten, die wir soeben erworben haben, und für deren spätere Verpflanzung nach Griechenland die Kraft eines Herkules nötig war. Wir wollen uns eben nur dessen erinnern, daß hier das Land ist, wo nach den Vorstellungen der vorklassischen hellenischen Zeit der personifizierte Atlas den Himmel auf den Schultern trug, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn die Tatsache, daß selbiger Herkules der Sage nach den alten Riesen Atlas eine zeitlang in seiner löblichen Tätigkeit vertreten hat, darauf hindeutet, daß auch schon die alten Hellenen in jener Zeit, aus der die Herkulessage stammt, nähere Bekannt-

schaft geschlossen haben mit dem Lande, das als Sitz des Atlas angenommen wurde. Sollte die rationalistische Erklärungsweise richtig sein, daß man den alten Himmelsträger ohne weiteres identifizieren könnte mit dem personifizierten Atlasgebirge, so ließe sich daraus mindestens schon schließen, daß die Hellenen lange vor den Römern bis zu jenem Gebirge vorgedrungen sind, das bekanntlich manche Landreise von der Küste entfernt liegt, so daß



Ein Heiligengrab am Wege.

man also mit der Erklärung, auch die Atlassage sei eine reine Schiffersage, wohl nicht der Sache auf den Grund kommt. Nach den Griechen kamen dann die Karthager, die ihren Ursprung von den Phöniziern herleiten. Dann kamen die Römer, die aus Mauretanien eine blühende Provinz machten. Reste aus der Römerzeit finden sich bis hoch hinauf auf die Höhen des Atlas. Dann kamen die Vandalen, also germanische Einflüsse, dann die Araber, die sich mit allen jenen zurückgebliebenen Völkerresten mischten und mit den neu aufgenommenen spanischen und por-

tugiesischen Elementen einen neuen Sammeltypus der Mauren schufen. Es ist außerordentlich schwer und würde noch sehr eingehender ethnologischer Detailarbeit bedürfen, festzustellen, in welcher Reihenfolge und in welcher Weise diese Völkermischungen stattgefunden haben. Sicher erscheint nur das eine, daß auch der Name „Berber" bereits eine starke Mischung einschließt, und daß man jedenfalls nicht in der Lage ist, die Berber selbst da, wo sie sich angeblich rein und unabhängig seit Jahrhunderten erhalten haben, als Reste der marokkanischen Urbevölkerung zu bezeichnen. Ganz und gar außer acht gelassen sind bei dieser Aufzählung die Völkerwellen, die aus dem Innern Afrikas heraus sich über dieses nördlichste Vorgebirge des großen Kontinents ergossen haben. Es steht aber fest, daß namentlich in den südlicheren Provinzen sehr eingehende hamitische Mischungen stattgefunden haben. Und heute noch findet andauernd eine Mischung statt mit denjenigen Stämmen, die im Sudan ihren Ursprung haben. Die ausgebildete Sklavenwirtschaft, die mehr oder weniger öffentlich selbst gegenwärtig noch im Innern Marokkos gehandhabt wird, trägt diese Mischung auch heute erneut bis hinauf in die herrschenden Familien. Man kann sagen, die ganze marokkanische Bevölkerung, insonderheit die herrschende Araberbevölkerung, trägt eine sehr bedeutende Beimischung von Negerblut in sich, und ich bin nach alledem der Ansicht, daß die jetzt noch landesüblichen Unterschiede in Araber, Berber, Neger und deren Spezialisierungen sich nur auf die uns näherliegende Vergangenheit beziehen, daß man aber aus ihr keinesfalls ohne weiteres Rückschlüsse ziehen darf auf Zeiten, die womöglich Jahrtausende zurückliegen. Die Spuren der Abstammungen lassen sich natürlich feststellen, aber viel mehr auch nicht. Für die Bevölkerung Marokkos interessant ist auch das eine, das sich mit ziemlicher Bestimmtheit sagen läßt, daß die in Marokko wohnenden Juden sich verhältnismäßig rein erhalten haben. Ich wüßte nicht, daß mir je eine Verbindung zwischen einem Marokkaner und einem Juden bekannt geworden wäre. Unbedingt ist die ethnologische Erforschung dieser Gebiete bis zum heutigen Tage noch ein dankbares Feld. Sie erfordert aber ein tiefes Eingehen und namentlich sehr umfangreiche geschichtliche und sprachvergleichende Studien, die nur dem möglich sind, der sowohl das

klassische Arabisch, wie das in Marokko gesprochene Vulgar-Arabisch und außerdem die zahlreichen marokkanischen Dialekte beherrscht. Die in Marokko lebenden Sprachen lassen sich oberflächlich in drei Gruppen sondern, nämlich das schon oben erwähnte vulgäre Moghreb-Arabisch, das Schlöh und den Ssußdialekt. Erleichtert würde die Arbeit dadurch werden, daß die Marokkaner an landsmannschaftlichen Überlieferungen ziemlich festhalten und sich schon im Namen nach Herkunft, Abstammung usw. klassifi-



Typen von Männern aus dem Fahaß.

zieren. Doch muß man auch darin Vorsicht walten lassen und darf sich vor allen Dingen auf keinerlei geschichtliche Erörterungen mit Marokkanern einlassen, die Zeiten behandeln, die über ein bis zwei Menschenalter zurückliegen. Selbst mit sogenannten gelehrten Arabern würde man da auf bedenkliche Irrwege geraten, wenn man nicht scharfe Kritik walten ließe. Erschwert wird die ethnologische Erforschung der gegenwärtigen Bewohnerschaft des Moghreb el Aksa noch dadurch, daß namentlich seit der französischen Invasion in Nordafrika zahlreiche Familien aus den jetzigen französischen Kolonien ausgewandert sind nach Marokko. Sie haben zwar ihre Sprache und ihre Traditionen mitgebracht. Aber wie es so geht bei Völkern, die in der Mehrzahl Analphabeten

sind: die Traditionen werden bald Sage. Es treten dann rationalistische Erklärungsversuche auf, die gewöhnlich falsch sind, und selbst von dem alten Dialekt bleibt in der neuen Umgebung nicht viel mehr übrig, als auch nur einige Provinzialismen und Erinnerungen.

Die Stämme, die sich heute noch als Berber bezeichnen, gelten, gleichviel ob sie arabisiert sind oder sich verhältnismäßig frei vom arabischen Einfluß erhalten haben, als die besten Landwirte Marokkos. So gelten auch die Kabylen in der Umgebung von Tanger als gute Landwirte, obgleich der Boden des Fahaß nicht der beste ist, den Marokko aufweist. Was die Grundbesitzverhältnisse anlangt, so sagt mir Hadj Hussein, daß hier in diesem Teile des Blad el Makhsen das Land nicht den einzelnen Kabylen gehört, wie z. B. in den Berberbezirken und in einem großen Teile der fruchtbaren Ssebu-Ebene, sondern daß es sozusagen Kroneigentum ist, das an die Kabylen gewissermaßen in Erbpacht gegeben wurde in der Weise, daß die Leute die Hälfte des Ertrages an den Sultan abliefern müssen. Das Kapitel Grundeigentum ist jedenfalls auch eins der schwierigsten, die es in Marokko gibt. Die Dinge sollen je nach den Gegenden grundsätzlich verschieden liegen. Eine andere Art von Lehnspacht wieder ist es, auf Grund deren die Makhasni, das heißt die Stämme, die direkt zum Dienst als Leibwache des Sultans und als Gendarmerie verpflichtet werden, angesiedelt sind, so z. B. die Kabylen Scherarda, El Udaia, Scheraga usw. Diese dürfen die Erträge des ihnen zugeteilten Landes für sich selbst behalten eben gegen die Verpflichtung zum ständigen persönlichen Dienste. Mein Makhasni ist ein Angehöriger des Stammes El Udaia, durch dessen Gebiet wir auf dem Wege nach Fas kommen werden. Andere Kabylen wieder leisten an den Sultan eine Art Matrikularabgabe, das heißt der Pascha oder das Haupt der Kabyle zieht für seine Rechnung die Steuern von seinen Untergebenen ein und läßt daraus an den Sultan Stammesabgaben ergehen. In wieder anderen Bezirken werden die Steuern direkt von den einzelnen Personen erhoben, und das Land ist Privatbesitz des einzelnen. Alle diese Dinge sind noch unerforscht. Solange man aber darüber nicht genügend Bescheid weiß, ist es ein geradezu unsinniges Vorgehen, wenn seitens der französi-

schen Diplomatie dem Sultan zugemutet wird, die Einführung eines einheitlichen Besteuerungsverfahrens in Marokko in die Wege zu leiten. Ein solcher Rat bedeutet dasselbe, wie wenn man jemand vorschlägt, sich die Nägel zu beschneiden, am linken Daumen anzufangen und, um die Sache kurz zu machen, mit dem Daumennagel gleich die vier anderen Finger auf einen Schnitt mit wegzuschneiden. In solche inneren Verwaltungsangelegenheiten sollten sich die Europäer nicht eher einmischen, als bis sie genügend von der Eigenart des Landes kennen, um derartige Experimente zu wagen. Und selbst dann sollten sie auch nicht die Art der Ausführung vorschreiben, sonst ist der Erfolg, wie in diesem Falle, der umgekehrte. Anstatt der vielleicht in ganz menschenfreundlicher Absicht bezweckten Aufhebung der tatsächlichen Mißwirtschaft bei der Steuereinziehung, für die aber nur die allgemeine Korruption verantwortlich ist, werden die verschiedenartigsten Rechte über einen Kamm geschoren, und das Ergebnis ist — die Revolution.

* *
*

Unterwegs haben wir zahlreiche Flüsse zu passieren. Auf der ganzen Reise bis nach Fas gibt es nur eine einzige Brücke, und zwar etwa eine Tagesreise vor Fas über den Mekkes. Sonst muß man, um über die Flüsse hinüber zu gelangen, hindurchwaten oder reiten. Da das Land vollständig waldlos ist, so kommt es vor, wenn Regenwetter eintritt, daß nicht nur die Wege überaus schlüpfrig und schwer zu passieren sind, sondern auch die Flüsse derartig angeschwollen sind, daß man nicht mehr hinüber kann. Einer Gesandtschaftsreise passierte es einmal, daß sie auf dieser Strecke vom Regen überrascht wurde, und daß plötzlich die Flüsse derartig anschwollen, daß sie weder vorwärts, noch auch über die schon passierten, mittlerweile aber ebenfalls hoch angeschwollenen Flüsse nach rückwärts konnte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als Zelte aufzuschlagen und abzuwarten, bis der Regen aufhören und das Wasser sich verlaufen würde. Wir haben Glück, denn es herrscht das schönste Wetter. Nachdem wir bereits eine Anzahl unbedeutender kleiner Gräben und Bäche überschritten haben, die samt und sonders zum Atlantischen Ozean fließen, kommen wir gegen ³/₄3 Uhr erstmalig an ein Wasser, das man schon als ein

Flüßchen bezeichnen könnte, den Uad M'harhar, ein kleines Küstenwasser, das sich alsbald ins Meer ergießt. Jenseits des Flusses, in einer Strohhütte, hat sich ein marokkanischer Kaffeeschank etabliert. Man erhält hier ein Täßchen schwarzen Mokkaextrakt, der widerlich gezuckert und außerdem noch mit einem Zimmetzusatz versehen ist. Bereits vorher haben wir eine kleine Kubba passiert, in deren Nische ein marokkanischer Kupfer- und Grob-



Hufschmied in der Nische einer Kubba.

schmied seine Werkstätte unterhält. Er wird vermutlich von den Karawaniers gelegentlich in Nahrung gesetzt, die hier die Hufeisen ihrer Tiere nachsehen lassen. Gleich hinter dem Flusse an halber Bergeshöhe liegt ein Dorf (marokkanisch Duar) Ssegedla mit einem Asib des Scherif Ssidi Hadj Abd es Ssalem Uasani. Es ist eine Meierei der Familie der Schürfa von Uasan, die unter den vornehmsten Fürstengeschlechtern des Landes rangieren und als Erbfeinde der gegenwärtig herrschenden Tafilalet-Dynastie gelten. Diese Tatsache haben sich die Franzosen zunutze gemacht,

indem sie die Schürfa von Uasan mit ziemlich erklecklichen Jahrespensionen unterstützen, um in ihnen ein Gegengewicht zu besitzen, das gelegentlich einmal gegenüber der Autorität des Sultans in die Wagschale geworfen werden kann. Der Wohnsitz der Schürfa, und zwar der beiden Häupter der angesehensten Linie, ist Tanger, wo sie auf dem Merschan ein Haus besitzen, das im Rufe steht, gelegentlich als Zufluchtsstätte für allerhand politische Konspirationen zu dienen.

Ich habe die Absicht, an diesem ersten Reisetag nur bis zu einem kleinen Gebirge zu gelangen, das ich schon früher erwähnt



Ein Unfall an den roten Bergen.

habe als Grund dafür, daß die Kamelskarawanen nur ungern den Weg über dieses Gebirge nach Tanger wählen und statt dessen den nach El Araisch vorziehen. Das Gebirge heißt El Akbat el Hamra, der rote Aufstieg. Nachdem wir noch ein kleines Flüßchen in der Nähe des Duar Madiar passiert haben, das mir Hadj Hussein als den Uad Madiar bezeichnet, beginnen wir gegen ¹/₂4 Uhr den Aufstieg auf den roten Berg, der deshalb diesen Namen führt, weil der Kalkstein, aus dem er besteht, von Eisenoxyd rot gefärbt ist. Der Küstenstrich, den wir bisher durchritten haben, ist mit fruchtbarem Schwemmland ausgefüllt, auf

dem eine ziemlich dicke, bisweilen fußhohe Humusschicht lagert. Die organischen Stoffe, die zur Bildung dieser Schicht beigetragen haben, sind in der Hauptsache in dem üblichen Grasüberzug zu suchen, der überall da, wo feuchte Landstrecken brach liegen, wuchert. Von Bäumen ist das Land bis auf einige wenige Exemplare vollständig beraubt. Nur hin und wieder sieht man vereinzelte Laubträger, gelegentlich einmal eine Korkeiche, auch hier und da Pinien, doch stets nur in kleinen Hainen oder, wenn einmal einzeln, in verkümmerten Exemplaren. Dagegen sind die Felder häufig eingesäumt von Hecken wilder Opunzien und Agaven. Die Waldlosigkeit gibt das Land völlig der Gunst oder der Ungunst der Witterung preis, und eine Regulierung der Niederschlagsgewässer findet zum Schaden des Ackerbaues nicht statt. Künstliche Wasserregulierung ist den Vorvätern der Araber zwar nichts Neues gewesen. Aber diese Generation zehrt von den weisen Lehren der Vorväter allenfalls nur noch in der Theorie, und vielleicht auch das nicht einmal. Zumal der Bauer gibt sich ganz und gar der gnädigen Hand Allahs anheim, der überall da sorgen soll, wo der fatalistische Muhammedaner mit seiner Kunst oder seiner Arbeitslust zu Ende ist. Wenn einmal lange Zeit kein Regen herrscht, dann ist das Unglück da, und dabei ist diese Gegend hier noch verhältnismäßig wasserreich, wie sich an zahlreichen Brunnen und Quellen, die wir am Wege treffen, erkennen läßt. Der Boden selbst, auf dem wir wandern, ist tonig-mergeliger Kalk. Von Weg ist natürlich keine Rede. Vielmehr folgt die Karawane im Gänsemarsch dem ausgetretenen Pfade, den die Karawanen vor uns geschaffen haben. Gegen 1/24 Uhr beginnt der Aufstieg auf die Hügelkette — denn etwas anderes ist das Gebirge nicht. Aber der Weg ist schlecht, steil und mit Geröll bedeckt. Hier passiert denn auch der erste Unfall. Am Abhang des roten Aufstieges entspringt in halber Höhe eine Quelle, die in Stein gefaßt, von einem einzelnen Baum beschattet und natürlich irgend einem der zahlreichen Heiligen geweiht ist. Das kleine Bächlein, das den Abfluß dieser Quelle darstellt, läuft quer über den Weg hinweg, und es will das Unglück, daß mein braver „Bu Hamara", der bis dahin unter seiner Last ganz tapfer zugeschritten ist, beim Überschreiten dieses wenig über einen Fuß

breiten, fast stagnierenden Bächleins das jenseitige Ufer verfehlt und mit beiden Hinterbeinen gleichzeitig einsinkt, und zwar gleich bis an den Bauch. Das Wasser hat den Tonboden vollständig aufgeweicht, während die Sonne mit ihren sengenden Strahlen die Oberfläche steinhart ausgetrocknet hat, so daß diese wie die Eiskanten vom Ufer her über das Wasser hinweg ragt und von dem Lauf des Baches nicht mehr als eben etwa einen Fuß breit offen läßt, während der aufgeweichte, schlammige Boden unter der harten, ausgetrockneten Kruste wesentlich breiter ist. Es hielt denn auch schwer, das Tier wieder aus seiner Lage zu befreien. Es mußte zunächst abgeladen werden. Ohne Hilfe wieder hoch zu kommen, gelang ihm nicht, da es mit den Hinterhänden keinen festen Boden fassen konnte. Somit mußten denn der Makhasni und Buschma den armen Gaul am Schwanze packen und ihn direkt an diesem seinen Körperteil in die Höhe ziehen, bis es gelang, wenigstens eins der Hinterbeine mit dem Knie auf das harte Erdreich zu legen. Dann konnte „Bu Hamara“ sich weiter helfen und bedankte sich für die Bemühung um ihn zunächst damit, daß er mit seinem vollständig mit Lehm und Tonschlamm bedeckten Schweif eine schlenkernde Bewegung ausführte und uns nun ebenfalls teilnehmen ließ an den Freuden des Lehmschlammes, die wir so oft im Alter bis zu fünf Jahren am Dorfteiche ausgekostet hatten — seitdem freilich nicht wieder. Dann aber wurde er zunächst einmal zur Quelle geführt und mit den Hinterbeinen hineingestellt, während Buschma ihn andauernd mit Wasser und Stroh bearbeitete, bis der Ton einigermaßen heruntergewaschen war. Mit einem Aufenthalt von gut einer halben Stunde konnte es dann weitergehen. Bald hatten wir die Höhe des Berges erreicht, der ein Sporn des Djebel Beni Mssauar ist. Die Scholle ist mit leichter Neigung nach SSO aufgerichtet, wohin auch ihr Steilabfall weist. Von der Höhe des Berges aus gewinnt man nach Westen hin letztmalig den Blick über die See. Südwestlich von uns liegt Arsila, eine kleine, unbedeutende Hafenstadt zwischen Tanger und El Araisch, und dahinter breitet sich der Atlantische Ozean, während zwischen uns und Arsila noch zwei Lagunen sich ausbreiten. Auf der Höhe des Bergrückens sehen wir zu unserer Linken altes Gemäuer, das den Namen führt Dar el Klau,

und dessen Höhlen als Grabstätten benutzt werden. Es erfolgt nun ein überaus steiler Abstieg, der erheblich schroffer ist, als der Aufstieg, und der durch ein ganzes Meer von Steinen und Geröll hindurchführt. Wir passieren eine Sultanswache, die am Wege ihr Zelt aufgeschlagen hat, um hier Vorposten zu stehen zur Sicherung des Weges. Es sind Leute aus dem Nsala el Gharbia. Unter Nsala versteht man einen Ort, dessen Bewohner verpflichtet sind, den Durchreisenden auf Verlangen Schutzwachen während der Nacht zu stellen. Wir steigen bald hinunter zu dem Nsala,



Zelt aus Ziegenhaar-Gewebe.

das die nördliche Grenze des Plateau El Gharb bildet. Am Wege beobachten wir eine Anzahl von Steinpyramiden, die uns handgreiflich an die Unsicherheit erinnert, die hier herrscht. Es sind Denkmäler für Reisende, die hier von Wegelagerern erschlagen und beraubt wurden. Bald sind wir unten im Tale, in dem ebenfalls ein kleines Bächlein sprudelt, und nach wenigen Minuten am Ziele des heutigen Tages, dem Nsala el Gharbia, wo wir erstmalig unser Zelt aufschlagen werden. Das Dorf liegt auf einer kleinen Anhöhe. Es besteht aus breiten, niedrigen, braunen Zelten. Diese sind aus Ziegenhaaren gewebt und bilden eigentlich nur ein stumpfwinkliges Dach. Die niedrigen Seitenwände sind hergestellt aus gleich langen aneinander geschichteten und gebundenen Schilfrohrstäben. Umgeben ist jedes Zelt von einer toten Hecke aus Dornen-

reisig. Als Eingang bleibt nur ein Loch offen, das bei Nacht mittels einer Holzgabel mit Dornengestrüpp zugestopft wird. Die Zelte, etwa 20 an der Zahl, liegen um einen erhöhten kreisrunden Platz herum, der ebenfalls von einem fast mannshohen Dornenwall umgeben ist. Der Platz ist vollständig bedeckt mit Mist von Kühen, Schafen und Maultieren. Ich beabsichtige, außerhalb des Dorfes auf einem grünen Rasen mein Zelt aufzuschlagen. Aber das geht nicht. Denn nur wenn das Zelt innerhalb des Dornenwalls aufgeschlagen wird — des dafür bestimmten Platzes —, sind die Dorfbewohner verpflichtet, die üblichen Nachtwachen zu stellen. Auf diese aber wollen wir wegen der Unsicherheit nicht verzichten, schon um unserer Tiere willen. Denn diese sind für die Marokkaner beliebte Gegenstände, um daran ihre Kunst im Stehlen zu erproben. Es bleibt also nichts anderes übrig, als inmitten des Platzes einen kreisrunden Fleck schön vom Unrat säubern zu lassen, um darauf das Zelt aufzuschlagen. Bald merke ich, daß ich liebenswürdige Gesellschaft bekomme in Gestalt von zahlreichen Ameisen, Mistkäfern, Skorpionen, Erdflöhen, Wanzen und anderen lieblichen kleinen Tierchen, mit denen ich versuchen muß, nach Möglichkeit auf einen modus vivendi zu kommen. Zu meinem Entsetzen bemerke ich, daß unter meinen Ausrüstungsgegenständen Insektenpulver fehlt. Aber auch wenn ich es gehabt hätte, hätte es mir wahrscheinlich wenig genützt und hätte nicht lange gereicht. Denn ich hätte, um unbehelligt zu bleiben, mich selbst geradezu mit Insektenpulver einreiben müssen. Somit ist es schon ganz gut, ich gewöhne mich gleich am ersten Tage daran, mit meinen künftigen Schlafgenossen von vornherein gute Freundschaft zu schließen. Aber auch aus der größeren Tierwelt bekomme ich noch Gesellschaft. Denn die Dornenhürde dient gleichzeitig als Burg für die Herden des Dorfes, die nächtlicherweile hineingetrieben werden. Somit erscheinen denn Ochsen- und Schafherden, die die Luft mit lieblichem „Muh“ und „Mäh“ erfüllen, während die Zicklein und Lämmer den Diskant dazu meckern, so daß die musikalische Abendunterhaltung fertig ist. Nachdem das Zelt aufgeschlagen ist, geht es ans Abkochen. Viel zu kaufen gibt's in dem Dorfe nicht. Doch gelingt es, einige Eier und einen Napf frische Milch aufzutreiben. Kurz nach

6 Uhr wird es dunkel. Eine Dämmerung, wie bei uns, gibt es weder abends noch morgens. Der Übergang von Nacht zu Tag und umgekehrt dauert keine zehn Minuten. Beim Schein einer Stallaterne wird die Knorrsuppe verzehrt, und dann kommt Butterbrot mit Corned beef an die Reihe. Alsdann aber geht es an die Arbeit, die ich mir täglich zur Pflicht gemacht habe. Es werden beim Schein der Laterne die Notizen des Tages nochmals durchkontrolliert und ergänzt, und es wird an der Hand der Karte die Tour für den nächsten Tag fertiggestellt. Wir sind heute 6 Stunden und 45 Minuten marschiert. Das macht unter Berücksichtigung der Pausen etwa 35 Kilometer aus, für den ersten Tag eine ganz nette Marschleistung.

* * *

17. Februar.

Ich kann mich noch lebhaft der Wonneschauer erinnern, die ich als kleiner Junge empfand, der als Häuptling eines Indianertrupps, in dem nur die stärksten Jungen des Dorfes Aufnahme fanden, sich mit diesen zur Erntezeit aus Strohgarben ein regelrechtes Zelt gebaut hatte, der dann sein Vergnügen darin fand, möglichst den ganzen Tag über in seinem Strohzelt zu liegen, und den nur die väterliche Drohung mit dem Stöckchen veranlassen konnte, diese seine Zufluchtsstätte noch vor Eintritt der Dunkelheit aufzugeben. Am liebsten hätte ich die ganze Nacht über im Zelte gelegen. Eine Nacht im Zelte erschien mir damals als das Ideal aller menschlichen Träume. Wesentlich anders nimmt sich die Romantik aus, wenn sie Wirklichkeit geworden ist, und meine erste Nacht im marokkanischen Zelt gehört keineswegs zu denjenigen Erinnerungen, die mir noch als Ideale erscheinen. Zunächst sind die Leute noch nicht eingearbeitet. Jeder Handgriff muß noch anbefohlen, ja häufig genug sogar selbst noch vorgemacht werden, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß Hadj Hussein und Buschma sehr guten Willen zeigen und meine Erwartungen bezüglich ihrer Brauchbarkeit im Felde bei weitem übertreffen. Einige Schwierigkeiten bereitet ihnen die Ummandlung meines Tisches in ein Feldbett. Für noch so einfache technische Dinge haben beide verhältnismäßig wenig Verständnis, und vor allem das gleich-

mäßige Spannen der Hängematte über den Rahmen des Bettes macht ihnen einiges Kopfzerbrechen. Schließlich aber steht das Feldbett fix und fertig im Zelte. Eine Flanelldecke kommt über die Maschen. Der Sattel kommt an das Kopfende, und nun wären wir so weit, daß wir zu Bett gehen könnten. Mein Zelt ist groß genug, um eventuell sogar drei Feldbetten Platz zu gewähren. Hadj Hussein und Buschma schlafen indessen nach marokkanischer Art an der Erde auf Matten. Jeder hat sich eine Decke mitgebracht, in die er sich einwickeln kann. Am besten von uns dreien hat es der Makhasni. Er hat sich das Strohbündel, das morgen sein Pferdchen fressen soll, direkt außen an die Zeltwand neben den Eingang gelegt. Auf die Erde legt er eine dünne Strohmatte und darauf seinen Woylach. Wir waren längst noch nicht mit dem Abkochen fertig, da hatte er bereits einen Laib Brot im Magen und schlief dann auch alsbald den Schlaf des Gerechten. Als unser Tee fertig war, ließ ich ihm ein Glas davon anbieten. Er rekelte sich schnell noch einmal wach, schlürfte mit Behagen den Tee, an dem er nur den nach marokkanischer Sitte durchaus notwendigen Zusatz von frischer Minze vermißte. Dann schrie er nach dem Dorfe hinüber, man sollte ihm eine Satte Buttermilch bringen. Als er auch diese mit dem klitschigen Brot in seinem Magen friedlich gemischt hatte, schien er für seine Verhältnisse genügend eingeheizt zu haben, um es nun mit der schnell einsetzenden Nachtkälte aufnehmen zu können. Gleich nachdem die Sonne gesunken war, fing es an zu tauen, und zwar mit einer solchen Intensität, daß bald alle Gegenstände feucht waren, und daß von den Zeltwänden die Tropfen herunterliefen. Nachdem die Kochtöpfe gereinigt und gespült waren, konnten nun auch wir ans Schlafengehen denken. Mein armer europäischer Körper ist aber noch nicht genügend wieder trainiert. So kommt es denn, daß ich die ganze Nacht entsetzlich friere, trotzdem ich mich in drei Flanelldecken eingehüllt habe. Das ungewohnte Lager tut ebenfalls das Seinige dazu, um mich nicht in den vollen Genuß des Schlafes kommen zu lassen. Dazu kommt, daß die um das Zelt herum verteilten sechs Wachmänner sich die ganze Nacht hindurch, um sich wach zu erhalten, im Takt anrufen. Es geschieht das so, daß eine Art Parole von Mund zu Mund ständig um das

Zelt herumkreist, und es kommt noch hinzu, daß gerade neben meinem Lager Buschma in herzzerreißenden Baßtönen schnarcht, während Hadj Hussein, wie es scheint. an einer katarrhalischen Verstopfung der Nase leidet, so daß seine Atemzüge klingen wie das Zischen eines Teekessels. Außerdem finden einige der vorhin beschriebenen kleinen Tierchen, daß es an meiner Seite und im Schutze der Flanelldecken wärmer ist, als draußen in der naßkalten Atmosphäre. Ihnen gegenüber bin ich verhältnismäßig nachsichtig. Denn ich müßte ja meine ganze angesammelte Wärme wieder preisgeben, wenn ich ihnen gegenüber von meinem Hausrecht Gebrauch machen wollte. Dagegen nehme ich es mit Hadj Hussein und Buschma auf, indem ich mir einen Knoten in mein Taschentuch binde und ihnen von meinem Lager aus damit in schlenkernder Bewegung um die Nase fahre. Bei Hadj Hussein hat das den Erfolg, daß er nun den Mund aufmacht und nicht mehr durch die Nase atmet, während das Schnarchen des biederen Buschma allmählich in ein sanftes Pusten übergeht, das meine Nerven nicht mehr so angreift. Schließlich verträume ich im Halbschlummer meine erste Nacht im Zelt. Doch glaube ich versichern zu können, daß ich bei anderen Gelegenheiten schon süßer geträumt habe.

Als dann heute morgen die Sonne gelb wie eine Apfelsine über dem Rifgebirge wieder auftauchte, sah sie uns bereits beim Einpacken. Zunächst wird das Feldbett abgeschlagen und schnell wieder zu einem Tisch zusammengehakt. Dann tritt der schwedische Petroleumkocher in Tätigkeit, und während ich das Kaffeewasser zum Sieden bringe und mir schnell ein paar Eier in die Pfanne schlage, packen meine Marokkaner, so schnell es geht, das Gepäck zusammen. Vorher aber breitet Hadj Hussein vor dem Zelte seinen Gebetsteppich aus, und mit dem Gesicht nach Osten gekehrt vollführt er mit aller Andacht seine Gebete. Für ihn bedeutet ja die Reise eine Pilgerfahrt zum heiligen Mulei Idris, und er ist denn auch sehr besorgt um sein Seelenheil, eine Sorge, die ihn für zehn Minuten mehrmals am Tage jeder bürgerlichen Beschäftigung entzieht. Ich glaube, die Pferde könnten vor seinen Augen gestohlen werden, er würde seine heilige Handlung nicht unterbrechen. Buschma scheint ein ganzer Heide zu sein, denn ihm fällt es nicht ein, das Knie zu beugen, und als ich ihm wegen

seiner mangelhaften Frömmigkeit Vorhaltungen mache, erklärt er, er hätte Hadj Hussein gebeten, für ihn mit zu beten. Nun, wenn das geht, so bitte ich meinerseits ebenfalls den frommen Hadj, mich mit in sein Gebet einzuschließen, was er denn auch in williger Ergebenheit zu tun verspricht.

Übrigens führen wir in der großen Hauptsache durchaus getrennte Küche. Allerdings habe ich bereits darauf Rücksicht genommen, daß ein Teil des Geschirres doch zur gemeinsamen Herstellung der Mahlzeiten benutzt werden muß. Infolgedessen verzichte ich von vornherein endgültig auf den Gebrauch von Schweinefett und überhaupt von Nahrungsmitteln, die von diesem unreinen Tier herstammen. Der Marokkaner verabscheut das Schwein in noch heftigerem Maße als der Jude, und zumal ein so heiliger Hadj und Scherif, wie mein Dolmetscher, würde um keinen Preis der Welt Essen angerührt haben, das in einem Topf gekocht wäre, der jemals mit Schweinefett in Berührung gekommen wäre. Auf der anderen Seite benutze ich diese Tatsache gleichzeitig dazu, um meine Leute fernzuhalten von den Konserven, die ich mitführe, und von denen ich samt und sonders behaupte, da wäre überall Schweinefett drin, selbst in den Fruchtkonserven. In der Tat zeitigt diese Mitteilung den Erfolg, daß Hadj Hussein jede Konservenbüchse jetzt mit besonderem Respekt betrachtet und sie womöglich mit Papier anfaßt, um seine Haut nicht durch die Berührung zu verunreinigen. Wir müssen uns mit dem Aufbruch etwas Zeit nehmen, denn das Zelt ist von dem Tau vollständig durchnäßt und hat ungefähr das Dreifache seines sonstigen Gewichtes angenommen. Ich lasse es daher noch im Winde flattern und eine zeitlang von der Sonne bescheinen. Erst ganz zuletzt, nachdem schon das Kochgeschirr nnd die Konservenkiste verladen sind, wird es locker oben über die Tragkörbe gelegt, die über die Flanken meines „Bu Hamara" hinunterhängen, und wir überlassen es der gütigen Sonne, dem Pferde die Last nach und nach zu erleichtern. Unsere Tiere haben während der Nacht mit den Köpfen nach dem Zelteingange zu, nach marokkanischer Art an den Vorderfüßen an einer Leine befestigt, gestanden. Sie haben gut zu fressen und zu saufen bekommen und wiehern der Sonne entgegen, als es weitergeht — wiederum eine günstige Vorbedeutung, für die ich

dankend quittiere, indem ich ihnen die Hälse klatsche. Zuletzt erscheinen auch die Wächter des Dorfes, sechs Mann an der Zahl. Sie erhalten jeder eine Billion. Das ist die kleinste marokkanische Silbermünze im Werte eines zwanzigstel Duro. Dann kommt auch der Bauer, der gestern die frische Milch gebracht hat, um sich zu verabschieden. Für frische Milch darf der Marokkaner nach Landessitte keinerlei Bezahlung verlangen, ebenso wie es eine schwere Beleidigung wäre, wenn man die Milch, die unterwegs dargeboten wird, nicht annehmen wollte. Sie wird gereicht als frommes Gastgeschenk; das hindert aber nicht, daß der, der sie gereicht hat, erscheint, um ebenfalls ein Trinkgeld entgegenzunehmen.

Um ½9 Uhr morgens kann es glücklich weitergehen. Es geht zunächst noch die kleine Höhe, auf der das Dorf liegt, wieder hinunter, und dann breitet sich das Plateau El Gharb aus, das sich von einigen niederen Erdfalten durchsetzt, bis an die Grenze der Landschaft El Khlot hinzieht, in der El Ksar liegt[1]). Wir beabsichtigen, uns ziemlich östlich zu halten, und bewegen uns daher etwa auf der östlichen Grenze des Gharb. Hier im Norden ist die Gharbhochebene nicht so fruchtbar, wie weiter im Süden. Der Boden ist sandig, und weitere Strecken liegen brach. Das Land ist verhältnismäßig dünn bevölkert. Man schätzt das Gebiet Marokkos auf mehr als den Umfang des Deutschen Reiches, während die Bevölkerung nur etwa auf ein Achtel derjenigen Deutschlands geschätzt wird. Infolgedessen ist es natürlich ausgeschlossen, daß die Bewohnerschaft auch nur den größeren Teil des Landes unter Kultur erhält. Dazu würden die primitiven Mittel der Beackerung auch schon nicht hinreichen. Somit sucht sich der Marokkaner diejenigen Strecken aus, die ihm ohne weiteres als besonders ergiebig erscheinen. Düngung kennt er nicht oder übt sie jedenfalls nicht. Es befleißigt sich hier noch ausschließlich der Brachwirtschaft und

---

[1]) Nach andern heißt die ganze Ebene nördlich des Ssebu-Unterlaufs „El Gharb“. Indessen dürfte der Ausdruck im engeren Sinne nur richtig sein für das bis zum El Khlot reichende Hochplateau. De Segonzac bezeichnet äußerlich übereinstimmend mit Graf v. Pfeil als El Rharb (Gharb) dieses hier oben liegende kleine Plateau, bezeichnet aber die Ssebu-Ebene ebenfalls als „El Gharb“, dieses Mal anscheinend absichtlich mit „Gh“ anstatt „Rh“ im Anfang, was aber in der Sache identisch sein dürfte.

beackert das Brachland wahrscheinlich nur in erheblich längeren Perioden als 10 Jahren, wenigstens hier im Norden des Landes. Weiter im Süden soll man, wie man mir sagt, eine dreijährige Fruchtfolge anwenden. Aber auch dort kennt man keine Düngung; höchstens kennt man in den Ländereien, die an die Flüsse angrenzen, eine primitive Art der Bewässerung durch Schöpfräder. Die Bezeichnung „Gharb" ist übrigens durchaus eine Landschaftsbezeichnung. Das ist für Marokko nicht ohne weiteres das übliche; lieber bezeichnet man die verschiedenen Landesteile nach den Kabylen, die sie besitzen. Diese Einteilung ist auch für die politische Karte des Landes mehr oder weniger maßgebend. Namentlich gilt das für die Landstriche, die Blad es Siba sind. In dem Regierungslande, dem Blad el Makhsen, gilt eine Art Provinzialeinteilung unter Paschas, denen wiederum Amine als Bezirksvorsteher und Schêchs als Schulzen unterstehen. Eine verhältnismäßig gute Übersicht über die politische Einteilung Marokkos findet man in dem französischen Sammelwerk Géographie du Maroc von Canal, das, wenn ich nicht irre, in Algier erschienen ist. Doch sind auch darin noch mancherlei Mißverständnisse und Verwechselungen enthalten, die erst mit der Zeit richtiggestellt werden müssen. Eine durchaus zuverlässige Karte selbst der bekannten Teile Marokkos gibt es bis jetzt noch nicht. Die eingehendsten und meisten geo-



Rakaß mit Postsack unterwegs.

graphischen Vorarbeiten dazu haben die Franzosen geleistet, die aber in vollkommener Verkennung der Aufgaben der Wissenschaft und in unsinniger Überschätzung des Wertes militärischer Geheimnisse die Ergebnisse ihrer Forschungen größtenteils zurückhalten. Es ist sicher, daß im französischen Generalstab noch außerordentlich viel unverarbeitetes geographisches Material über Marokko ruht, von dem bis heute selbst die erwähnte Karte von de Flotte Roquevaire keinen Nutzen gezogen hat. Übrigens arbeitet einer unserer trefflichsten deutschen Marokko-Gelehrten, Professor Dr. Paul Schnell in Mühlhausen in Thüringen, an einer neuen Karte Marokkos, deren Erscheinen zweifellos ein wissenschaftliches Ereignis darstellen wird.

Nach einer halben Stunde gelangen wir an einen Fluß Uad el Heschaff und durchwaten nach einer weiteren Stunde ein Flüßchen, das mir als Uad el Kharrub bezeichnet wird. Alle diese Flüsse sind Küstenflüsse und strömen direkt zum Atlantischen Ozean. Wir reiten nun auf einer Grashalde hin, die belebt ist von zahlreichen Störchen. Hin und wieder begegnen uns Reisende, teils zu Fuß, teils auf Eseln reitend. Mit besonderer Genugtuung begegnen wir einem Rakaß, einem sogenannten Eilboten, der auf dem Rücken eine Strohtasche und in dieser eine Ledertasche trägt, in die wiederum ein versiegelter Postsack eingeschlossen ist mit den Farben schwarz-weiß-rot. Es ist der deutsche Postbote, der von Fas nach Tanger läuft und die Tour (etwa 250 Kilometer) in vier bis fünf Tagen zurücklegt; für einen Fußgänger in der Tat eine schöne Leistung! Im Vorbeigehen fragen wir ihn, was es in Fas Neues gibt. Er erzählt uns, daß gerade der Kriegsminister Menebi ausgezogen ist nach Osten, um gegen den Bu Hamara nunmehr in höchst eigener Person ins Feld zu ziehen, und daß die Kabylen hinter El Ksar el Kebir anfangen, unruhig zu werden und Neigung zeigen, sich ebenfalls dem Prätendenten anzuschließen.

Eine wichtige Rolle als Wegmarken spielen unterwegs einzelne Berge und die zahlreichen Kubbas, die Heiligengräber. Bisher hatten wir stets den Djebel Habib, der zum Rifgebiet gehört, links vor uns liegen. Um 11 Uhr vormittags erreichen wir den Duar Djemma el Harisch. Gegenüber liegt die Kubba des

Ssidi M'hammed el Mudden, des größten Schutzheiligen des Gharbgebietes. Wir bewegen uns nun auf dem Plateau, das im engeren Sinne als das Gharb bezeichnet wird. Es wird ziemlich heiß, und die Mittagssonne strahlt erbarmungslos herunter. Ich habe mir vorgenommen, die ganze Tour ohne Handschuhe zu reiten, und gewöhne meine Haut nach und nach an die Luft und die Sonne, indem ich eifrig Gesicht und Hände mit



Frauen und Kinder am Wege.

Vaseline einreibe. Am meisten gefährdet ist natürlich die linke Hand, die den Zügel hält, und die ohne dieses Mittel ohne weiteres dem Sonnenbrand zum Opfer fallen würde. Dennoch werde ich es nicht verhindern können, daß die der Luft und dem Licht zugänglichen Stellen sich häuten. Erst wenn die europäische Epidermis herunter ist, ist die Haut so gegen die Sonneneinflüsse gefeit, daß sie dann unbedenklich den Strahlen ausgesetzt werden kann. Gerade zur richtigen Zeit kommen wir gegen ½12 Uhr mittags an einen großen, eingezäunten Apfelsinengarten, wo wir frisch von den Bäumen herunter von dem Besitzer des Gartens die Früchte

erstehen, die uns täglich während des Marsches eine kostbare Labung sind und uns fast ganz auf die Mitführung von Getränken unterwegs verzichten lassen. Frisch gelabt, reiten wir dann weiter, und Hadj Hussein benutzt die Gelegenheit, um mir zu erzählen, wie er zu seiner weißen Frau gekommen ist. Sie diente als Dienstmädchen in Budapest bei dem Quartierwirt, der die Marokkanertruppe untergebracht hatte, und brannte in Begleitung von zwei anderen weißen Mitschwestern mit der schwarzen Karawane nach Berlin durch, verfolgt von den Rechercheuren der Eltern. In Berlin wollte man sich trauen lassen. Da aber die notwendigen Papiere fehlten, und somit ein deutsches Standesamt die Eheschließung nicht vollziehen konnte, so trat die jetzige Frau Hadj Hussein auf dem türkischen Konsulat in Berlin zum Islam über, und nunmehr vollzog das Konsulat die Eheschließung nach dem Ritus des Islam. Als die Rechercheure den Verbleib des Paares ausfindig gemacht hatten, war die Eheschließung schon eine vollzogene Tatsache. Nun wanderte die Frau mit nach Tanger, wo die Truppe aus den Ersparnissen ihrer Kunstfahrten sich eine kleine Ssuß-Kolonie aufgebaut hat, und hier walteten denn die drei Konvertitinnen ihres Amtes als marokkanische Hausfrauen, bis es der einen von ihnen einfiel, sich zur Abwechselung, von einem Spanier glaube ich, entführen zu lassen. Die beiden anderen aber blieben ihren Männern treu, beschenkten sie mit reichlichem Kindersegen und haben sich vollkommen in ihre Rollen gefunden. Hadj Hussein spricht von seiner Frau und seinen Kindern mit großer Liebe und Zärtlichkeit.

Gegen 3/41 Uhr haben wir halb links voraus den Djebel Beni Gurfat, ebenfalls eine Erhebung, die zu den Ausläufern des Rifs gezählt zu werden verdient. Vor uns aber haben wir den Blick über die weit sich dehnende Steppe. Es fehlt dem Auge an Vergleichsmomenten, an denen sich die Entfernungen abschätzen lassen. Kein Baum, kein Strauch ist vorhanden. Nur Gras und nochmals Gras, worunter das starke Halfagras besonders auffällt, und allenfalls Dornengestrüpp bietet sich dem Auge, so daß man die Entfernung, die man übersieht, gewöhnlich erheblich überschätzt. Ganz merkwürdige optische Täuschungen äffen das Auge. Die Störche, die in der Entfernung von wenigen hundert



Frauen an der Felsenquelle.

Metern in der Steppe herumlaufen, sehen aus wie hochbepackte Kamele, die aus weiter Entfernung kommen. Es ist, wie gesagt, sehr schwer, bei dem Mangel jedes Ruhepunktes für das Auge die Größenverhältnisse abzuschätzen. Um 1 Uhr mittags reiten wir über die Grenze des Gharb hinweg und kommen nun in die Gegend der Beni Amer, in der auch die Stadt Arsila liegt. Allgemeine Heiterkeit erregt eine Schweineherde, die plötzlich am Wege grunzt, und die zu einem kleinen Landgute gehört, das hier in der Nähe ein Spanier aus Arsila sich angelegt hat. Nach einer Viertelstunde sind wir an dem Marktplatz Suk el Tnin Ssidi el Amani. Es ist das nicht etwa eine Ortschaft, sondern nur ein mit Steinen umgrenzter Platz bei einem Baume, der dem genannten Heiligen geweiht ist. Es ist ein Montagsmarkt. Die bevorzugten Markttage in Marokko sind der Montag und Donnerstag. Die Landschaftsbezeichnungen und die Bezeichnungen der Kabylen wechseln hier ziemlich schnell aufeinander. Nach etwa 10 Minuten sind wir an der Grenze des Bezirks Bedaua und haben zu unserer Linken den Duar Bedaua. Die Wohnstätten der Kabylen der Bedaua erstrecken sich nunmehr östlich, während nach Westen die Wohnstätten der Beni Amer liegen. Wieder 10 Minuten weiter sind wir an der Grenze eines Stammes, der den Namen El Khlot führt. Vorerst aber halten wir bei einer Quelle am Wege, die von einem Olivenhain beschattet und die natürlich wieder einem Heiligen geweiht ist, so daß die Ketzerhand nicht selbst Wasser schöpfen darf. Hadj Hussein benutzt die Rast sofort dazu, um wieder einmal 10 Minuten lang seine Mittagsandacht zu halten. In dem Wasser der Quelle schlängelt sich ein Reptil herum, wie mir vorkommt, eine Schlange, die ich gern gefangen hätte. Aber Buschma gerät bei dem Versuch in Ekstase und behauptet, die Schlange sei der Schutzgeist dieses Ortes und dürfe um alles in der Welt nicht getötet werden. Das Schreien Buschmas ist so eindringlich, daß selbst Hadj Hussein sein Mittagsgebet abkürzt und nun auch kommt, um mich darüber aufzuklären, daß man eine Schlange um Allahs willen nicht töten dürfe, zumal wenn sie in einer heiligen Quelle herumschwimme. Somit blieb denn die Schlange leben und die Wissenschaft um eine Beobachtung ärmer. Nach einer halben Stunde reiten wir weiter und passieren

zunächst eine außerordentlich sandige Straße, in der die Karawanentiere nur schwitzend vorwärts kommen. Dann reiten wir an zwei Dörfern vorbei, dem Ulad Riachi und dem Ulad Mußa, die übrigens samt und sonders aus denselben Ziegenhaarzelten bestehen, wie der Nsala el Gharbia. Eine langweilige Grassteppe dehnt sich vor uns aus, und erst in einiger Entfernung wird sie begrenzt durch niedrige Höhen, die außerdem mit Unterholz bewachsen sind. Hier ist die Gegend, die der Sultan den europäischen Gesandtschaften in Tanger als Jagdgebiet zur Verfügung gestellt hat. Gelegentlich werden denn auch von Tanger aus derartige Jagdexpeditionen arrangiert, bei denen die Hauptfreude in dem Campleben, das sich dann in dieser Gegend entfaltet, besteht. Bereits vorher werden Karawanen ausgesandt mit Zelten und Lebensmitteln, mit guten Betten und Feldkücheneinrichtung, mit Köchen und Dienerschaft. Am frühen Morgen reitet dann die Kavalkade von Tanger los und legt die Strecke gewöhnlich in schneller Gangart und in einem Tage zurück. Trifft man dann gegen Abend im Camp ein, dann sind bereits die Zelte aufgeschlagen, und ein feudales Diner entschädigt für die Anstrengungen des Rittes. Herren und Damen nehmen gleichzeitig an dem Ausfluge teil, und es herrscht dann ein richtiges Wald-, Feld- und Wiesenleben mit Sport und allem, was dazu gehört. Das, was dem Ding aber den Namen gibt, ist die Sauhatz, die gewöhnlich die Hauptbeschäftigung der Herren während der Zeit des Camps bildet. Diese lassen sich den Eber zutreiben und gehen ihm dann hoch zu Roß und mit Lanzen bewaffnet zu Leibe, ein aufregender und interessanter Sport, der an die Turniere der alten Ritter erinnert, und der namentlich von dem englischen Teil der Kolonie Tanger gern und ausgiebig geübt wird. Wir reiten heute bis abends ³/₄5 Uhr und schlagen unser Zelt auf beim Ulad ben Daud. Unterwegs habe ich von einem Araber, der zum Markt nach Tanger wanderte, zwei Kaninchen erstanden, die nun bald in der Pfanne brodeln. Heute geht das Zeltaufschlagen schon etwas schneller vor sich. Wir haben einen tüchtigen Marsch hinter uns, und die zweite Nacht im Zelte werde ich hoffentlich das erste Mal gut schlafen. Die Ausgaben des heutigen Tages belaufen sich wie folgt:

Apfelsinen	0,85	Peseten
ein Napf Milch	0,25	„
ein Bauer, der eine Brücke über einen Graben ständig unterhält und dafür privatim einen Brückenzoll erhebt	0,10	„
für 15 Eier	1,—	„
für Stroh	1,50	„
eine Bettlerin	0,10	„
dem Rakaß, der für mich eine Notiz an den Baron von Ungern-Sternberg mit nach Tanger genommen hat	1,25	„
2 Kaninchen	0,50	„
die Nachtwache bekommt	2,00	„
die Reiseunkosten des heutigen Tages betragen also	7,55	Peseten,

ohne die Löhne.

* * *

18. Februar.

Heute sind wir ½8 Uhr morgens aufgebrochen und gelangen nach 10 Minuten an den Dienstagsmarkt Tlata Rissana. Über Grassteppen und schnell aufeinanderfolgende Erdwälle hinweg passieren wir, ohne daß sonst irgend welche Dinge von Bedeutung sich ereignet hätten, um ¾9 Uhr die Ortschaft el Asib Scherif Ssidi Abd es Sselam Bereissul, wie sich schon aus dem Namen ergibt, die Meierei eines Scherifen, und überschreiten um 10 Uhr den kleinen Uad Mkhasen. Gegen ½12 Uhr erblicken wir von der Höhe eines letzten Schichtenkopfes herab in der Ferne bereits die Minarets von El Ksar el Kebir. Wir haben nun noch etwa 5—6 Kilometer durch flaches Land zu reiten, um gegen ½1 Uhr unter den Wällen von El Ksar einzutreffen.

Aus der Ferne gesehen, nimmt sich das Stadtbild recht anmutig aus. Aus freundlichem Grün tauchen Moscheen, teilweise von hohen Palmen überragt, Minarettürme und blendend weiße Häuser empor. Bei näherer Betrachtung allerdings schwindet der freundliche Eindruck, und ganz und gar ist man enttäuscht, wenn man unmittelbar an die Wälle der Stadt herankommt. Diese sind nicht etwa Befestigungswälle, sondern sie sind nichts weiter

als wallhohe Ablagerungsstätten von allem Unrat, Kadavern, Müll, Unkraut und was sonst eine Stadt wie El Ksar an üblen Dingen produziert. Von diesem Wall von Mist umgeben liegt die Stadt da, die vermöge ihrer Lage berufen sein könnte, einmal eine der glücklichsten Landstädte Marokkos zu werden, vorausgesetzt, daß von dem Lande erst die schwarze Nacht der Unwissenheit, des Aberglaubens und der klösterlichen Abgeschlossenheit weggenommen wird.

* * *



Heiligtum bei El Ksar el Kebir.

19. Februar.

El Ksar ist bereits von den Römern gegründet worden. Es hieß damals Oppidum novum. Die alten Römer waren gute Kolonisatoren, und schon allein die Tatsache, daß sie sich diesen Fleck ausgesucht haben zur Errichtung eines Handelsemporiums, deutet darauf hin, daß die Lage von El Ksar eine der günstigsten ist, die eine Herrschernation sich aussuchen konnte; inmitten einer weiten Ebene, die nach Osten hin von über tausend Meter hohen Bergen gegen den in diesen Ländern im Winter vorherrschenden

Ostwind geschützt ist, eine knappe Tagereise vom Meere und dem günstigen Hafen El Araisch entfernt, nicht durch Gebirge eingeengt, ausdehnungsfähig, in der Nähe eines großen, in der Zukunft vielleicht schiffbaren Flusses gelegen, Gabelstelle der Straßen Fas-El Ksar-Tanger und Fas-El Ksar-El Araisch! Zur Blütezeit der Araberherrschaft war El Ksar ein Kulturmittelpunkt. Noch heute liegen dort zahlreiche Ruinen von vorarabischen und früh-



Juden schleppen einen Kadaver nach dem Schindanger.

arabischen Bauwerken, die aus einer Zeit stammen, da die ehemals wissenschaftlich hochgebildeten Araber als die Hauptträger der Kultur angesehen werden konnten, zu einer Zeit, als diese in Europa nach dem Aussterben der freien Forschung des Heidentums in den Banden klösterlicher Scholastik bereits zu verdorren begonnen hatte. Die Stadt dürfte damals eine erheblich größere Fläche bedeckt haben als heute. Nachdem aber die Macht der letzten Europäer, der Portugiesen, in der Schlacht, die 1578 in der Ebene von El Ksar el Kebir stattfand, endgültig gebrochen worden war, scheint auch über die Stadt der Schlummer des alles

erstarrenden Muhammedanismus ausgebreitet worden zu sein. Denn was man heute noch sieht, ist nur der kümmerliche Abglanz vergangener Herrlichkeit, die sich noch in dem Namen ausdrückt.

Die Silhouette der Stadt ist überaus malerisch. Beim Einzug kommt man zunächst auf einen Außenmarkt, der als Raststätte für die großen Kamelskarawanen dient, die El Ksar als Station benutzen. Um diesen Platz herum liegen auch die zahlreichen Fondaks, die Karawanserails, in denen es Stallung gibt für die Tiere und Logis für die Menschen. Wir versuchen es zunächst, in



Außenmarkt von El Ksar el Kebir.

einem solchen Fondak unterzukommen. Aber der Aufenthalt darin ist entsetzlich. Auf einer Leiter steigt man hinauf in eine kleine Kemenate, die uns als Wohnraum dienen soll. Sie starrt von Schmutz und Ungeziefer. Ich protestiere daher auf das lebhafteste. Wir ziehen zu einem anderen Fondak. Dort ist es gerade so. Kurzerhand entschließe ich mich, durch die Stadt hindurchzuziehen, um auf der anderen Seite in der Nähe eines Apfelsinengartens und inmitten von Ruinen aus der alten Zeit nahe einem Bächlein, der zu dem im Süden der Stadt vorbeifließenden Uad Lekkus fließt, das Zelt aufzuschlagen. Wir machen uns daran, bald steht das Zelt aufgerichtet da, und wir beginnen, unsere Mahlzeit vorzubereiten. Der Mathasni und der Mann mit dem Maultier sind

am Ziel angelangt und bekommen den Rest ihrer Löhnung. Mit freundlichem „Slama“, der abgekürzten Form für Salem Alaïkum, und mit Verbeugungen bis auf die Erde hinunter, die dem guten Trinkgeld gelten, verabschieden sie sich. Sie ziehen zunächst zur Stadt zurück, um sich noch etwas Proviant für unterwegs mitzunehmen. Dann treten sie gemeinsam die Rückreise nach Tanger an.

Noch während wir mit dem Zeltaufstellen beschäftigt sind, erscheint ein Araber, der sich als Obmann der Wächter vorstellt. Er behauptet, wir müßten unbedingt zwölf Wächter für die Nacht



Eingang zur Medina von El Ksar el Kebir.

haben, denn die Gegend sei sehr unsicher. In der letzten Zeit seien die Kabylen in der Umgegend unruhig geworden, und nächtliche Überfälle seien an der Tagesordnung. Ich bin zunächst überzeugt, es soll auf einen plumpen Überteuerungsversuch hinauskommen, zumal der Mann für seine Wächter pro Kopf 1 Pesete verlangt. Ich schicke ihn daher weg und beabsichtige, mir durch Hadj Husseins Vermittlung vom Pascha Wächter anweisen zu lassen. Als das Zelt aufgerichtet ist, gehe ich mit Hadj Hussein nach der Stadt, um Einkäufe zu besorgen. Unser Pferdefutter ist zu Ende, wir müssen uns aufs neue verproviantieren. Auch haben sich noch allerhand Kleinigkeiten herausgestellt, die hier beschafft werden müssen. Als wir zurückkehren, erzählt Buschma,

zwei Europäer seien am Zelt gewesen und hätten nach mir gefragt. Sie erscheinen denn auch alsbald wieder, und der eine stellt sich vor als der in El Ksar wohnende englische Konsularagent Mr. Bibi. Er kommt, um mich zu warnen, ich möchte doch nicht im Freien kampieren. Denn dazu sei El Ksar gegenwärtig doch zu unsicher. Er wüßte hier in der Nähe einen sehr sauberen Fondak, der einem Privatmann gehöre, kürzlich erst renoviert und unbewohnt sei. Er wolle mich gern dorthin führen. Ich nehme denn auch die freundliche Mitteilung mit Dank entgegen. Schnell werden die Tiere beladen, und nachdem wir zweimal den Weg hin und zurück gemacht haben, sind wir übergesiedelt in ein in der Tat für marokkanische Verhältnisse recht sauberes Gehöft, das auch mehrere Zimmer besitzt, in denen man zur Not logieren kann. Jedenfalls haben wir nun ein festes Dach über uns, und außerdem bildet jeder marokkanische Fondak sozusagen eine kleine Festung für sich. Wir können also unbesorgt einen größeren Teil unseres Gepäcks unten auf dem Hofe lassen und ebenso die Tiere. Außerdem ist in dem Gehöft ein Nachtwächter, der mit Eintritt der Dunkelheit das Tor schließt und insofern einen ganz vertrauenerweckenden Eindruck macht, als er ein langes Steinschloßgewehr bereit hält, um eventuelle unliebsame Besuche mit einem feurigen Gruß zu bewillkommnen [1]).

[1]) Übrigens klärte sich erst wesentlich später auf, wie Herr Bibi dazu kam, mir in dieser freundlichen Weise unter die Arme zu greifen. Der Obmann der Wächter, den ich hatte abweisen lassen mit der Erklärung, ich würde den Pascha bitten, mir Wächter zu stellen, ging zu Mr. Bibi — der in El Ksar als Kaufmann tätig ist, und in dieser Eigenschaft Korrespondent des englischen Konsulats in Tanger —, um ihn für seine Zwecke auszunutzen und zu verhindern, daß ich andere Wächter bekomme als die, die der Obmann stellen würde. Denn er hielt das Besorgen von Wächtern für die Fremden nun einmal für sein wohlbegründetes Privileg. Interessant wurde mir dieser Mann aber erst viel später, als ich in Fas eines Tages den Besuch eines Landsmannes erhielt, der einige Wochen nach mir dieselbe Tour reiste, und dem in El Ksar folgendes passierte: Jener selbe Obmann verstand es, dem Reisenden ein Dutzend Zeltwächter aufzuschwatzen, ebenfalls mit der Begründung, es wimmele ringsum von Räubern und Dieben. Am frühen Morgen nun erwacht unser Landsmann von einem fürchterlichen Lärm. Er springt sofort mit dem Revolver in der Hand aus dem Zelt, sieht aber zu seiner Überraschung, wie seine eigenen Diener den Obmann der Wächter mit

Ich beziehe zwei Zimmer in der ersten Etage, zu denen eine schmale, geländerlose Außentreppe mit ungewöhnlich hohen Stufen hinaufführt. An der Erde liegen noch Stein- und Kalkabfälle. Das macht insofern einen guten Eindruck, als infolge des Kalks

allen ihnen innewohnenden Leibeskräften jämmerlich verhauen. Der Kerl hatte gegen Morgen seine Wächter nach Hause geschickt, weil es ja gleich hell würde, und war dann, als die Zeugen entfernt waren, auf eigene Faust stehlen gegangen. Bei diesem Geschäft hatte ihn einer der Diener beobachtet, der sofort Lärm schlug, und nun mitsamt seinen Kameraden über den schurkischen Obmann herfiel. Nachdem dieser zunächst einmal braun und blau geprügelt war — was man allerdings wegen seiner dunklen Hautfarbe nicht sehen konnte —, wurde er zum Pascha gebracht. Dieser ließ ihn ins Gefängnis stecken und wird ihn wohl auch nicht eher wieder frei gelassen haben, als bis das ganze schöne Geld, das sich der Obmann schon früher von den Europäern zusammengestohlen und ergaunert haben dürfte, in die Hände des Paschas gewandert ist. — Gewöhnlich allerdings sind die europäischen Reisenden selbst daran schuld, wenn sie übers Ohr gehauen und unglaublich überteuert werden. Es ist leicht, in solchen Ländern den großen Herrn spielen und mit Trinkgeldern um sich werfen. Am meisten pflegen das solche Leute zu üben, die sich in Kulturländern diesen Hochgenuß des Machtbewußtseins nicht so leicht verschaffen können wie in Ländern, in denen das Ansehen des Europäertums dazu verhilft. Aber das Verfahren ist so verfehlt, wie nur irgend möglich. Darin liegt mit der wichtigste Grund, daß an den von Europäern begangenen Straßen die Eingeborenen ihnen gegenüber so habgierig sind, und daß sie vielfach verlangen, was nur freiwillig gegeben werden sollte. Sie denken, der Europäer ist nur dazu da, Trinkgelder zu geben und alles zehnfach so hoch zu bezahlen wie der Eingeborene. Am meisten haben in dieser Beziehung die zahlreichen Gesandtschaftsreisen gesündigt, und es sündigen ferner die Vergnügungsreisenden, die oft nicht wissen, eine wie unendlich komische Rolle sie in solchen Fällen spielen, und wie lächerlich es ist, in jedem Bettler womöglich die stolze Arabertype zu sehen, die nur deshalb ein Trinkgeld verdient, weil sie dem Fremden neu ist. Ich habe auch bei meinen Dienern stets von vornherein strengstens darauf gehalten, daß mir die Preise für Lebensmittel, Korn, Maultiere, Mieten usw. bis auf den Bruchteil eines Pfennigs genau angegeben wurden; und ich hatte hier in Marokko mit meinen Leuten nach dieser Richtung hin insofern Glück, als sie vorher noch nie mit Europäern zusammen gereist und daher noch trinkgeldrein waren. Man braucht sich mit der Genauigkeit in diesen Dingen nicht im geringsten etwas zu vergeben und tut damit jedem Nachfolger nur einen Gefallen. Vor allen Dingen sollte man in solchen Ländern stets grundsätzlich den Preis für jede Dienstleistung vorher genauestens verhandeln und ausmachen. Man vermeidet dadurch vielen lästigen Streit und Aufenthalt.

voraussichtlich das Ungeziefer verzogen sein dürfte. Wir machen es uns denn auf unseren Strohmatten bequem. Bald schnurren der Petroleumkocher und der Teekessel um die Wette, und auf mehreren Kohlenbecken stehen Töpfe. Wir beabsichtigen heute einmal gut zu leben und uns zu entschädigen für die schlechte Kost unterwegs. Auf dem Markte haben wir uns wohl verproviantiert. Unsere Ausgaben sind die folgenden:



Eine Straße in der Kasba von El Ksar el Kebir.

ein großer Kochtopf	4,—	Peseten
ein Pfund Reis	0,20	"
ein Pfund Mehl	0,40	"
ein Dutzend Apfelsinen	0,30	"
drei Pfund frische Rosinen, unterwegs aus Langweile auf dem Pferde zu knabbern	0,40	"
ein Pfund frische Feigen . . .	0,30	"
ein halbes Mut (etwa 20 Liter) Gerste	3,50	.

ein Pfund frische Butter . . .	1,50	Peseten
ein Bündel Mohrrüben	0,15	„
vier Brote	0,64	„
ein Strohkorb	0,30	„
Petroleumkocher löten	0,25	„
15 Stück Eier	0,50	„
ein Bottich Trinkwasser	0,60	„
ein Bündel Stroh	0,90	„
$1^1/_2$ Pfund Hammelfleisch . . .	1,25	„
eine Hammelleber	0,25	„

Dazu kommt, da wir die verhältnismäßig billigen Preise ausnutzen wollen, noch ein zweiter Einkauf:

ein Mut Gerste	7,—	Peseten
zwei Pfund Rind- und Hammelfleisch (das marokkanische Pfund wiegt ca. ein Kilo)	1,70	„
drei Dutzend Apfelsinen . . .	0,90	„
18 Brote	2,90	„
zwei Pfund Butter	3,—	„
zwei Zuckerhüte	3,—	„
zwei Blechdosen	2,—	„
ein neuer Stiel an das Beil . .	1,—	„
ein Pfund Zwiebeln	0,20	„
Summa	37,14	Peseten.

Die wenigen Europäer, die in El Ksar wohnen, waren bisher nicht in der Lage, dem Ort ihr Gepräge zu geben, ähnlich wie es in Tanger geschehen ist. Vielmehr findet man eine rein marokkanische Stadt, die, wie die meisten, in drei Hauptstadtteile zerfällt: die Kasba, die Medina und die Mellah. In den meisten marokkanischen Städten müssen die Juden ein besonderes Viertel bewohnen; so auch hier. Der Jude darf keinen roten „Fez“, keinen weißen Turban, keine gelben Pantoffeln tragen. Wenn er durch Straßen geht, in denen besondere heilige Moscheen liegen, muß er barfuß gehen. Aber das außerordentliche Anpassungsvermögen der Juden hat es doch bewirkt, daß trotz aller Demütigungen sie die eigentlichen Träger des Klein- und Zwischenhandels

sind, nicht nur zwischen Christen und Marokkanern, sondern auch zwischen Marokkanern und Marokkanern. Die Alliance Israélite hat in den letzten Jahrzehnten viel für die Juden in Marokko getan. Ihre Bildung ist besser geworden und dadurch ihr Anteil am europäischen Geschäft außerordentlich gestiegen. Aber man hüte sich vor der Annahme, daß etwa die Juden imstande wären, eine Bresche in das Bollwerk marokkanischer Indolenz zu legen, durch das die Kultur siegreich ihre Fahnen hindurchtragen könnte. Sie haben sich vollständig in jene Indolenz hineingefunden und ziehen aus ihr Nutzen, denken aber gar nicht daran, etwa als Träger europäischer Kultur in Marokko aufzutreten. Ein europäischer Industrie- und Handelsstaat, der wünscht, in Marokko seinen eigenen Landsleuten und seiner eigenen Industrie neue Bahnen zu weisen, würde diesen Absichten selbst eine Fallgrube bauen, wenn er etwa den Juden im Lande eine Ausnahmestellung anweisen wollte gegenüber den Marokkanern.

Hier in El Ksar hören wir auch erstmalig wieder Neuigkeiten über den Aufstand. In einem in der Nachbarschaft befindlichen Fondak ist gerade ein Kaid aus dem Felde eingetroffen, der nach Hause geschickt worden ist, um bei seinem Stamm neuen Zuzug zum Heere des Sultans zu holen. Der Mann brachte Nachrichten von einer Niederlage, die der Kriegsminister Menebi erlitten haben soll. Hadj Hussein versucht ihn auszufragen, aber er bekommt wenig aus ihm heraus; der Kaid ist schon erschrocken, daß er sich mit der Niederlage verplappert hat. Es ist nämlich von Menebi Todesstrafe darauf gesetzt worden, wer andere Nachrichten über den Verlauf des Feldzuges verbreitet, als die von ihm offiziell herausgegebenen. Diese lauten aber stets auf Sieg. Ein großer Teil der widersprechenden Nachrichten, die nach Tanger gelangten, erklärt sich hieraus. Im allgemeinen kann man ruhig annehmen, daß die Siege des Sultans aufgebauscht, die Niederlagen abgeschwächt wurden. Die Wahrheit heraus zu bekommen, ist jedenfalls sehr schwer. Auch die Gegend um El Ksar beginnt jetzt unruhig zu werden. Der Prätendent hat in den Bergen östlich und südöstlich von El Ksar bei den Kabylen Sendbriefe verlesen lassen, die zu einer Ältestenversammlung nach einem Heiligtum bei Tetuan einladen; wo der Führer der Aufständigen selbst sich befindet,

weiß man nicht. Ebenso sind die Leute sich hier auch ganz und gar über seine Person im unklaren. Viele behaupten noch, er sei der Bruder des Sultans, Mulei M'hammed. Andere sagen, er sei Djilali es Serhuni und wahrscheinlich ein Nachkomme des heiligen Mulei Idris des Älteren, der im Serhun begraben liegt. Jedenfalls muß der Mann es verstehen, ungemein auf die Phantasie der Leute zu wirken. Es ist auffallend, daß fast jeder Araber,



Seidenweber bei der Arbeit.

mit dem wir über ihn sprechen, sich nach einigem Zureden als Anhänger von ihm bekennt. Ich habe schon auf der Reise den Eindruck gewonnen, daß Bu Hamara nur zu erscheinen brauchte, um die ganze Gegend zum Abfall zu bringen. Auch im Heere des Sultans ist man angeblich über ihn im unklaren und hat eine abergläubische Furcht vor ihm. So glaubt man steif und fest daran, daß er kugelfest und unverwundbar ist.

Unter diesen Umständen ist für mich eine Bekanntschaft von hohem Interesse, die der Dolmetscher vermittelt. Er stellt mir

einen lang aufgeschossenen, sich im übrigen von den anderen durch nichts, als durch die ausgesprochen kaffeebraune Hautfarbe unterscheidenden Landsmann aus dem Ssuß vor, der ein berühmter „Hakim" ist. Das bedeutet auf deutsch ein Mittelding zwischen Gelehrten und Zauberer. Ein Zauberer gilt ja für die Völker auf tieferer Kulturstufe zumeist auch als ein großer Gelehrter, der schon zu Lebzeiten, aber sicherlich einmal nach seinem Tode ein großer Heiliger wird. Dieser Hakim ist mir deshalb von besonderem Interesse, weil er in dem Rufe steht, derjenige zu sein, der den Bu Hamara kugelfest gemacht haben soll. Er war längere Zeit von El Ksar verschwunden gewesen und wurde nach seiner Rückkehr auf Befehl des Sultans festgesetzt. Indessen hatte man ihm nichts nachweisen können, und da sich offenbar auch der Pascha vor seinen übermenschlichen Fähigkeiten fürchtete, so hat er ihn so schnell, als er es nur verantworten konnte, also ganz gegen sonstigen marokkanischen Brauch, wieder losgelassen. Hadj Hussein, der behauptet, etwas freie Ansichten zu besitzen, der im Grunde aber genau so im Aberglauben seiner Landsleute befangen ist, wie diese, hatte die Absicht, ihn eventuell für seine Truppe für die nächste Europa-Tournee zu gewinnen. Dem Gelde gegenüber ist selbst das Herz eines marokkanischen Zauberers nicht von Stein, und so wird denn verabredet, daß der Hakim heute nachmittag eine Probe seiner Kunst ablegen soll. Die Sitzung soll stattfinden in dem kleinen, fensterlosen Raum, der mir als Schlafstätte dient, und der vielleicht ganz gut geeignet ist, das Milieu abzugeben für die Zaubervorstellung, die für die Marokkaner geradezu eine religiöse Zeremonie bedeutet und für mich jedenfalls ein interessantes Reiseerlebnis.

* *
*

Der Raum, in dem wir uns befinden, wird erhellt durch ein etwa handbreites und zwei Handbreiten hohes Guckloch, eine Art Schießscharte, die in der Mauer gelassen wurde, sowie durch das Licht, das aus dem Vorraum hineinfällt, dessen Tür nach außen offen ist. Der Hakim schließt zunächst die Außentür, und nun herrscht in dem Raume eine Dämmerstimmung, die den Menschengeist für das, was folgen soll, empfänglich macht. Hadj Hussein

und Buschma ergehen sich denn auch in Andachtsschauern auf den Matten, während ich den ganzen Vorbereitungen von meinem Feldstuhl aus mit einiger Skepsis entgegensehe. Zunächst gibt mir der Zauberer einen Rosenkranz in die Hand, damit die Geister, die er rufen wird, und die selbstverständlich muhammedanischer Religion sind, sich nicht daran stoßen, daß ein Christenhund an dieser heiligen Sache teilnimmt. Bekanntlich sind die Geister dumm — auch die muhammedanischen —, und darum merken sie es nicht, daß ich ein Christ bin, wenn ich einen muhammedanischen Rosenkranz in der Hand halte. Dann läßt mir der Hakim sagen, ich müsse an das, was er täte und sagte, glauben; sonst folgten ihm die Geister nicht. Ich komme mir beinahe vor, wie wenn ich an einer Spiritistenversammlung teilnähme, bei der auch die erste Vorbedingung ist, daß man an das glaubt, was da vor sich geht. Es liegt also doch eine interkonfessionelle Wahrheit in dem Glaubenssatz, der auch die Grundlage des Christentums ausmacht, daß der Glaube allein schon hinreicht, um selig zu machen und Wunder zu wirken. An was man glaubt, ist ja schließlich einerlei. Nun streift sich der Hakim die weiten Ärmel seiner Djellaba auf. Dann verlangt er Bleistift und Papier, malt darauf eine Art Schachbrett, auf dessen Felder er Zahlen schreibt, murmelt dann einiges Unverständliches, und plötzlich ist das Papier aus seinen Händen verschwunden. Er behauptet, er hätte den Geistern die Botschaft gesandt, daß sie nun erscheinen sollten. Das Kunststück ging mit ziemlicher Eleganz vor sich. Angesichts dessen wirft mir Hadj Hussein schon bedeutungsvolle Blicke zu und überlegt wahrscheinlich im stillen, welche Gage er dem Hakim für die Tournee nach Europa bieten soll. Es folgt nun ein zweites Kunststück, das aber auch nichts anderes ist als eine glatte Taschenspielerei. Der Hakim läßt sich meine Uhr geben, die alsbald verschwindet, um sich zur größten Überraschung Buschmas in dessen Ledertasche, von der er untrennbar ist, und mit der er sogar schlafen geht, wiederzufinden. Nun kommt eine dritte Zauberei, die erheblich schwieriger sein soll, als die beiden vorhergehenden. Der Hakim wird nämlich jetzt den Ofen, der im Zimmer steht, verschwinden lassen. Darunter darf man sich nun nicht etwa einen Ofen von den Dimensionen eines europäischen Kachelofens vorstellen, sondern

es ist das ein Kohlenbecken, das aber bis obenhin gefüllt ist mit glühender Holzkohle. Jedenfalls läßt sich dieser Ofen nicht so ohne weiteres in Buschmas Tasche stecken. Nach einigem Hokuspokus, der die Aufmerksamkeit von den Hantierungen des Hakim ablenken soll, ist denn auch tatsächlich der Ofen verschwunden. Buschma und Hadj Hussein sind vollkommen davon überzeugt, daß



Jüdische Frauen beim Waschen.

wir es hier mit einer großen Zauberei zu tun haben. Infolgedessen wagt Hadj Hussein nicht die heilige Stimmung zu unterbrechen, um zu dem geschäftlichen Teile überzugehen. Währenddessen stolziert der Hakim langsam im Zimmer herum. Ich muß sagen, ich selbst war über dieses Kunststück verblüfft und überlegte mir, wo denn der Ofen geblieben sein könnte. Da sehe ich plötzlich an der Stelle, an der der Hakim soeben noch gestanden hat, ein Stückchen glimmende Leinewand zur Erde fallen. Nichts

Gutes ahnend, springe ich sofort auf den Hakim los und hebe ihm, ehe er meine Absicht gewahr wird, die Djellaba in die Höhe. Hätte ich es nicht getan, so wäre das Kerlchen vielleicht im nächsten Moment in Flammen aufgegangen. So sehe ich denn, daß er das Kohlenbecken mit einem leinenen Gürteltuch sich unter der Djellaba auf den Leib gebunden hat. Er ist ein sehr schlanker Herr und verfügt über die Fähigkeit, seinen Bauch, der bei ihm an sich schon eine konkave Linie anstatt einer konvexen bildet, erheblich einzuziehen, so daß man die Verdickung, die durch das Kohlenbecken an seinem Leibe eigentlich hätte hervorgebracht werden müssen, nicht ohne weiteres bemerken konnte. Das Unglück wollte es, daß ein Zipfel des Gürteltuches, mit dem er den Ofen festgebunden hatte, über die glühenden Kohlen hinweg lag, so daß jenes Zipfelchen, das heruntergefallen war, abglühte. Der Erfolg dieser Entlarvung war zunächst der, daß nunmehr der Hakim in größter Eile und ganz offenkundig den Ofen wieder losband und mit der Hand sein glimmendes Gewand ausdrückte. Der zweite Erfolg war der, daß die Sitzung damit beendet war, und der dritte, daß Hadj Hussein erklärte, der Hakim sei ein Schwindler und nichts weiter als ein Taschenspieler, der aber nicht im entferntesten mit seiner Kunst an das heranreiche, was er schon auf den europäischen Variétés gesehen hätte. Ganz und gar aber kann sich selbst der aufgeklärt sein wollende Hadj Hussein nicht von dem Zauber dieses Zauberers losmachen. Denn er läßt sich heimlich von ihm ein Amulett schreiben, das er durch ein freundliches Geschenk belohnt und sich durch Buschma sofort über die Achsel in seine Djellaba hineinnähen läßt. Ich komme zufällig hinzu, wie Buschma gerade beim Nähen ist. Hadj Hussein ist sehr verlegen, weil er sich mir gegenüber ein wenig ob seines Aberglaubens schämt und sich gern als den Aufgeklärten herausspielt. Erst auf eindringliches Befragen gesteht er den Zusammenhang, ist nun aber auch gleich wieder fanatisch und behauptet, dieses Amulett würde ihn sicher vor jedem Unfall unterwegs schützen — und mich auch. Ich möchte daher nicht darüber spotten. Wir wollen abwarten, wer recht behält. Er scheint ganz und gar schon wieder vergessen zu haben, daß er selbst den Hakim, der den Bu Hamara kugelfest gemacht hat, für einen überdies nicht einmal

hervorragend geschickt arbeitenden Taschenspieler erklärt hat. Na, mir soll's recht sein, wenn das Amulett des Hakim uns wirklich Glück bringt!

* * *

An dem Tragsattel meines „Bu Hamara" paßt ein Gurt nicht. Er muß repariert werden. Wir begeben uns daher in des Judenviertel, in die Mellah, um dort einen Handwerker zu suchen. Es ist charakteristisch, daß das feinere Handwerk und das Reparaturhandwerk in der Hauptsache in den Händen der Juden liegt. Die Araber üben nur eine ziemlich einseitige Hausindustrie.

El Ksar wird durch ein Bächlein, das zum Lekkus fließt, aber gegenwärtig ausgetrocknet ist, in zwei Teile geschieden. Auf dem einen Ufer liegt die Kasba, auf dem andern die Medina und die Mellah. Um in die Mellah zu gelangen, müssen wir zunächst ein Stück durch die Hauptgeschäftsstraße der Medina gehen. Es ist eine Gasse von etwa drei bis vier Metern Breite, die aber noch eingeengt ist durch die nach außen heruntergeklappten Läden der Kaufhallen rechts und links. Diese heruntergeklappten Läden, auf denen die Waren ausgestellt sind, haben ja den Begriff eines Ladens, wie er uns in der Bedeutung als Kaufladen geläufig ist, geschaffen. Die marokkanischen Kaufläden sind klein. Ihr Fußboden liegt etwa in Tischhöhe über dem Straßenniveau, und wenn ein solcher Raum zwei Meter im Geviert hat, so ist das schon ein großer Laden. Es überwiegen die Händler mit Mehl und Lebensmitteln. Dann gibt es eine ganze Anzahl von Klempnern, die in ihren Läden, die gleichzeitig als Werkstätten dienen, aus Weißblech Töpfe und Büchsen zusammenlöten, aber auch Emaille- und Eisentöpfe europäischer Fabrikation führen. Der Kaufmann oder Handwerker sitzt auf einem Fell oder auf einer Matte mit untergeschlagenen Beinen direkt auf dem Boden seines Kaufladens. Ist er ausschließlich Kaufmann, so tut er nichts weiter, als er sitzt den Tag über leicht nach vornüber gebeugt in stoischer Ruhe und hängt untätig seinen Gedanken nach, wenn er welche hat. Sonst stiert er Löcher in die Luft und ist selbst dann nur schwer aus seinem seelischen Gleichgewicht aufzurütteln, wenn ein Käufer kommt und ihn anspricht. Anpreisen und anbieten gibt es nicht.

Das wäre ein Verstoß gegen die Würde des Kaufmannstandes. Er ist ja Fatalist und wartet einfach das Geschäft ab, das an ihn herantritt. Er weiß, will es das Schicksal, daß er etwas verkauft, nun so verkauft er eben, und wenn sich scheinbar noch so viele Hindernisse entgegenstellen sollten. Will es das Schicksal nicht,



Eine Judenfamilie in der Mellah von El Ksar el Kebir.

dann nützt alles Anpreisen und Sich-erhitzen nichts; er wird doch nichts los. Darum schlägt er in stoischem Gleichmut die Beine unter und wartet, bis das Schicksal so freundlich ist, ihm jemand zu schicken, der ihm auch wirklich etwas abkauft. Etwas lebhafter geht es in den Läden der Handwerker zu. Hier sitzt der Geschäftsinhaber, bisweilen auch noch mit einem Gesellen. Er hämmert

und pocht, wenn er Klempner ist, oder er treibt Kupferblech zu Teekesseln und ziseliert Messingplatten zu Teebrettern, wenn er Kupferschmied ist. In den Seidenläden haspelt und spinnt er die heimische Rohseide, die in der Hauptsache verwendet wird zu den breiten, schweren Brokatgürteln, die von den marokkanischen Frauen getragen werden, und in den Webstuben klappert der Webstuhl. Hier werden teils die Seidenbrokatgürtel gewebt, teils die schweren,



Judenhaus in der Mellah von El Ksar el Kebir.

naturfarbenen Wollstoffe, aus denen die dicken, landüblichen Djellabas und Burnusse hergestellt werden, die gewöhnlich die Leute vom Lande tragen, während die Städter sich mit Vorliebe mit europäischen Stoffen bekleiden. Auch an Läden, in denen europäische Waren verkauft werden, fehlt es nicht. Tee und die kleinen, extra für Marokko angefertigten Zuckerhüte bekommt man überall zu sehen. Die Geschäftszeit dauert bis wenig später als 6 Uhr nachmittags. Dann werden die Läden geschlossen, und nun ruht das Handwerk, während der Kaufmann sich irgend einen

anderen Platz aussucht, wo er seine Hauptbeschäftigung, das Hocken mit untergeschlagenen Beinen und das Warten auf das günstige Schicksal, fortsetzt.

Wesentlich anders ist das Leben in den israelitischen Bazaren. Hier in El Ksar ist die Trennung zwischen den Muhammedanern und Juden noch nicht so stark ausgeprägt. Den Juden ist es erlaubt, auch in der Medina ihre Läden zu unterhalten. Wohnen müssen sie allerdings in der Mellah. Die jüdischen Geschäftsleute sind den arabischen heftige Konkurrenten, und sie tun zweifellos mehr für das Geschäft, als die Araber. An den jüdischen Bazaren wird man angerufen und aufgefordert zum Kaufen. Bereitwilligst werden die unmöglichsten Gegenstände hervorgekramt und angeboten. Gehandelt und gefeilscht wird unter Aufwand vieler Worte und Gesten nach Herzenslust. Hier ist von dem Stumpfsinn und der schwülen Untätigkeit, die in den arabischen Bazaren herrscht, nichts zu finden. Noch lebhafter wird der Gegensatz, wenn man in die Mellah selbst hinein geht, zu der uns ein kleiner bettelnder Judenjunge führt. Charakteristisch ist es schon, daß die Araberkinder nicht, wohl aber die Judenkinder den Fremden in geradezu unsagbarer Weise mit Nachlaufen, Schreien und Betteln belästigen. Ich glaube, jeder Judenjunge von El Ksar hat mich schon angebettelt, und einer ist darunter, der das Betteln ganz trefflich versteht. Er tut so, als ob er hinkt, hat stets Tränen in den Augen und zieht den rechten Mundwinkel beinahe bis hinauf zum Ohr, um seine Hilfsbedürftigkeit und seine Almosenwürdigkeit anzudeuten. Noch toller wird das, als wir der Wissenschaft halber in die Mellah gehen und einige israelitische Wohnhäuser besuchen. Diese sind nicht anders gebaut als die arabischen Häuser, dunkle niedrige Eingänge von der Straße her. Um den kleinen Hof herum aber gruppieren sich die Räume mehrere Etagen hoch. In den Etagen führen die Eingänge aus den Räumen hinaus auf eine Galerie, die rings um den Hof herumführt, und es ist kaum zu glauben, wie stark diese Häuser bevölkert sind. In jedem Raum wohnt womöglich eine andere Familie, die bezüglich des Kindersegens dem Stammvater Jakob nacheifert, der es bekanntlich auf ein Dutzend gebracht hat. Artig wird der jüdische Nachwuchs von El Ksar erst mit dem Augenblick, da

er photographiert werden soll. Aber auch da hat es seine Schwierigkeiten, die kichernde und drängende Gesellschaft zu veranlassen,



Deutsche Postagentur in El Ksar el Kebir.

einmal einen Augenblick still zu halten. Denn Momentaufnahmen sind in diesen dunklen Höfen nicht möglich. Kaum aber ist die Aufnahme gemacht, da löst sich die Gruppe erneut, und der Ge-

schäftsgeist Israels gibt es allen Beteiligten ein: Man hat sich photographieren lassen. Der Fremde hatte also ein Interesse daran gehabt, daß man Modell stand, und das ist eine Leistung, die durchaus und dringend mit einem Trinkgeld belohnt werden muß. Infolgedessen geht die Schreierei und Bettelei nun aufs neue los, so daß nichts anderes übrig bleibt, als zu flüchten. Erst als wir wieder aus der Mellah heraus sind, läßt der Lärm nach. Hier draußen sich ungebührlich aufzuführen, dazu haben die Juden vor den Arabern zu viel Respekt, und der Polizeibüttel, der sich in der Nähe des Eingangs zur Mellah aufhält, läßt nicht mit sich spaßen. Man weiß ganz genau, er betrachtet die Juden, die, wie überall, so auch hier in El Ksar das Geld haben, als besonders geeignete Objekte, um sie bei der geringsten Ungebühr zu verhaften und sie dann auszusaugen. Bis der Judenjunge dann wieder losgelassen wird, hat der Vater an den Büttel schon so viel Lösegeld bezahlen müssen, daß das Betteln sich nicht mehr lohnt.

* * *

Heute nachmittag sind in der Tat Herr Löhr und Herr Schultheis eingetroffen. Sie haben ihren Plan, über Arsila und El Araisch zu reiten, aufgegeben. Denn sie stießen unterwegs auf Sümpfe und haben sich dann auf denselben Weg gesetzt, den ich geritten bin. Sie haben einen Makhasni bei sich, von dessen Autorität ich von nun ab ebenfalls profitieren werde, und sind sehr erfreut darüber, daß sie mit ihren Tieren und Leuten in dem Fondak, den ich bewohne, noch Platz finden. Sie bringen schlechte Nachrichten mit. Die Kabylen, durch deren Gebiete wir auf dem Wege nach Fas reiten sollen, zeigen Neigung zu Unruhen und Räubereien. Die beiden Reisegenossen wollen sich daher einer größeren Maultierkarawane anschließen, mit der zusammen sie bereits einen Teil des Weges gereist sind. Mir will dieser Plan durchaus nicht passen. Denn wir sind dann nicht allein von der Karawane abhängig mit dem Aufbruch und der Wahl des Nachtquartiers, sondern wenn es wirklich zu einem Überfall kommen sollte, dann ist eine so große Karawane mehr ein Hindernis, als daß sie schützte. Die Begleiter der Karawane werden selbstverständlich in erster Linie ihre eigene Haut und ihre eigenen Tiere in Sicherheit bringen oder verteidigen, und es will mir

scheinen, als läge der Nutzen bei diesem Arrangement nur auf Seiten der Karawaniers, die im Gegenteil die Anwesenheit von drei gut bewaffneten Europäern und die Autorität eines Schutzsoldaten erheblich besser schützt, als sie uns Schutz gewähren können. Aber die beiden Herren bestehen auf ihrer Absicht, und somit bleibt mir nichts anderes übrig, als mich zu fügen. Ein Gutes hat das Arrangement. Ich brauche mich nun nicht sonderlich mehr zu sorgen um die Beschaffung eines Ersatz-Maultiers. Denn das Gepäck, das bisher das Maultier von Tanger her geschleppt hat, und in das wir noch schnell einige schwere Stücken hineinschmuggeln, die „Bu Hamara" bisher getragen hat, soll auf eine Anzahl leichter bepackter Maultiere der Karawane verteilt werden. Der Karawanier erhält für den Transport der etwa drei Zentner bis Fas 20 Duros. Der Rest des Tages wird dazu benutzt, um noch einige Korrespondenzen nach Hause zu schicken. In El Ksar ist eine deutsche Postagentur. Sie befindet sich im Fondak eines israelitischen Großhändlers, der in englischen Stearinlichtern (Price Candles), in französischem Zucker und Griesmehl, in russischem Petroleum, in deutschen Tuch- und Galanteriewaren, in über London bezogenem Zuckerzeug und in Drogen von Sombal-Marseille arbeitet. Er sieht aus wie der Gentleman-Schimpanse im zoologischen Garten, wenn er trotz seiner europäischen Kleidung mit untergeschlagenen Beinen hinter seinem Ladentisch hockt und die harten Duros zählt, während im Hintergrunde stolz das Schild hängt mit der Aufschrift: „Kaiserlich Deutsche Post-Agentur". Dieses Schild verleiht ihm ein Ansehen bei den Marokkanern, wie einem fremden Konsul. Denn auf dem Schild befindet sich ja ein Wappenadler, und dieses heraldische Tier ist es, das sehr häufig — wie ich auch schon in Tanger beobachten konnte — namentlich den Leuten vom Lande allerhand Staunen einflößt. Oft habe ich sie beobachtet, wie sie halbe Stunden lang vor dem deutschen Postschild standen und sich den Adler anschauten, den sie sicherlich gern einmal hätten fliegen sehen. Auf ihren Gesichtern malte sich stummes Erstaunen aus, und sie überlegten sich wahrscheinlich, was das wohl für ein merkwürdiges und interessantes Land sein müßte, dieses Deutschland, wo solche Vögel lebendig in der Luft herumflatterten.



Übergang über den Uad Uargha.

Sechstes Kapitel.

Mit Eingeborenenkarawane nach Fas.

20. Februar.

In der Nacht haben wir mehrmals dumpfe Schüsse gehört. Wir waren aber zu müde, um uns darum zu bekümmern. Als wir aufstehen, sehen wir, daß auf der Straße draußen ein gewaltiger Menschenauflauf ist. Als wir uns um die Sache bekümmern, finden wir, daß der Mittelpunkt dieses Auflaufs eine männliche Leiche ist, die mit einer Schußwunde in einer Blutlache liegt, und erfahren nun, daß in der Nacht, während wir hinter den sicheren Mauern unseres Fondak schliefen, eine räuberische Kabyle aus den Bergen die Stadt überfallen hat. Sie wollte einen neben dem unsrigen liegenden Fondak und ein alleinstehendes Gehöft berauben. Die Stadt war alarmiert worden, und es hatte ein regelrechtes Gefecht stattgefunden, bei dem zwei Frauen und ein Mann aus der Stadt verwundet, sowie einer der Räuber getötet, und andere, die aber entkommen sind, verwundet wurden. In der Tat, das ist eine handgreifliche Mahnung zur Vorsicht,

und ganz so zwecklos ist die Warnung des Mr. Bibi, nicht im Freien zu kampieren, denn doch nicht gewesen. Dieser Zwischenfall verzögert unseren Abmarsch bis zum späten Vormittag. Erst dann wird allmählich angefangen, die Karawanentiere zu bepacken. Es bemächtigen sich unserer doch allerhand ernste Gefühle, als wir nun mit einer Karawane von insgesamt etwa 30 Tieren von El Ksar weiterreiten.

* * *

Unsere Abreise beginnt gegen 10 Uhr 30 Min. Heute morgen heißt es allgemein, daß die Sendschreiben des Bu Hamara ihre Schuldigkeit getan haben. Fast sämtliche Djebella[1]) in den umliegenden Bergen haben den Abfall zu Bu Hamara beschlossen. Es bereitet uns einige Sorge, daß wir durch diese Gebiete hindurch müssen. Aber Hadj Hussein, der von allen am weitesten herumgekommen ist, behauptet, wir sollten nicht fürchten, daß infolgedessen diese Gebiete unpassierbar seien. Er versichert, auch Leute aus der Stadt, unter denen er verschiedene Freunde besitzt, hätten ihm gesagt, wir als Europäer hätten kaum irgend etwas zu befürchten. Die Kabylen, an denen wir vorbeikämen, wüßten sehr genau, daß bei einem Zwischenfall die europäischen Mächte den Makhsen zur Verantwortung ziehen würden, gleichviel, wer nun der Machthaber sei, und daß früher oder später die Stämme, in deren Gebieten der Überfall stattgefunden habe, die für ihre Verhältnisse geradezu unerschwingliche Entschädigungssumme würden aufbringen müssen. Übergroße Ängstlichkeit sei in solchen Fällen daher nicht am Platze. Natürlich ist es nicht angenehm, sich damit zu trösten, daß die Kabylen, wenn es zur Entschädigungszahlung kommen sollte, ausgesogen werden, wenn sie einem schon vorher den Kopf und sonst was abgeschnitten haben. Infolgedessen sind wir keineswegs leichtsinnig genug, um die notwendigen Vorsichtsmaßregeln außer acht zu lassen. Wir halten daher unser Pulver trocken und vermeiden es, auf dem Marsche die Karawane weit auseinanderzuziehen.

---

[1]) Bergbewohner. Die Gebirge östlich von El Ksar el Kebir heißen schlechthin El Djebel, „das Gebirge“.

Meine Befürchtung, daß der Anschluß an die große Karawane für uns Europäer nur Unzuträglichkeiten mitbringen würde, erweist sich in ihrer Richtigkeit schon am ersten Tage. Wir drei Europäer mit unseren acht zu uns gehörenden Arabern wären uns selbst schon allerhand Schutz gewesen. So müssen wir uns den Bestimmungen des Karawanenmasters fügen. Dieser übernachtet an der Karawanenstraße gewohnheitsmäßig in bestimmten Dörfern, wo er seine Freunde sitzen hat, und so stellt sich denn schon jetzt heraus, daß wir heute nur zwei Stunden und morgen zwölf marschieren müssen, weil die Karawane durchaus bei be-



Karawane auf dem Marsche.

freundeten Dörfern lagern will, während wir, wenn wir allein gewesen wären, diese unsinnige Marscheinteilung nicht hätten mitzumachen brauchen, da wir schließlich bei jedem zum Wachtdienst verpflichteten Dorfe hätten unsere Zelte aufschlagen können. Auch die Frage wurde erwogen, ob es nicht vielleicht geraten sei, in marokkanischer Verkleidung zu reisen. Das ist aber noch törichter. Denn das europäische Kleid ist selbst da, wo der Europäer verhaßt ist, der beste Panzer. Will man als Eingeborener reisen und wirklich unerkannt bleiben, so gehört dazu in erster Linie eine absolut akzentlose Beherrschung der Landessprache. Und selbst dann ist das Auge des Eingeborenen noch viel zu wohlgeschult, um in Marokko selbst noch unter dem geschorenen Bart und unter den geheuchelten muhammedanischen Andachten den Europäer und den Christen zu erkennen. In solchen Ländern ist das Prestige der weißen Rasse gewöhnlich stark genug, um das Schlimmste zu

verhindern, und kommt es dazu, so hat es meistens noch andere Ursachen. Die Mehrzahl der Fälle, in denen Europäer in Marokko ermordet worden sind, haben Vorgänge zur Ursache, bei denen die Ermordeten sich mit marokkanischen Frauen eingelassen haben. Ein Mord aus gekränkter Eifersucht aber oder wegen Untreue wird niemals so schwer und so strafwürdig beurteilt werden können, wie ein Raubmord.



Marokkanischer Pflüger aus der Lekkus-Ebene.

Im Süden wird El Ksar eingesäumt von Orangengärten, die ihrerseits wiederum nach Süden hin begrenzt werden von dem Uad Lekkus, übrigens dem ersten größeren Fluß, den wir zu überschreiten haben. Das Wasser reicht unseren Tieren an den tiefsten Stellen bis an den Leib. Der Strom durchschneidet eine mehrere Kilometer breite, tiefgründige Alluvialebene. Charakteristisch für die Erosionstätigkeit, die er in dieser jetzt durch Kultur wenigstens einigermaßen festgelegten Ebene ausübt, sind die Ruinen einer Brücke, die offenbar erhebliches Alter besitzt, und die heute in etwa einem halben Kilometer Entfernung südlich vom jetzigen Lauf des Flusses neben einem Sumpfe entlang führt. Die Annahme ist ziemlich wahrscheinlich, daß der Fluß ehemals unter dieser Brücke entlang geströmt ist, daß er dann aber mit

der Zeit sich in dem weichen Erdreich in der Richtung nach der Stadt zu weitergefressen hat, während auf der anderen Seite die bekannte Erscheinung auftritt, daß sich Erdreich ablagert. Für diesen Vorgang spricht auch schon die Tatsache, daß die Straße von El Ksar zum Uad Lekkus da, wo sie den Fluß trifft, meterhoch über diesen hinweg ragt. Das Pflaster der Straße ist direkt abgebrochen, und die Karawanen haben sich neben ihr einen steil zum Fluß hinabgehenden Weg getreten. Da in dieser Gegend alles dem Zufall anheimgegeben ist, so darf man sich nicht wundern, wenn auch der Flußlauf sich in dieser Weise ungestört verändern konnte.

Die Landschaft, die wir durchziehen, ist durchaus eben. Hier ist alles Land, so weit wir sehen können, unter Kultur genommen. Es macht den Eindruck großer Fruchtbarkeit. Bereits jetzt steht die grüne Saat so hoch auf den Feldern, daß sich ein Rebhuhn darin verstecken kann. Andere Felder sind noch im Rückstand, und wir beobachten mehrfach marokkanische Bauern, die mit dem Ochsenpflug das Land umwenden. Der Pflug ist aus Holz und ohne Führungskarre, auch ohne irgend welchen Eisenbeschlag. Die Pflugschar ist geschnitten wie ein sogenannter Kartoffelpflug. Sie wirft das Erdreich nach beiden Seiten hin und radiert daher nur die Oberfläche der, wie es scheint, ziemlich tiefgründigen, tonhaltigen, dunklen Erde, die die Lekkus-Ebene bedeckt. Nach anderthalb Stunden kommen zwei Dörfer in Sicht, die an der Grenze des Stammes Ben Auda liegen. Nach einer Viertelstunde — es ist noch nicht ½1 Uhr mittags — halten wir bereits bei einem der Dörfer, und zwar auf einem großen, diesmal verhältnismäßig sauberen Wiesenplan, der von Kakteenhecken umgeben ist. Es ist die erste Station, an der der Master der Karawane seine Freunde sitzen hat. Um dieser Freundschaft willen überläßt er uns Europäern, die Kosten für die Nachtwachen allein zu bezahlen, und bittet noch, sie reichlich zu bemessen. Der Ort, bei dem wir lagern, heißt Duar Heridiin.

* * *



Abladen der Karawane.

Am Lagerplatze herrscht jedesmal ein vergnügliches Treiben, wenn die Tiere abgeladen werden. Der Marokkaner nimmt seinen Tieren grundsätzlich die Sättel nicht herunter, weder die Reit- noch die Packsättel, weil er behauptet, sonst erkälteten sich die Tiere in der Nacht den Rücken. Es ist natürlich sicher, daß ein in Schweiß geratener Pferderücken erst trocknen muß, ehe man den Sattel ganz herunter nimmt. Aber die Folge der marokkanischen Veterinärpraxis ist gewöhnlich die, daß die Tiere große Wundflächen unter den Packsätteln besitzen. Der Vernünftigste von allen ist noch der neue Makhasni, der seinem Tier, nachdem es trocken geworden ist, den Sattel wenigstens zeitweilig abnimmt und ihm erlaubt, sich auf dem Rasen zu wälzen. Besonders die Maultiere fühlen das Bedürfnis, sich nach abgenommener Traglast auf dem Rasen, noch lieber aber im Sande zu wälzen, und folgen ihrem Instinkt trotz des Tragsattels, der auf ihrem Rücken gelassen wird. An sich wäre es in der Tat ein amüsantes Schauspiel, zu sehen, wie die Maultiere, sobald sie keine Last mehr auf dem Rücken fühlen, womöglich mit allen Vieren gleichzeitig Bocksprünge machen, hinten ausschlagen, sich beißen und schließlich mit Wonne sich im Staube wälzen. Wenn aber dann die Tragsättel sich lüften, und man sieht die offenen Wunden auf dem Rücken, in die der Schmutz und der Staub hineinschlagen, dann möchte man am liebsten diese Schinder von Karawaniers verprügeln. Da das aber nicht möglich ist, so bleibt eben nichts anderes übrig, als sie der einstmaligen Vergeltung Allahs zu empfehlen. Die Karawane, mit der wir reisen, schleppt in mächtigen Ballen die allerverschiedensten Warengattungen nach Fas, namentlich europäische Kleiderstoffe, Galanteriewaren, die roten Mützen mit Troddeln, die „Fez“ heißen, aber fast samt und sonders aus Österreich kommen. Auch befinden sich unter den Waren vier europäische Polsterfauteuils für den Sultan. Die Fauteuils sind mit den Sitzen aufeinander gelegt und in Latten eingenagelt. Auf dem Marsche bilden sie eine Maultierlast. Die sämtlichen Ballen werden auf einen großen Haufen zusammengepackt, und darüber hin wird eine weite, stumpfwinklige Zeltplane gespannt, die den Karawaniers neben einem spitzen Zelte gleichzeitig als Schlafstätte dienen soll. Kaum sind die Ballen aufgestapelt und das Zelttuch gespannt, da brodelt auch

bereits heißes Wasser, und nun sitzt der Master mit seinen Leuten auf der Matte seines Zeltes und braut als der Älteste den marokkanischen Labetrunk: Tee mit ungeheuer viel Zucker und Minze. Die Zubereitung des Tees vollzieht sich in gesellschaftlichen Formen. Zunächst sendet der Master seinen Diener zu uns und läßt uns höflichst zum Tee bitten. Als wir in seinem Zelt erschienen und mit untergeschlagenen Beinen im Kreise der anderen Platz genommen haben, bringt der Diener das Teegeschirr herein. Dem Karawanier als dem Ältesten und Würdigsten der anwesenden Araber fällt das Amt zu, den Tee zu bereiten. Alle sehen dieser Zeremonie mit Andacht und schweigend zu, wie die Kinder dem Vater, wenn er seinen Namen schreibt. Zunächst gießt der Master aus dem dampfenden Teekessel siedend heißes Wasser in die kleine marokkanische Zinnkanne — made in England —, die damit ausgespült wird. Dann wird das Wasser in kleine, ausdrücklich für den marokkanischen Markt, und zwar in Deutschland gefertigte, buntbemalte Gläser gegossen. Diese haben die Form von kleinen Wassergläsern mit etwa einem zehntel Liter Inhalt. Auch sie erhalten die letzte Säuberung, indem zunächst eins der Gläser mit dem heißen Wasser des Teekännchens vollgegossen und dieses Wasser dann von Glas zu Glas umgeschüttet wird, weil heißes Wasser ein kostbarer Artikel ist, mit dem man sparen muß. Schließlich wird eins der Teegläser aus der blechernen Teebüchse bis oben hin mit Tee gefüllt. Auch dieser wird vorher mit heißem Wasser flüchtig gewaschen, indem er zunächst in die Kanne geschüttet wird; dann kommt ein wenig heißes Wasser darauf, das aber sofort wieder abgegossen wird, und nun stopft der Master die Teekanne fast bis oben an den Rand mit frisch gewaschener grüner Minze voll. Sodann werden vom Zuckerhut mit einem Hammer große Stücke abgeschlagen und ebenfalls noch in die Kanne hineingedrückt. Ein recht großes Stück kommt ganz oben auf den Rand der Kanne zu liegen, und es tritt das siedende Wasser in Tätigkeit. Langsam und so kunstgerecht wird es über das oberste Zuckerstück hinweg gegossen, daß dieses, sobald die Kanne voll ist, geschmolzen und ebenfalls in der Teekanne verschwunden ist. Nun gießt der Master zunächst sich selbst ein halbes Glas von dem Tee ein, um ihn auf seine Güte zu kosten.

Die Mischung besitzt noch nicht ganz seinen Beifall. Sie muß noch etwas ziehen, und Minze-, Zucker- und Teegeschmack müssen erst ordentlich durcheinanderkommen. Er gießt sich also sein Glas mehrmals voll und schüttet es wieder in die Kanne zurück. Dann probiert er nochmals. Die Mischung ist gut. Einzeln füllt er nun jedes Glas und reicht es in genauer Reihenfolge der Würdigkeit den verschiedenen Gästen. Wir probieren den Tee. Er schmeckt außerordentlich süß, und die Minze schmeckt stark durch. Aber die Art der Zubereitung ist doch nicht übel. Nur verstehe ich noch nicht, den Tee richtig zu trinken. Ich schlucke ihn nämlich völlig geräuschlos. Wenn man aber der Kunst des Masters und Gastgebers Anerkennung schenken will, hat man die Verpflichtung, den Tee im buchstäblichsten Sinne des Wortes so einzuschlürfen, daß das Ganze klingt wie ein Mittelding zwischen Schnarchen und Gurgeln. Erst dann hat der, der den Tee trinkt, den vollen Genuß, und der, der ihn bereitet hat, die volle Ehre davon. Wenn alle Anwesenden gleichzeitig ihren Tee schlürfen, erfüllt eine wahre Sinfonie von schlürfenden, schluckſenden und schmatzenden Tönen das Zelt. Wie ehrlich ist doch eine solche Freude am Genießen!

Mittlerweile stehen auch unsere Zelte. Wir führen von jetzt ab gemeinsame Küche, und Herr Schultheis, der in allen praktischen Künsten Meister zu sein scheint, läßt es sich nicht nehmen, persönlich die Mahlzeiten zu bereiten. Er versteht sich nicht allein auf gewöhnliche Erbswurstsuppe, sondern auch auf Braten, pikante Saucen, Eiergüsse über die Gemüse und sogar auf süße Mehlspeisen. Wenn er beim Kochen ist, hat er für nichts anderes Sinn, und stört man ihn dabei, so wird er ungemütlich. Indessen schwindet seine schlechte Laune sofort wieder, wenn man später seine Kochkunst lobt, und das tut man gern, zumal sie wirklich lobenswert ist und man sich um das Abkochen nicht zu bekümmern braucht.

Seit El Ksar sehen wir nur noch verhältnismäßig wenig Zeltdörfer. Hier in dieser Gegend waltet eine andere Bauart vor, nämlich die von bienenkorbartigen Strohhütten. Oberflächlich sollen sich folgende vier Arten von Wohnstätten in Marokko unterscheiden lassen:

1. das weißgetünchte, würfelartige, arabische Steinhaus, das den Bautypus für die Städte abgibt;
2. das stumpfwinklige Ziegenhaarzelt, das auf nomadischen Ursprung hindeuten dürfte;
3. die bienenkorbartige Strohhütte, bei der der Fußboden gewöhnlich etwa einen halben Meter über der Erde liegt, und zu deren niedrigem Eingang Leiterstufen hinaufführen;
4. die aus Kopfsteinen gemauerte und mit einem Strohdach belegte Steinhütte, die sich namentlich in den Bezirken



Frauen wandern zum Markte.

findet, deren Bewohner sich als Berber oder Breber bezeichnen.

Wie mir Hadj Hussein sagt, sind die bienenkorbartigen Hütten besonders verbreitet in dem Küstengebiet am Atlantischen Ozean, sowie namentlich am unteren Laufe des Ssebu.

* * *

21. Februar.

Infolge der Marschdisposition des Masters müssen wir heute bereits um 5 Uhr die Zelte abbrechen und um 6 Uhr marschieren. Es herrscht noch tiefe Nacht, und das Zelt muß dem armen „Bu

Hamara" noch vollständig durchnäßt aufgepackt werden. Wir ziehen nun durch den östlichen Zipfel des Gebiets der Ben Auda, deren Pascha sich besonderen Ansehens erfreut. Um 7 Uhr 20 Min. passieren wir zwei Dörfer, die sich rechts und links am Wege gegenüber liegen, namens Duar Djereifi. In ihrer Nähe liegen die Ruinen einer ehemals bedeutenden Kasba, Kariat Djereifi, die von dem Sultan Mulei M'hammed vor etwa einem halben Jahrhundert während eines Aufstandes — diese waren auch damals schon in



Das Schiff der Wüste.

Marokko an der Tagesordnung — zerstört wurde. Diese Gegend ist heute noch ziemlich dicht besiedelt. Zahlreiche Dörfer liegen am Wege, einmal sogar drei dicht beieinander, die, wenn ich nicht irre, den gemeinsamen Namen Ulad ben Haba el Hador führen; und 8 Uhr 15 Min. treffen wir ein bei einem größeren Heiligtum, das als eine wichtige Wegmarke gilt, dem Sied Ssidi Mußa Sserat. Es liegt auf dem erhöhten Ufer eines kleinen Flüßchens, dessen zum Teil ausgetrocknetes Bett weiß ist von Salzablagerungen. In dieser Gegend kommt viel Salz vor, und das Wasser der Bächlein und Flüsse ist hier salzig. Die Gegend beginnt jetzt

überhaupt etwas bergiger zu werden. Wir überschreiten die Ausläufer der Berge des „Djebel", deren nördlichste Haupterhebung der Djebel Sserßer ist, den wir nun bereits im Rücken haben, die sich dann zusammenziehen um die Stadt Uasan, die Stammburg der erwähnten Schürfa-Familie, und deren wichtigste südliche Erhebung der Djebel Kort ist, auf den unsere Reiseroute direkt los geht. Um 8 Uhr 35 Min. treffen wir bei dem Ulad Embarek ein, und 12 Minuten später passieren wir den Duar el Arbi el Hezmi (?). Es ist ein ziemlich fetter, mergeliger Tonboden, über den wir reiten. Die Hänge der Hügel sind fast überall unter Kultur genommen. Man sieht nur wenig Brachland, dagegen zahlreiche Dörfer und Leute auf dem Felde. Landschaftlich ist die Tour ziemlich langweilig. Aber wir begegnen zahlreichen Kamelskarawanen, unter denen namentlich diejenigen überwiegen, die zusammengesetzt sind aus Kamelen und Eseln. Ein Kamel geht in der Stunde etwa vier Kilometer, und das ist langsam genug, um den Eselchen zu erlauben, mitzutrotten. Auf ihren Rücken sitzen gewöhnlich die Master und die Karawaniers, die sich einen Esel leisten können, und in den Körben, die rechts und links von ihren Rücken herunter hängen, befindet sich der tägliche Proviant. Soweit die Zeit nicht hingeht mit Beobachtungen und Feststellungen der Ortsnamen und anderer für die Reiseroute wichtiger Dinge, knabbern wir Rosinen und geröstete Erbsen, die in dieser Zubereitung wie Mandeln schmecken. Gelegentlich zieht auch Herr Löhr eine Mundharmonika aus der Tasche und übt die neuen Walzer, die er während des Aufenthalts in Tanger zu seinem sonstigen musikalischen Bestand hinzugelernt hat. Auch begegnen wir hin und wieder Reisenden, die mit Weib und Kind und Esel sich auf den Weg gemacht haben. Bei uns würde die Frau auf dem Esel reiten und der Mann gehen. Bei den Marokkanern, für die der Mann die Krone der Schöpfung bedeutet, reitet er auf dem Eselchen und die Frau läuft nebenher. Hinten auf dem Rücken, direkt über dem Gesäß, hat sie ihr Kind in ein Tuch eingebunden, das um die Hüften geschlungen ist, und auf dem Rücken trägt sie das Gepäck. Stets den Djebel Kort im Auge, gelangen wir nach vierstündigem Marsche zu dem großen Dorfe Ulad Schemakha. Hier beabsichtigen wir zu



Unsere Reisegesellschaft im Steppengebiet.

rasten, weil meine beiden europäischen Reisekameraden, die Angestellte der deutschen Firma M. Richter in Fas sind, beabsichtigen, bei der Gelegenheit einen Mokhalatten zu zitieren, der in Schemakha wohnt. Unter Mokhalatten versteht man einen Schutzbefohlenen. Es ist nämlich in der Madrider Konvention den Vertragsmächten vorbehalten worden, Marokkaner unter ihren Schutz zu stellen. Es gibt zwei Formen der Schutzgenossenschaft: Semsale und Mokhalatten. Der umfassendere Begriff ist der erste. Unter einem Semsal versteht man einen unter den Schutz einer europäischen Macht gestellten marokkanischen Agenten eines europäischen Hauses. Der Semsal wird namentlich für diejenigen Fälle gebraucht, in denen Europäer Grundeigentum erwerben und andere wichtige Rechtsgeschäfte vornehmen wollen, die sie selbständig nicht ohne weiteres vollziehen können. Ankäufe und sonstige Dinge geschehen dann auf den Namen des Semsals, dessen nominelles Eigentum nunmehr von der betreffenden europäischen Macht genau so geschützt wird, wie wenn es Eigentum des europäischen Hauses wäre, dem der Semsal zugehört. Das Grundeigentum des Semsals ist usancemäßig befreit von Steuern und Abgaben. Das Mokhalattentum erstreckt sich in der Regel hauptsächlich auf die Diener und Bauern. Letztere erhalten vom europäischen Hause Saatkorn und Ackergeräte, bestellen ihre Felder und liefern die Hälfte der Erträge an den Europäer. Auf diese Weise ist das europäische Handelshaus in der Lage, da es sich nicht ohne weiteres in großem Maßstabe auf den Anbau derjenigen Früchte, die es exportieren will, einlassen kann, sich einen ständigen Bezug von Landesprodukten zu sichern. Auch der Mokhalatt genießt gegenüber den marokkanischen Behörden europäischen Schutz. Die Regierung ist beispielsweise gehalten, dem europäischen Hause, dem der Mokhalatt zugehört, sofort Anzeige zu erstatten, wenn dieser etwa einmal verhaftet werden sollte. Die Schutzgenossenschaft ist in Marokko auch politisch als ein wirksames Mittel zum Einfluß angewendet worden. Namentlich die Franzosen nutzten die Schutzgenossenschaft politisch aus, um beispielsweise an der marokkanischen Grenze möglichst viele französische Schutzgenossenschaften zu schaffen, die sich dann in dieser ihrer Eigenschaft vollständig von der marokkanischen Regierung emanzipierten. Als ein derartiges

politisches Mittel hat beispielsweise Deutschland dieses Privileg der Madrider Konvention niemals angesehen. Im Gegenteil, man macht der deutschen Gesandtschaft sogar vielfach den Vorwurf, daß sie viel zu schwierig sei bei der Annahme neuer Schutzgenossen, und daß sie dadurch einer sachgemäßen Ausnutzung dieses Privilegs für die Zwecke der deutschen Handelshäuser, namentlich an der Küste des Atlantischen Ozeans, hinderlich sei. Die deutsche



Frauen aus Schemakha.

Gesandtschaft erlaubt den in Marokko ansässigen Deutschen jährlich nur eine bestimmte Zahl neuer Mokhalatten aufzunehmen. Vielleicht ist das politisch ein Fehler, und man täte vielleicht gut, das französische Prinzip ebenfalls zu verfolgen. Denn es ist kein Zweifel, daß jeder neue Mokhalatt (die Zahl der Semsale ist sehr gering) auch den politischen Einfluß Deutschlands in Marokko stärkt. Wahrscheinlich ist die starke Beschränkung erfolgt, weil mit dem Mokhalattentum vielfach Mißbrauch getrieben worden ist. Es ist nämlich vorgekommen, daß junge Angestellte, die bisher in deutschen

Firmen in Marokko tätig waren, ohne selbst auch nur einen Pfennig zu besitzen sich von der Gesandtschaft eine Anzahl Mokhalattenscheine ausstellen ließen und mit diesen dann ins Land zogen, um sie an Eingeborene zu verhökern. Sie dachten gar nicht daran, sich etwa Mokhalatten zu schaffen, um durch sie sich den regelmäßigen Bezug von Exportgütern zu sichern. Vielmehr spekulierten sie darauf, daß die Marokkaner derartige Schutzbriefe den marokkanischen Behörden gegenüber auszunutzen pflegten, um sich Steuer- und Abgabenfreiheit und noch sonstige Vergünstigungen zu verschaffen. Es soll vorgekommen sein, daß jene marokkanischen Bauern derartige Mokhalattenscheine mit 80 Duros pro anno bezahlt haben. Wenn der pfiffige Jüngling 10 Stück solcher Schutzbriefe an den Mann bringen kann, dann bedeuten diese für ihn 800 Duros im Jahr oder 4000 Peseten (2400 Mark). Damit kann sich ein junger Mann in einer marokkanischen Küstenstadt in der Tat zur Ruhe setzen und braucht dann nur gelegentlich Jagdexpeditionen ins Innere zu unternehmen, um gleichzeitig von seinen Mokhalatten die Gelder einzukassieren. Daß derartige Mißstände nicht zum Ansehen des Deutschen Reiches beitragen, ist selbstverständlich. Aber mir scheint das angewendete Mittel, wegen dieser Mißstände nun auch den reellen deutschen Firmen eine oft sehr fühlbare Beschränkung im Erwerb neuer Mokhalatten aufzuerlegen, die Bekämpfung eines Übels mit ungeeigneten Mitteln zu sein. Man darf auch dabei das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, und es wäre sicherlich gut, wenn die deutschen Gepflogenheiten bezüglich des Erwerbs von Mokhalatten schon allein aus politischen Gründen einer Revision unterzogen würden. Der Mokhalatt der Firma M. Richter in Schemakha hatte nun seine letzte Ernte noch nicht abgeliefert, und als wir mit unserer Karawane in Schemakha erschienen, ahnten die Dorfbewohner nichts Gutes und erklärten gleich, daß der Mokhalatt nicht zu Hause wäre. Dieser aber zog trotz seines schlechten Gewissens doch vor, seine Dorfbewohner Lügen zu strafen, und erschien alsbald in eigner Person mit vielen Verbeugungen und Kratzfüßen. Es dauerte nicht lange, so erschienen auch seine Leute mit frisch in der Pfanne gebackenen flachen Broten, mit Eiern und hartem Käse, mit frischer und ranziger Butter, je nach der Geschmacksrichtung, mit Tee, Minze

und Zucker. Mit der marokkanischen Butter ist das so eine Sache. Die frische Butter, die wir bekommen, ist Schafbutter. Sie schmeckt sehr mild, aber ein wenig nach Bock. Die Rindsbutter genießt der Marokkaner nur ungern frisch. Im Gegenteil, er betrachtet alte, das heißt ranzige Butter, geradezu als eine Delikatesse. Es hält daher außerordentlich schwer, frische Rindsbutter zu erhalten, und wenn man sie haben will, muß man sie sich womöglich



Mahlzeit.

besonders von einer Bäuerin aus frischer Sahne bereiten lassen. Der Mokhalatt klagt über die schlechten Zeiten, was bei einem Agrarier nicht wundernimmt, da der Bauer erfahrungsgemäß niemals zufrieden ist. Er verspricht aber alsbald zu liefern, und bei dieser Versicherung muß man sich zunächst beruhigen. Das marokkanische Frühstück, das wir vorgesetzt erhalten, mundet uns nach dem frühen Aufbruch recht gut. Das in der Pfanne gebackene Brot schmeckt so ähnlich, wie der in Norddeutschland in den Tagen des Brotbackens auf dem Lande übliche Brotkuchen. Nur muß

man beim Kauen vorsichtig sein. Denn das Mehl ist eben erst auf einer steinernen Handmühle gemahlen worden, ist nicht durch Leinewand gestäubt, sondern wurde direkt mit den gleichzeitig abgeriebenen Sandkörnchen vermischt verwendet. Während man das Brot kaut, muß man mit der Zunge die Sandkörnchen herausfühlen und sie andauernd während des Essens hinausblasen. Aber bekanntlich wird des Lebens ungemischte Freude keinem Sterblichen zuteil!

Nach anderthalbstündiger Rast brechen wir auf und ziehen zunächst auf den Hügel hinauf, an dem Schemakha lehnt. Dann wandern wir in ziemlich kupiertem Gelände hinauf zu der Wasserscheide zwischen dem Uad Lekkus und dem bedeutendsten Flusse des Sultanats Fas, dem Ssebu. Nach anderthalb Stunden passieren wir den Duar Nadla und befinden uns 1 Uhr 45 Min. auf dem breiten Rücken einer Erdwelle und damit auf der Wasserscheide. Zu unserer Rechten liegt der Duar el Haddada und zur Linken der weithin bekannte Sonntagsmarkt Suk el Had Kort. Auf dem breiten Bergesrücken ruht ein kleiner See, der an die Mare der Eifel erinnert. Den Djebel Kort sehen wir bereits im Nordosten hinter uns liegen. Die uns (also nach Südwesten hin) zugekehrte Seite bildet einen schroffen Steilabfall, der allerdings als solcher nach Südostsüden seine Breitseite kehrt. Der Berg charakterisiert sich also als eine der zahlreichen Schollen, über die wir bisher hinweg gewandert sind, und die sämtlich ihren Steilabfall nach Südostsüden kehren. Östlich von uns liegen die steilen Berge, innerhalb deren das schon erwähnte Uasan liegt. Ohne Aufenthalt geht es nun den Berg auf der anderen Seite hinunter. Auch dieser zeigt orographisch dieselbe Eigenschaft, wie die bisher überschrittenen Schollen. Der Abstieg nach Süden zu ist steil, während der Aufstieg langsam und allmählich vor sich ging. Um 2 Uhr 45 Min. sind wir im Tale. Wir passieren zwei Dörfer, links Ulad el Moimi und rechts Ulad el Habara. Damit sind wir im Tale des Uad Rdat angelangt, eines der größeren nördlichen Nebenflüsse des Uad Ssebu. An der Stelle, da wir durch den Fluß hindurch reiten, ist dieser 5 bis 20 Meter breit. Beim Übergang über einen so breiten Fluß muß man auf die Tiere acht geben und sie straff im Zügel halten,

möglichst in der Weise, daß sie den Kopf hoch nehmen. Sonst kann es passieren, daß die Tiere, die auf den Boden schauen, durch das fließende Wasser beirrt die Empfindung bekommen, als ob ihnen der Boden unter den Füßen entschwindet, und sie das Gleichgewicht verlieren, so daß man vielleicht das Vergnügen hat, ein unfreiwilliges Flußbad zu nehmen. Im Flusse steht ein Gerüst, daß ehedem ein Wasserschöpfrad getragen hat, vermittels dessen die anliegenden Felder bewässert wurden. Es ist jetzt natürlich, wie so manches in Marokko, Ruine. Um 3 Uhr 10 Min.



Frauen mit Tonkrügen zum Wasserschöpfen.

rasten wir bei einem Dorfe, das dicht am Flusse liegt, unter Olivenbäumen, und auch hier zeigen sich die Dorfbewohner freundlich. Sie bringen uns Obst, Eier und Buttermilch, die wir aber unsern Marokkanern überlassen. Diese machen sich denn auch mit Wonne an die Mahlzeit, während „Bu Hamara" neben ihnen weidet. Ich finde, daß die Marokkaner an sich sehr bescheiden leben können, das heißt, wenn sie sich das Essen selbst kaufen müssen, daß sie aber, wenn es ihnen gratis geboten wird, geradezu fressen, bis ihnen der Leib weh tut.

Während sonst in den Dörfern, durch die wir kamen, die Frauen ziemlich versteckt gehalten wurden, sind sie hier verhältnis-

mäßig dreist. Mit großen, tönernen Urnen, die sie auf dem Kopfe, auf den Achseln oder auf dem Rücken festgebunden tragen, wandern sie zum Flusse, um Wasser zu schöpfen. Sie bleiben aber ganz gemächlich stehen und beschauen sich den Rumi. Während sonst in den Städten die Frauen in der Weise verhüllt sind, daß sie nur die Augen und die übrigens meist recht häßlichen Fußknöchel zeigen, ist die Verschleierung hier auf dem Dorfe nur durch ein lockeres Kinntuch markiert. Wenn die Marokkanerinnen mit ihren irdenen Krügen zur Quelle schreiten, machen sie ganz den Ein-



Zeltplatz bei Rabat.

druck hellenischer Jungfrauen. Bei einer anderen Gelegenheit sah ich inmitten einer trostlosen Wüstenei Frauen und Mädchen aus den umliegenden Dörfern an einem Felsbrunnen Wasser schöpfen. Ich habe das malerische Bild photographiert, und wenn ich es ansehe, erinnert es mich stets an die altbiblischen Geschichten, in denen ja das Wasserholen am Brunnen mit zu den geläufigsten Vorwürfen gehört.

Nach dieser zweiten Rast haben wir nun noch einen ganzen Nachmittag in glühendster Sonne zu marschieren. Die Haut hängt uns infolge des Sonnenbrandes geradezu in Fetzen vom Gesicht herunter. Indessen konstatiere ich zu meinem Vergnügen,

daß meine linke Hand sich bereits abgehäutet hat, und die neue Haut zeigt bis zum Ärmel eine fast kaffeebraune Farbe. Streife ich den Ärmel zurück, dann ist die Haut am Arm schneeweiß. Ich kann also jetzt mit Recht von mir behaupten: meine Hautfarbe ist scheckig. Meine Vaselinekur hat sich übrigens trefflich bewährt. Wenn sich nun auch das Gesicht noch vollständig geschält haben wird, dann bin ich sonnenfest und brauche nicht mehr so ängstlich zu sein, daß ich Sonnenbrandwunden bekommen oder vom Sonnenstich betroffen werde.

Unsere Laune war uns allerdings für den Nachmittag ziemlich verdorben. Die zwölf Stunden, die wir zu reiten hatten, kamen uns allen ziemlich schwer an, und schachmatt waren wir, als wir bereits nach Sonnenuntergang auf einer Höhe angelangt waren, die die Wasserscheide bildet zwischen den beiden Nebenflüssen des Ssebu, dem Uad Rdat und dem Uad Uargha. Wir schlagen unsere Zelte auf bei dem Uad Radatz. Hier gibt es schönes, kühles Wasser, das wir dazu benutzen, um uns hinter dem Rücken unserer Zeltwände vom Kopf bis zu Füßen abzuseifen, eine Tätigkeit, die das Staunen und Entzücken der ganzen Dorfbevölkerung erregt. Auf diese Weise werden wir wieder einigermaßen frisch. Buschma braucht dazu ein anderes Mittel. Ihm ist sein Tabak ausgegangen, und nun schreit er mit einer Stimme, die durch das ganze Dorf zu hören ist, ob es keinen Tabak gäbe. Erst als er eine Handvoll bekommen und sich ein Zigarette gedreht hatte, wird er wieder Mensch und geht mit frischen Kräften daran, die Pferde zu striegeln und ihnen den Staub von dem glänzenden Fell herunterzubürsten.

* * *

22. Februar.

Es ist Sonntagmorgen, und wir brechen um 7 Uhr auf. Nach einer Stunde passieren wir den Duar Daaf, und nach einer weiteren Stunde sehen wir bereits von einer Anhöhe als schmalen Silberstreifen den Uargha sich durch das Gelände schlängeln, und gerade vor uns im Hintergrunde beobachten wir erstmalig einen spitzen Kegel, den Djebel Tselfat. Tatsächlich haben auch bereits hier in den Bergen die Kämpfe begonnen. Die Bewohner der

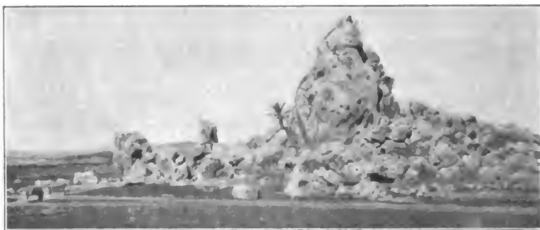
Dörfer am Djebel Fischtala, einer Gebirgskette im Südosten, hatten ebenfalls die Botschaft des Bu Hamara erhalten, weigerten sich aber, sich auf die Seite des Prätendenten zu stellen. Da wurden sie vor einigen Tagen von den Beni Mesgilda, die auf der Seite des Prätendenten stehen, angegriffen, aus ihren Dörfern vertrieben, und die Dörfer wurden niedergebrannt. Gerade östlich von uns beobachten wir eine Berggruppe. Es ist die, zu der der Djebel Fischtala gehört nebst dem Ras Uargha und dem Djebel Branes. Die Gegend wird bewohnt von den Beni Uriaghel, mit dem Hauptort Ulad Aissa. Um 9 Uhr 15 Min. passieren wir den Duar Kaid ben



Der Uad Uargha.

Abdallah und bald darauf das Heiligtum des Schutzheiligen von Fischtala, des Mulei Bu Schta. Etwa zehn Minuten später befinden wir uns am Nordufer des Uad Uargha, den wir überschreiten, um 9 Uhr 50 Min. bei dem Duar Tgagaa eine Stunde zu rasten. Südlich von uns wohnt der Stamm el Udaia. Es sind das Makhasni. Auch die Bewohner der Landschaften Scherarda, Ulad Djama und des Fahaß sind Makhasni. 20 Minuten nach Aufbruch kommen wir an den Duar Arb Hamien vorbei. Es soll das eine der schon erwähnten Kolonien von Berbern sein, die nach der französischen Besetzung aus Algier ausgewandert sind. Der Ort Hamien soll an der algierischen Grenze liegen. Während wir weiterreiten, beobachten wir im Osten den Djebel Tarsut und den Djebel

Beni Ahmed, dessen Bewohner berühmt sind als Verfertiger kunstvoll eingelegter, langschäftiger Gewehre. Um 11 Uhr 50 Min. haben wir die Wasserscheide zwischen dem Uargha und dem Sfebu überschritten. Hier liegen zahlreiche Dörfer, und das Land ist mit frischer Saat bestanden, die allerdings noch wesentlich zurück ist hinter derjenigen in der Nähe von Tanger. Der Djebel Tselfat hat uns bisher stets als Wegmarke gedient. Indessen sind wir bereits etwas nach Osten geschwenkt und sehen ihn nun schon halb rechts vor uns liegen, während geradeaus sich der mächtige Aufbau des kleinen Gebirgsstockes geltend macht, auf den wir nun zusteuern, und der in seinem Innern noch vollständig unerforscht



Hadjra el Uarkosa, berühmte Wegmarke am Sfebu.

ist, der Djebel Serhun. Gerade vor uns fällt das Gebirge steil nach Norden ab. Dieser Teil wird mir bezeichnet als Djebel Beni Amar. Die Bächlein, die samt und sonders von hier aus schon direkt zum Sfebu rinnen, führen Salz. Auch kommen wir mehrfach an Salzlagern vorbei, die von Marokkanern abgearbeitet wurden. Schließlich öffnet sich das Tal, und wir sehen eine bizarre Felsgruppe vor uns, von der die Araber behaupten, sie sei von den Römern aufgerichtet worden. Es ist aber tatsächlich nur ein Kalkkegel aus hartem Material, der in dieser bizarren Form mitten in der Sfebuebene stehen geblieben ist, während das Wasser die umgebenden weicheren Teile weggeräumt hat. Der Felsen heißt Hadjra el Uarkosa und bildet eine berühmte Wegmarke auf dem Wege von Tanger nach Fas. Unmittelbar hinter dem

Felsen zieht sich ein Dorf, Duar el Merhaffen, hin, und dieses liegt bereits am Ufer des Sfebu. Die Karawane hat mittlerweile einen anderen Weg gewählt, der etwa 500 Meter stromabwärts den Sfebu schneidet. Ich reite daher stromabwärts am Ufer entlang. Wir passieren noch halbwegs den Duar Ulnier. Dann überschreiten wir den Hauptstrom des nördlichen Marokko auf einer nicht ganz ungefährlichen Furt, auf der das Wasser den Tieren bis an den Leib hinauf reicht, und schlagen unsere Zelte dann auf bei dem Duar Kaid Omar el Meki. Es ist das ein großes Dorf, wo wir Getreide, Brot und Stroh kaufen können, und wo wir auch für gutes Geld eine Henne erstehen, die alsbald im Topfe schmort. Heute gibt es Huhn in Reis mit Eiersauce.

* * *

Auf irgend welche Schwierigkeiten sind wir unterwegs bei den Eingeborenen nicht weiter gestoßen. Zwar hörten wir mehrfach, namentlich nachts, schießen, und erfuhren dann, daß irgend ein Kampf stattgefunden hatte zwischen zwei Kabylen in der Nachbarschaft. Hier herrscht vielfach noch Kampf von Dorf gegen Dorf, und die Neigung, alte Feindschaften zwischen Kabylen oder zwischen feindlichen Dörfern auszutragen, ist in solchen Zeiten, da ein Bu Hamara seine Sendboten ausschickt, leichter vorhanden, als in Zeiten friedlichen Wandels. Wir vermeiden unterwegs alles, das die Muhammedaner in ihren religiösen Gefühlen verletzen könnte. Allerdings verzichte ich nicht darauf, mit meinem Apparat Studien zu machen. Ich habe mich aber vorgesehen, und da ich keinen sogenannten Detektivapparat besitze, so habe ich mir bereits in Tanger für die Zwecke der Inlandreise meinen kleinen Kodak als Detektivapparat ausstaffiert. Ich habe ihn auf eine mittlere Entfernung eingestellt und alle Höhlungen mit Zeitungspapier ausgepolstert, dann das Ganze doppelt verschnürt, nochmals in Zeitungspapier eingepackt und an den Stellen, an denen die Drücker sitzen, sowie an der Hinterwand in das Zeitungspapier Klappen hineingeschnitten, die mir die Aufnahme, sowie ein Weiterdrehen der Filmrolle gestatten. Mit diesem Apparat kann ich absolut unauffällig hantieren, und das Resultat ist

denn auch bereits eine ganz stattliche Anzahl von guten Aufnahmen, besonders von Menschen, auf die ich sehr stolz bin.

* * *

Die Ssebuebene, in der wir nunmehr unsere Zelte aufgeschlagen haben, dürfte in Zukunft noch einmal eine wichtige Rolle spielen, wenn es sich einmal darum handeln wird, die Landstriche in



Ssebu-Übergang, 2 km unterhalb Hadjra el Uarkosa.

Marokko festzustellen, die sich zur Kolonisation besonders eignen. Die Kulturbedingungen sind hier ganz ungewöhnlich günstig, ebenso die klimatischen. Dazu kommt, daß der Ssebu mit seinen Nebenflüssen an sich schon das Land ziemlich gut bewässert, und daß namentlich die Zuflüsse verhältnismäßig leicht zu Bewässerungsanlagen herangezogen werden können, so daß dadurch das Land trotz seiner Waldarmut doch gegen die krassesten Zufälligkeiten der Witterung geschützt werden könnte. Forscher wie Theobald Fischer und Joachim Graf von Pfeil haben bereits auf diese

Möglichkeit hingewiesen. Aber auch in ihrem gegenwärtigen Zustande ist die Ssebuebene die Kornkammer des nördlichen Marokko. Wenn es trotzdem möglich ist, daß zu gleicher Zeit der Roggen und die in erster Linie zum Anbau gelangende Gerste in den Dörfern drei- bis viermal so teuer ist, wie in Tanger, so liegt das in der Hauptsache an den mangelnden Verkehrsmöglichkeiten. Die Anlage von Straßen oder die Möglichkeit, auf dem Ssebu Schiffahrt zu treiben, würde geradezu eine wirtschaftliche Revolution herbeizuführen in der Lage sein. Die gegenwärtige Wirtschaftsform ist allerdings noch recht vorweltlicher Natur. Wie der reiche Mann in Marokko sein Geld in die Mauer seines Hauses vergräbt, so vergräbt der Bauer die Überschüsse seiner Getreideernte in Erdlöcher, die bei ihm die Stelle unserer Scheunen vertreten, und er gräbt es wieder aus, wenn er Bedarf darin hat, oder der Verkauf sich lohnt. Solange er zu leben hat, pflegt er allerdings selten an die Aufspeicherung zu rühren, und wenn nach guten Jahren einmal ein schlechtes kommt und er seine Vorräte verwenden will, dann passiert es ihm häufig genug, daß sie verfault oder ausgewachsen sind. An Eisenbahnen und Bau von Chausseen in Marokko zu denken, erscheint mir noch nicht als das Nächstliegende, um hier einige Wandlung zu schaffen. Ich glaube auch, daß die darauf gerichteten Bemühungen noch längere Zeit vergebliche Arbeit sein würden. Der einfachste und relativ am schnellsten zum Ziele führende Weg, um diesen Teil Marokkos zu erschließen, wäre meiner Auffassung nach die Nutzbarmachung dieser bedeutenden Wasserstraße Marokkos, des Ssebu. Der Kahn ist in dieser Gegend noch unbekannt. Zwar wird das Mündungsgebiet von marokkanischen Fischerflößen befahren, die in der primitivsten Weise aus aufgeblasenen Ziegenbälgen und darüber gebundenen Steinen hergestellt sind. Man kann leicht ermessen, welchen Umschwung auch im Verkehr mit dem Hinterlande bis Fas und eventuell darüber hinaus allein schon die Differenz herbeiführen würde, die sich in den Transportkosten auch für europäische Waren ergeben würde, wenn an die Stelle des teuersten Transportmittels, des Tierrückens, das billigste, der Wassertransport, gesetzt würde. Eine Untersuchung des Laufs des Ssebu auf seine Schiff- und Flößbarkeit hin erscheint mir daher als eine der wichtigsten und zweck-

dienlichsten Aufgaben, die zunächst einmal in Marokko geleistet werden können. Man darf sich allerdings von europäischen Erfolgen im Lande nicht allzuviel versprechen, so lange die Sicherheit nicht wiederhergestellt und die Verkehrs- und Handelsmöglichkeiten ausgedehnt worden sind. Namentlich von dem Mangel an Straßen und Beförderungsmitteln hängt es ab, daß es eigentliche Märkte in größerem Sinne im Inlande nicht gibt. Sonst hätten ja auch die europäischen Kaufleute, die Produkte der Landwirtschaft exportieren, nicht nötig, sich mit Mokhalatten abzugeben, wenn die Artikel, die sie exportieren wollen, regelmäßig auf Märkten zu erhandeln wären. Die Folgen dieser Unwegsamkeit sind größer, als es zunächst scheint. Vor allen Dingen leidet die Aufnahmefähigkeit des Landes für fremde Produkte darunter. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist Marokko für europäische Waren ein Absatzgebiet mit nur sehr beschränkten Möglichkeiten, und vor allen Dingen läßt sich nicht absehen, inwieweit eine Ausdehnung des europäischen Geschäftes nach dieser Richtung hin möglich ist, wenn nichts getan wird, um die Kapitalkraft des Landes zu erhöhen. Der Hauptteil der Geschäfte, die unternommen werden, besteht aus Geschäften mit der Regierung. Das private Geschäft in europäischen Sachen ist zumal für den, der etwa mit den Exportziffern anderer Länder zu rechnen gewohnt ist, fast minimal. Vor allen Dingen steht dem europäischen Import kein entsprechender Export aus Marokko gegenüber. Die europäischen Waren, die ins Land hineinkommen, werden bezahlt mit dem Kapital des Landes. Marokko selbst lebt also sozusagen à conto seines Kapitals. An der Aufrechterhaltung dieses Zustandes kann aber kein europäischer Staat ein besonderes Interesse haben. Denn er führt allenfalls zum Staatsbankrott, nicht aber zu größerem Wohlstande, der Bedingung ist für eine größere Aufnahmefähigkeit der Bevölkerung für europäische Produkte. Die Schuld daran liegt naturgemäß in erster Linie in der marokkanischen Regierung selbst, die glaubt, durch eine große Anzahl teilweise recht kindischer Ausfuhrverbote eine patriarchalische Schutzpolitik treiben zu müssen. Namentlich gilt das für die Ausfuhrverbote von Korn und gewissen Lebensmitteln, die aufrechterhalten werden mit der naiven Begründung: „Wenn den Leuten erlaubt würde, ihre Produkte zu verkaufen, so

könnte es eintreten, daß sie einmal zu viel verkauften und dann nachher selbst nichts mehr zum Leben hätten.“ Die Anlage von Straßen müßte daher Hand in Hand gehen mit der Aufhebung von Exportverboten, die, so lange sie bestehen, dem Lande die Möglichkeit nehmen, die Waren, die ins Land hineinkommen, wiederum mit Waren, die im Lande selbst wachsen, und an denen verdient wird, zu bezahlen. Gegenwärtig lebt der marokkanische



Marokkanische Wäscher.

Bauer nicht in unserem Sinne, er vegetiert ausschließlich, und da der größte Teil der Bevölkerung Landbevölkerung ist, so ist das Land weder kapitalkräftig, noch auch in Zukunft sonderlich aufnahmefähig. Auf den Märkten im Inlande, an denen wir häufig genug vorbeikommen, spielt der marokkanische Jude eine außerordentliche Rolle. Das ganze innere marokkanische Handelsleben ist sozusagen verseucht vom Judentum, womit nicht gesagt sein soll, daß das Judentum als solches dafür verantwortlich sei, als vielmehr die Indolenz und der Fatalismus der marokkanischen Bevölkerung. Das marokkanische Volk ist an sich und trotz der



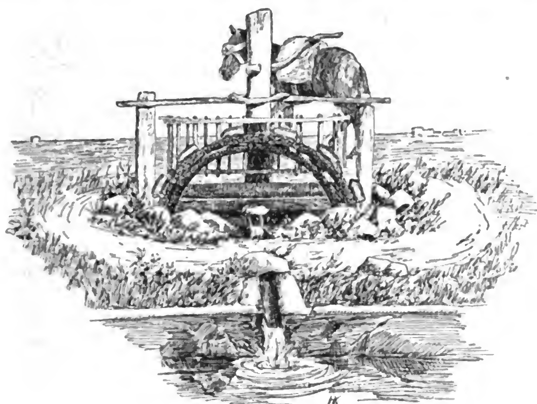
Furt über den Nad Esedu.

Indolenz lasterhaft und zum Wohlleben geneigt. So kommt es, daß der Jude überall als Gelddarleiher gebraucht wird, und daß ihm erlaubt wird, Zinsen dafür zu verlangen, die nach unseren Begriffen enorm sind. Auf jedem Markte kann man irgendwo ein Männlein in schwarzer Djellaba und mit schwarzem „Fez“ auf dem Kopfe hocken sehen, der den Bauern und Eselstreibern kleine Darlehen gibt, von einer Billion (25 Peseten-Centimos) angefangen. Die Zinsen rechnen von Markttag zu Markttag und betragen wöchentlich für die Billion ungefähr 5 Centimos. Der Jude kennt genau seine Leute, und einem Fremden würde er nicht eher ein Billion darleihen, als bis jemand, dem er vertraut, für ihn gutsagt. Kennt er den Mann aber selbst von früheren Geschäften her als „gut“, dann borgt er ihm auch höhere Beträge, und das so lange, wie er Zinsen erhält. Sollte er wirklich einmal späterhin das Kapital nicht zurückbekommen, so kann man annehmen, daß er es bereits längst durch die Zinszahlungen wieder hereinbekommen hat. Außerdem kommt der Schuldner, der den Gläubiger mit dem Kapital aufsitzen läßt, bei allen Juden in Verruf, und kein Jude borgt ihm jemals wieder eine Billion, wenigstens nicht zu so billigen Prozenten. Es bleibt dem Abgewiesenen dann zumeist keine andere Rache übrig, als daß er den Juden gelegentlich überfällt, durchprügelt und ausplündert. An solche Dinge sind die Juden im Verkehr mit den Marokkanern schon durchaus gewöhnt, und sie berechnen sich danach ihren Zinsfuß. Oft begegnen sie uns, wenn sie vom Markte heimkehren. Sie reiten auf einem Eselchen, dem man durch die Rippen blasen könnte, und bieten ängstlich jedem Menschen, der ihnen begegnet, „Slama“ (Friede miteinander!). Manchmal wollen sie sich auch, zumal in unsicheren Zeiten, durchmogeln, wenn sie Angst vor Ausplünderung haben. Dann binden sie sich wohl ein weißes Tuch um ihren schwarzen Judenfez, damit die Leute nicht gleich von weitem sehen, daß da ein Jude angeritten kommt, den auszuplündern sich lohnen würde. Freilich riskieren sie dabei wieder, daß sie von irgend einem strenggläubigen Araber durchgeprügelt werden, weil sie sich den Anschein gegeben haben, als seien sie Rechtgläubige, und daß ihnen das weiße Tuch noch obendrein weggenommen wird. Sieht der Jude aber, daß ihm ein Christ

entgegenkommt, dann fällt ihm gewöhnlich für einige Minuten ein Stein vom Herzen. Er strampelt mit den Händen in der Luft herum und begrüßt den Christen wie einen alten, lieben Vertrauten, einen Leidensgefährten, allerdings einen von höherer sozialer Stufe, aber doch als eine Art Kollegen. Und in der Tat, für den Muhammedaner sind Christ und Jude dasselbe. Er nennt sie in einem Atem. Er schätzt sie ungefähr gleich ein, sagt zu keinem von beiden jemals „Ssidi" [1]), womit er sonst jeden Araber vom Sultan bis zum Stallknecht tituliert. Der einzige Unterschied ist der, daß der Muhammedaner aus Erfahrung weiß, daß der Christ sich nicht so viel gefallen läßt, wie der Jude. Jedenfalls rate ich keinem Antisemiten, nach Marokko zu reisen. Er würde sich den allerpeinlichsten Angriffen auf sein fein differenziertes Ehrgefühl aussetzen und von dem Marokkaner mit den Juden als eine und dieselbe Mischpoke in einen und denselben Topf hineingeworfen werden. Alles das hindert freilich nicht, daß der Araber sich finanziell ganz in den Händen des marokkanischen Juden befindet, und dieser weiß schon, weshalb er sich prügeln und gelegentlich auch ausplündern läßt. Dafür entschädigt er sich wieder, wenn er daheim in der Mellah ist und seine Beine getrost mit denen seines reichlichen Kindersegens unter den reichbesetzten Tisch streckt. In der Tat könnte der Araber den Juden trotz aller Verachtung auf die Dauer kaum entbehren. Es hat das verschiedene Gründe. Einer der wichtigsten liegt darin, daß die Habgier der Großen und die Aussaugungspolitik der Regierung es dem wohlhabenden Araber unzweckmäßig erscheinen läßt, zu zeigen, daß er wohlhabend ist. Ferner kommt hinzu, daß der Koran dem Gläubigen das Verleihen von Geld gegen Zinsfuß und überhaupt jeden Handel mit Geld verbietet, so daß der Araber schon aus religiösen Gründen für seine Geldsorgen auf die Vermittelung des Juden angewiesen ist. Es gibt nun in der Tat eine ganze Anzahl von sehr reichen Leuten in Marokko, die ihren Reichtum zumeist in Edelmetall in irgend einer Mauer ihres Hauses aufheben. Hat nun ein solcher wohlhabender Mann beispielsweise den Wunsch, sich ein Haus zu bauen, dann wird er aus Vorsicht, um

[1]) Herr.

nicht zu zeigen, daß er Geld hat, das etwa die Beamten lüstern machen könnte, keineswegs etwa dieses Haus von dem Gelde bauen, das er sich an geheimen Stellen vermauert hat; sondern er geht ostentativ in das Judenviertel, nimmt womöglich noch einen Nachbar als Zeugen mit und borgt sich nach vielem Feilschen von einem Juden das Baugeld. Wenn er dann anfängt zu bauen, dann läuft er in der Stadt umher und wehklagt, was das alles



Wasserschöpfrad mit Maultierbetrieb.

für Geld kostet, und läuft womöglich noch einmal ins Judenviertel, um noch mehr Geld zum Hausbau zu beschaffen. Steht nun das Haus schön und prächtig da, und kommen der Pascha und die Minister und die Beamten und alles das Gesindel, das in Marokko seine Würde zum Geldaussaugen und zum Stehlen benutzt, vorbei und überlegen sich schon, auf welche Weise sie es andrehen können, um den reichen Mann, der sich ein so schönes Haus bauen kann, ins Gefängnis zu bringen und sein Eigentum zu ihren Gunsten zu konfiszieren, dann sind die Nachbarn und Freunde des reichen

Mannes da und bringen es unter die Leute: „Ja, meint ihr vielleicht, der darin wohnt, der wäre ein reicher Mann, weil er sich ein so schönes Haus bauen kann? Gar keine Spur davon! Wißt ihr, wem das Haus in Wirklichkeit gehört? Dem Ben Schimul und dem Abraham Bensaud und dem Isaak Toledano ben Assaya. Das Parterre gehört dem Ersten, der erste Stock dem Zweiten, und für den zweiten Stock hat er sich das Baugeld beim Dritten zusammenborgen müssen. Der Eigentümer — ja was denkt ihr — der sitzt bei diesen Höllenlöhnen schwer in der Kreide und hat zu ächzen, daß er nur so viel zusammenrafft, um die hohen Zinsen, die Allah verfluchen möge, bezahlen zu können. Um deswillen müssen seine Kinder und seine Weiber Hunger leiden, und um die Zinsen der letzten Woche bezahlen zu können, hat er schon am letzten Donnerstagsmarkt seine jüngste und schönste Sklavin verkaufen müssen und hat bei den schlechten Zeiten noch keine 60 Duro dafür bekommen!" Aber es dauert in einem solchen Falle meistens kein Jahr, dann ist das geborgte Kapital mit Zinsen wieder zurückerstattet, allerdings ganz heimlich; und daß der Jude reinen Mund hält, das bringt das Geschäft so mit sich.

* * *

Hadj Hussein hat sich bisher ebenso wie Buschma im Gegensatz zu Muhammed I. und II. sehr gut in seine Rolle hineingefunden. Er ist willig und im großen und ganzen zuverlässig. Allerdings habe ich auch ihn erst daran gewöhnen müssen, bei Einkäufen nicht gleich den geforderten Preis zu bezahlen, sondern streng auf Innehaltung der ortsüblichen Preise zu dringen, und bei Verabredung von irgend welchen Dienstleistungen vorher den Preis auszumachen. Es ist außerordentlich angenehm, wenn man auf einer solchen Reise über einen Dolmetscher verfügt, der nicht allein der deutschen Sprache mächtig ist, sondern auch sonst genug von der Welt gesehen hat, um einiges Verständnis zu besitzen für die Arbeit, auf die es für den Reisenden ankommt. Denn unterwegs wird andauernd beobachtet. Das Feststellen der Ortsnamen erfordert oft außerordentliche Mühe. Anfangs behagte ihm diese seine Tätigkeit nicht recht. Denn er hätte lieber auf seinem

„Bu Hamara" gesessen und sich mit Buschma unterhalten. Aber er gewöhnt sich daran, und ich bin im allgemeinen mit seinen Leistungen als Dolmetscher zufrieden. Da aber keine Rose ganz ohne Dornen ist, so ergibt sich bei Hadj Hussein, daß er sich noch nicht so recht in seine Eigenschaft als Diener hineinfügen will. Er ist noch der Ansicht, er sei mehr oder weniger Kamerad und Reisebegleiter. Ich behandle ihn im allgemeinen auch durchaus als solchen, verlange allerdings von ihm die Dienstleistungen, zu denen er verpflichtet ist. Dabei setze ich mich selbst nicht etwa auf den Feldstuhl und lasse meine beiden Schwarzen arbeiten, sondern ich greife selbst überall sehr kräftig mit zu. Es kann nun sein, daß ich ihn in den ersten Tagen etwas zu vertraulich behandelt habe. Das hat er wohl falsch verstanden und zieht außerdem Nutzen daraus, daß er sieht, wie ich mehr oder weniger von ihm abhängig bin. Heute nachmittag nach dem Zeltaufschlagen setzt es denn auch einen kleinen Strauß, bei welcher Gelegenheit ich ihm klar mache, daß ich es schließlich bin, auf den es ankommt, nicht er. Vorwand zu diesem Streite gab meine berühmte Erfindung, die einen Reisetisch mit dem Feldbett vereinigt. Hadj Hussein kann, trotzdem ich ihn jeden Morgen und jeden Abend in die Geheimnisse dieser sinnreichen Konstruktion erneut eingeweiht habe, sie immer noch nicht recht begreifen. Es ist auch möglich, daß sein strenger, marokkanischer Konservativismus ihn von vornherein gegen diese Ausgeburt europäischen Geistes mißtrauisch stimmt, und als er mir nun heute nachmittag mit Buschma zusammen zur Probe den Mechanismus in aller Ruhe in Funktion setzen soll und das nicht gleich fertig bekommt, wirft er plötzlich in heller Wut alles zusammen. Er behauptet, derartige Arbeiten könnte ich ihm nicht zumuten. Ich sollte mir das komplizierte Ding gefälligst selbst aufstellen. Daraufhin werfe ich mich naturgemäß in die Brust und mache ihm klar, daß er gleichzeitig als Diener und Dolmetscher engagiert sei und infolgedessen auch die Dienerarbeiten zu leisten hätte, die ich von ihm verlangte. Er behauptet aber, er sei in erster Linie Dolmetscher. Auf die Eigenschaft als Diener lege er weniger Wert, und er hätte die Reise nach Fas in erster Linie um des heiligen Mulei Idris willen angetreten, nicht um meinetwillen. Daraufhin erkläre ich ihm denn, diese Auffassung erscheine

mir zwar interessant, aber für meine Person jedenfalls durchaus unverbindlich. Er solle sich jetzt nun mal gefälligst daran machen und dafür sorgen, daß aus den einzelnen Teilen entweder ein Tisch oder ein Feldbett zustande käme. Es fällt ihm aber nicht ein, zuzugreifen. Vielmehr zieht er auch die gesamte marokkanische Dienerschaft der Herren Löhr und Schultheis nunmehr auf marokkanisch in die Diskussion hinein, so daß ich mich veranlaßt fühle, ihn zunächst einmal beim Arm zu ergreifen, um den Puls zu fühlen und zu sagen, wenn er jetzt nicht auf der Stelle still wäre, dann würde ich den Eimer Wasser, den Buschma soeben geholt hat, ihm über den Kopf stülpen. Er faßt diese Drohung als ernst auf und behauptet, dazu wäre ich nicht berechtigt, und er brauchte sich das nicht gefallen zu lassen. Er erbost sich immer mehr und mehr, und schließlich sage ich ihm, wenn er dieses Benehmen auf der Reise weiter fortsetzen wollte, dann bedauerte ich, auf seine weiteren Dienste verzichten zu müssen. Ich könnte nur einen gehorsamen Diener brauchen. Er hätte zwar einen vollen Monat Vorschuß bekommen; indessen schenkte ich ihm diesen und ersuchte ihn, seinen Stock zu ergreifen und wieder nach Tanger zurückzupilgern. Es gingen ja Karawanen genug, denen er sich anschließen könnte. Diese Wendung erschien ihm nicht angenehm. Aber er wirft sich als stolzer Hadj in die Brust und ergreift auch tatsächlich seinen Spazierstock, um loszuwandern, tut aber nur so, denn er läßt wohlweislich sein gesamtes Gepäck im Zelte. Er rührt sich auch trotz seines Spazierstockes nicht von der Stelle, sondern erklärt schließlich, ich müßte mir ein anderes Feldbett anschaffen, eins, das sich direkt zusammenklappen ließe, so daß man damit morgens und abends keine Arbeit hätte. An sich hatte der brave Hadj ja recht. Denn meine Erfindung ist zwar sinnreich, aber in der Tat höchst unpraktisch; das Zusammenpacken und Aufstellen, sowie die Metamorphose von Tisch zu Bett und umgekehrt erfordert auch bei mehr Geschick, als Hadj Hussein und Buschma es zeigen, einige Arbeit und Zeit. Trotzdem muß ich natürlich meine Autorität wahren und sage ihm, das fiele mir gar nicht im Traume ein, im Gegenteil, wir würden jetzt bei jedem Halt auf dem Marsche das Feldbett herunternehmen, und er und Buschma würden es zur Probe ohne meine Beihilfe so

oft aufstellen und abbrechen, bis sie es selbst im Schlafe könnten. Das erscheint nun selbst dem biederen Hadj als ein fauler Witz. Er bricht plötzlich in ein homerisches Lachen aus, wirft seinen Spazierstock weg und ruft dem Buschma in seinem Ssußdialekt einige Worte zu, woraufhin denn der Tisch innerhalb weniger als zwei Minuten fix und fertig aufgeschlagen dasteht. Hatten also die beiden Schlingel ein Komplott gegen mich geschmiedet, um sich die Arbeit des Aufstellens des Feldbettes vom Halse zu schaffen! Nun da sie sehen, daß sie damit nicht durchkommen und ich eventuell sogar bereit bin, auf ihre weiteren Dienste zu verzichten, geht es wie der Wind. Im stillen aber nehme ich mir vor, mir in der Tat in Fas eine andere Maschine zu konstruieren, und zwar wahrscheinlich einen sogenannten „Esel“ aus Sackleinewand und zwei Böcken, wie sie meine beiden europäischen Reisekameraden benutzen. Möge nur Allah meinem Hadj Hussein und meinem Buschma gnädig sein, daß mir nicht unterwegs doch noch eine andere Erfindung einfällt, und ich ihnen damit wieder Kopfschmerzen bereite. Die dumpfe Stimmung, die geherrscht hat, legt sich sehr bald wieder, zumal ich meinen beiden Ssußmännern Geld gebe, um frische Minze zu kaufen. Da noch einige Stunden Zeit sind bis zum Dunkelwerden, so erhalten sie das Recht, sich von meinem Tee und Zucker ihr Nationalgetränk zu brauen, und dabei vergessen sie die Sorgen, die ihnen nun schon tagelang meine doch so sinnreiche Erfindung bereitet hat.

* * *

23. Februar.

Heute durchwandern wir das Gebiet der Scherarda. Um 7 Uhr morgens brechen wir auf, und zwar herrscht Nebel. Nach einer Viertelstunde sind wir am Duar Ait Iburek. Wir klimmen einen Höhenzug hinauf, der sich noch zwischen uns und dem Serhun-Gebirge befindet, und wandern gegen 8 Uhr vorbei an dem Heiligtum des Ssidi M'hammed Schellah, von dem Hadj Hussein erklärt, er stamme aus dem Ssuß. Wir haben den Bergrücken überschritten und kommen um 1/2 11 Uhr gegenüber dem Duar el Kaid Mbarek ben Schlöh in einem verhältnismäßig engen Tale an, das uns nun noch allein von dem uns majestätisch und steil überragenden

Serhun-Gebirge trennt. Der Kaid steht in dem Rufe großer Gastlichkeit und soll keinen Fremden, der bei ihm vorspricht, unbewirtet weiterziehen lassen. Der Gebirgsstock des Serhun steigt vor uns prall aus der uns umgebenden Hochebene auf und erhebt sich jetzt in imposanter Höhe über uns. Dieses Gebirge ist für den geologischen Bau des nördlichen Marokko außerordentlich charakteristisch. Es gilt als durchaus unzugänglich und heilig, vor allen Dingen weil es die Grabstätte Mulei Idris des Älteren, des Gründers Marokkos, birgt. Auf seiner westlichen Seite allerdings ist es schon mehrfach durchquert worden. Das Gebirge war ehemals eine Hochburg der Römerherrschaft, und die Ruinen von Volubilis, die an der Grenze des verschlossenen Teiles des Gebirges liegen, sind häufig von Europäern besucht worden. Man kennt noch eine zweite ehemals römische Niederlassung: Tokolosidia, die auf der anderen Seite des Gebirges in der Richtung auf Meknas zu liegt. Aber in das höchste Stockwerk des heiligen Gebirges ist bisher noch kein Europäer eingedrungen. Es ist das noch eine der reizvollsten Aufgaben, die dem geographischen Reisenden unter den in Marokko vorhandenen blüht, und es taucht in mir der Wunsch auf, dieses Geheimnis zu lüften, obgleich man mir allgemein erklärt, eine Durchquerung des Gebirges, die schon mancher Forschungsreisende auf seinem Programm stehen hatte, sei der gefährlichen Wege halber untunlich. Wir haben den Tselfat im Rücken gelassen, der übrigens von hier aus durchaus nicht mehr den Eindruck eines spitzen Kegels macht, sondern vielmehr eine lange, scharf ausgezackte Kette von Höhen bildet, die sich fast auf gleicher Höhe halten mit dem Serhun-Gebirge, und die nach uns zu gekehrt steil abfallen. Um 10 Uhr 45 Min. passieren wir den Nsala Bu Kaschusch, und dreiviertel Stunden später, indem wir uns immer mehr den Höhen von Beni Amar nähern, sehen wir links auf einer kegelartigen Bergspitze eine Ansiedelung liegen. Es ist das eine sogenannte Sauia, d. h. ein muhammedanisches Kloster, das Mutterhaus einer angesehenen Ordensbrüderschaft, deren es in Marokko eine ganze Reihe gibt. Der Name des Klosters ist Sauia Ssidi Abdallah ben Brahim. Um 11 Uhr 20 Min. langen wir an bei dem unten im Tale unmittelbar unterhalb des Steilabfalls gelegenen Nsala Beni Amar, einem Zeltdorfe, bis zu dem



Wüstenstimmung.
(Straße zwischen Beni Amar und Ksala Mekkes.)

herunter von den Hängen des Gebirges Olivenhaine sich hinabziehen. Hoch oben aber über uns kleben zwischen dunklem Olivenlaub in einer Schlucht des Gebirges zwei Felsennester. Es sind kleine Städte, die aus steinernen Hütten bestehen und bewohnt sind von Berbern. Die Namen der Städte werden mir bezeichnet links, als Kandaka Tsdrana und rechts als Tscher Beni Mansor (?). Sie liegen westlich der Stelle, an der auf mehreren Karten eine Stadt Beni Amar eingezeichnet ist. Indessen scheint das eine Verwechselung zu sein. Soviel ich feststellen konnte, heißt der Nsala unten im Tale Beni Amar. Ebenso heißt die ganze Gegend [1]. Wir rasten unterhalb des Steilabfalls in einem Olivengarten, dessen Erdreich aber noch ausgiebig für übrigens gut bewässerte Leguminosen-Anpflanzungen verwendet wird, das erste Mal, daß ich in Marokko wirklich intakte Bewässerungsanlagen gesehen habe. Man sagt mir, daß das Gebirge auch in seinem Innern wohl angebaut ist. Nachdem wir von 11 Uhr 50 Min. bis 12 Uhr 55 Min. gerastet haben, überschreiten wir nach 15 Minuten einen Paß und damit die Wasserscheide nach dem Uad Mekkes zu. Im Hintergrunde aber erblicken wir erstmalig die Schneegebirge des Mittleren Atlas, die Berge der Beni Uarain, der Ghiata und der Ait Jussi. Die Tour, die nun kommt, führt uns durch ein völlig kahles, schroffes, überaus staubiges und ödes Kalkgebirge, über das die Karawanenstraße in nicht endenwollender Länge sich hinzieht. Wenn jemals auf dem Marsche, so wandelt uns hier echte, rechte Wüstenstimmung an. Blendend liegt die Sonne auf dem Kalkstaub.

[1] Trotter hat allerdings eine hoch oben gelegene Stadt Beni Amar besucht und verzeichnet vor ihr eine Kubba „Ain Alelu". Das würde übereinstimmen mit den Angaben von Rohlfs, der den Djebel Serhun etwa auf halber Höhe im Osten umging und seinen Tagesmarsch bei einer „Ssauia" Ain Alelu begann. Mir wiederum wurde ein Teil des erst nachträglich als Ssauia bezeichneten Ortes Ssidi Abdallah ben Brahim als „Ssauia Ain Ali" an Ort und Stelle angegeben. Die Lage zu der „Stadt" Beni Amar, bezüglich deren ich vermute, daß sie als solche gar nicht existiert, sondern daß die einzeln anders benannten Städtchen, die de Segonzac als Skhirat und Kenadaq verzeichnet, bisher schlechtweg als „Stadt Beni Amar" bezeichnet wurden, würde nicht der Angabe Trotters widersprechen. Jedenfalls ist an dieser Stelle die Kartographie noch etwas unsicher.

Kein Baum, kein Strauch ist zu sehen, allenfalls an den Hängen etwas Dornengestrüpp oder scharfe, kurzblättrige Gräser, die aber über und über von dem weißen Kalkstaub bedeckt sind. Das Bild wird noch weiter dadurch ergänzt, daß der Weg geradezu besät ist mit bleichenden Knochen und Kadavern von gefallenen Maultieren und Kamelen, die da, wo sie gefallen sind, einfach liegen gelassen werden. Die Straße ist ziemlich belebt mit Kamelskarawanen, die von Fas leer nach der Küste zurückkehren. Am Wege liegt ein Maultier, das eben erst gefallen ist, mit auf-



Mekkes-Brücke, dahinter das Salzgebirge von Mulei Jacub.

getriebenem Leib und schon fast gläsernen Augen im Todeskampf. Ich schlage vor, wir wollen dem armen Tier den Gnadenschuß geben. Herr Löhr warnt mich. Es könnte mir passieren, daß dann der Karawanier zurücklaufe, behaupte, das Tier hätte sich nur ausruhen sollen, und von mir fordert, ich solle den Schaden ersetzen. Ich lasse mich auch bereden und reite weiter. Aber ich entschließe mich doch umzukehren; bei der allgemein herrschenden Müdigkeit und Schlaffheit merkt man nicht, daß ich zurückbleibe. Ich lenke denn auch schließlich mein Pferd wieder um, setze dem Maultier den Revolver direkt aufs Blatt und beende durch einen Gnadenschuß seine Leiden. Der Schuß, der sich wegen der Nähe des Zieles nicht zum Knall entwickeln kann,

verhallt ungehört mit kurzem Knacken. Sofort läßt auch das arme Tier seinen Kopf, den es bis dahin im Todeskampf hin und her geworfen hatte, sinken. Es ist aus mit seinen Leiden, und wenn wir nach einigen Wochen wieder hier vorbeiziehen sollten, dann werden seine Knochen gerade so bleichen, wie die seiner anderen Leidensgefährten, die auf diesem Wege des Todes unter ihren Lasten zusammengebrochen sind. In etwas beschleunigter Gangart reite ich den anderen nach. Die gebleichten Knochen, die Kamele, die langsam und schläfrig dahinziehen, die brennende Sonne, der Staub, die Luft über den weißen Kalksteinen, die das Licht hell reflektieren, so daß es zittert wie über einem Schornstein, aus dem die heißen Gase entweichen, stundenlang keine Abwechselung, so etwas ermüdet und stimmt herab, so daß das frische Wasser des Mekkes, das plötzlich von dort unten im Tale uns entgegen glänzt, und über das die erste und einzige Brücke auf dem Wege nach Fas hinwegführt, mir vorkommt wie ein Blick in eine andere Welt. Mein Reitpferd hat wohl dieselbe Empfindung wie ich — die Sehnsucht, aus dieser deprimierenden Umgebung so schnell wie möglich herauszukommen. Denn es verfällt trotz des Sonnenbrandes und des Staubes ganz von selbst in Galoppsprünge, und bald sind wir an der Brücke angelangt, über die hinüber zu wandern die Karawane eben sich anschickt. Ich sitze ab und erfreue mich an der Gier, mit der mein Pferdchen von dem Wasser des Mekkes trinkt. Gleich oberhalb der Mekkesbrücke, jenseits des zum Sfebu strömenden Flusses, bei dem wir um ½3 Uhr angelangt sind, liegt der Nsala Mekkes. Hier werden wir das letzte Mal auf unserem Ritt nach Fas unsere Zelte aufschlagen. Von hier aus beträgt die Entfernung bis dahin nur noch etwa 6 Stunden.

* * *

Das Reisen hierzulande gehört sicherlich nicht zu den Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens. Das Ziel, das den Mut unterwegs und die Ausdauer aufrecht erhält, war bisher stets Fas, die Stadt des heiligen Mulei Idris, zu dem Hadj Hussein nun schon die ganze Zeit morgens, mittags und abends eifrigst betet. Im übrigen war unterwegs von saftigem, satten Grün,

von Wald und blühenden Wiesen, von freundlichen Menschen, von kühlem Trunk und molligen Bauernbetten, von bequemen Wegen, von liebenswürdigen Abenteuern, ja selbst von Tisch und Stühlen außer denen, die man bei sich führt, keine Rede. Aber Sand gibt es unterwegs, zeitweilig sehr viel Sand, und wenn die Sonne darauf brennt, dann flimmert es so schön darüber, dann zittern die Farben und die Gegenstände, die dahinter liegen, so schön, wie kein Pinsel und kein Photographenkasten es wiederzugeben vermag. In der Ferne taucht ein silberner Streifen auf, der beim Näherkommen breiter und breiter wird und sich schließlich zu einem Fluß verdichtet. Keine Brücke führt darüber hinweg. Auf schmaler Furt sucht sich die Karawane ihren Weg. Wo der Sand aufhört, da fangen Kalk und Mergel mit Staub, nochmals Staub und dreimal Staub an. Aber wenigstens von Zeit zu Zeit kommt man einmal vorbei an einem Hain von Orangenbäumen, wo man die goldenen, erquickenden Früchte für wenig Geld ersteht. Dann läßt man die Tiere weiden, streckt sich in den so lieben Schatten und beißt beherzt in die saftige Frucht. Merkwürdige Gedanken-Assoziationen tauchen auf. Jetzt ist Winter zu Hause, strenger Winter, die Zeit der gesellschaftlichen Vergnügungen, und so manches Mägdlein mag da zu Hause im geheizten Salon am winterlich verstimmten Klavier sitzen und melodisch das Land preisen, wo ebenfalls die „Zitronen blühn und im dunklen Laub die Goldorangen glühn". Ja, solange man im Salon beim wärmenden Ofen am Klavier sitzt und dem Zauber der Töne seine Phantasien über Goldorangen und Liebessehnsucht anvertraut, bleiben die Ideale rein. Wollte man sie wirklich bis hierher tragen, wo in natura über uns die goldenen Früchte im dunklen Laube glühen, so könnten die Ideale unterwegs recht staubig werden. In der Wirklichkeit aus vollen Zügen genießen, das kann nur der, dem eine gütige Fee die goldene Gabe der Phantasie mit in die Wiege gelegt hat, die ihm den Märchenzauber von Tausendundeiner Nacht vorspiegelt, und die es ihm ermöglicht, diese Illusionen auch dann zu wahren, wenn sie in die grelle Sonnenbeleuchtung der afrikanischen Wüste gesetzt werden. Sonst hat er von der Sache keinen Genuß. Die öde Realität, die Hitze und der Staub, der Ärger und die Gefahr

verklexen zu leicht das feine Muster, das die Fäden der Phantasie gewebt haben.

* * *

24. Februar.

So nahe das Ziel vor Augen! Man brennt vor Ungeduld, es zu erreichen. Wir lassen daher heute Karawane Karawane sein. Unsere Leute bleiben mitsamt dem Gepäck zurück. Sie können in aller Ruhe die Zelte abbrechen und das Gepäck aufsatteln. Wir drei Europäer reiten morgens um 6 Uhr los, um in schnellerer Gangart und möglichst zur Mittagszeit in Fas einzutreffen. Bereits nach 20 Minuten verlassen wir das Tal des Mekkes, dem wir bisher noch gefolgt sind, und steigen hinauf zu einem mit Gras bewachsenen Plateau. Zu unserer Linken haben wir ein schroffes, bizarres Kalkgebirge, das sich anschließt an das kleine Kalkgebirge, durch das wir von Beni Amar bis zum Mekkes geritten sind, und das sich dann fortsetzt in den ziemlich hohen Bergen, die Fas im Norden begrenzen, dem Djebel Tghat und dem Djebel Salagh. Nach einer Stunde passieren wir eine Grabstätte bei dem Nsala Djebub. Wir überschreiten ein kleines Salzbächlein, das sich zum Mekkes ergießt, und befinden uns 7 Uhr 22 Min. bei dem Nsala Ama, auf der höchsten Terrasse des Hochplateaus, das wir noch übersteigen müssen, ehe wir zu der Hochebene wieder ein wenig hinabsteigen, die vom Uad Fas durchflossen wird. Bis 8 Uhr 15 Min. haben wir andauernd zu steigen. Dann befinden wir uns auf der Hochebene von Fas und haben nach einer halben Stunde bereits den Djebel Tghat zu unserer Linken. Nun geht es vorbei 9 Uhr 15 Min. am Nsala Dujaz. Um 9 Uhr 45 Min. haben wir die höchste Spitze des Djebel Tghat, an dessen Fuße wir entlangreiten, direkt über uns, und nach weiteren 10 Minuten genießt man den ersten Blick auf Fas, und zwar sind es zunächst die Minarets von Neu-Fas, dem Stadtteile, in dem der Komplex des Sultanspalastes liegt, die weißleuchtend zu uns hinüberschimmern. Die Ebene ist bedeckt mit zahlreichen Dörfern und Gehöften, sowie mit einer großen Menge von Ruinen, unter denen die markanteste eine zerfallene Wasserhochleitung ist, die die ganze weite Fasebene durchquert, und von den in den

Bergen gelegenen Heilquellen von Mulei Jakub nach einem alten Sultanspalast hinführt. Um 10 Uhr sind wir an der Stelle des Weges angelangt, da die Straße von Meknas her, die das Serhun-Gebirge an seiner Südseite umgeht, einmündet. Wir sind gut geritten und haben eine volle Stunde von der sonst in Berechnung zu ziehenden Zeit eingeholt. Um 11 Uhr treffen wir ein am westlichen Tore von Fas, dem Bab Ssagma.

Meine beiden Reisegenossen werden von ihren muhammedanischen und israelitischen Geschäftsangestellten und Klienten auf



Westliches Tor von Fas (Bab Ssagma).

Maultieren eingeholt, und mit großem Geleite ziehen wir in die heilige Stadt ein. Die Menge gafft uns an und teilt sich gegenseitig die Neuigkeit mit, nun wären die Alleman-Prus — die Deutschen — auch wieder da. Von Unfreundlichkeit merken wir keine Spur, im Gegenteil, ich bin überrascht über die Freude, die mehrere arabische Geschäftsfreunde der Firma Richter an den Tag legen, daß die beiden Herren wieder eingetroffen sind. Sie scheuen sich nicht einmal, diese öffentlich zu begrüßen, was sie im allgemeinen ihrer Landsleute wegen gern vermeiden, weil sie nur ungern öffentlich wissen lassen wollen, daß sie mit den Christen Geschäfte machten. Die kühle Temperatur, die in den Straßen

der Stadt herrscht, berührt uns, gegenüber der sengenden Hitze da draußen, seltsam. Wir steigen zunächst ab in dem schönen Hause, in dem das deutsche Konsulat untergebracht ist, einem ermieteten Prinzenpalast, und erfrischen uns an den Orangen, die im Garten des Konsulats stehen, und die auch bereits einmal der Kaiserlichen Oberrechnungskammer einige Sorgen bereitet haben. Es kam nämlich einmal an das Konsulat seitens der Oberrechnungskammer eine Anfrage, was denn aus den Erträgen der Orangenbäume würde, die den Konsulatsgarten bewaldeten. Nun, diese Frage könnte nunmehr auch ich der Kaiserlichen Oberrechnungskammer beantworten: Sie werden radikal aufgegessen!





Feldwache.

Siebentes Kapitel.

Ein Monat in Fas.



Das deutsche Konsulat, wo wir zunächst abgestiegen sind, ist, wie gesagt, ein marokkanischer Prinzenpalast, der für die Zwecke des Konsulats gemietet worden ist. Vor seiner Abreise aus Fas hatte Herr Löhr die Türen des Amtsgebäudes versiegelt. Die Siegel sind unverletzt. Herr Löhr löst sie ab und findet auch innen alles unverändert. Das Grundstück ist unbewohnt. Bekanntlich ist Deutschland der einzige Staat, der das Recht hat, einen Berufskonsul, und zwar direkt am Hoflager des Sultans, zu unterhalten. Demzufolge residiert auch der deutsche Berufskonsul je nach dem Orte, wo sich das Hoflager des Sultans befindet, in Fas oder in Marrakesch. Allerdings macht das Reich gegenwärtig von diesem Rechte keinen Gebrauch. Der deutsche Konsul für Fas, Herr Lüderitz, sitzt nach wie vor in Tanger. Er hat bisher noch nicht den Auftrag erhalten, in Fas selbst die Führung des Konsulats wieder zu übernehmen. Statt dessen

nimmt Herr Löhr als provisorischer Verweser des Konsulats seine Geschäfte von heute ab wieder wahr. Das Grundstück wird als



Garten und Amtsgebäude des deutschen Konsulats in Fas.

ein sogenannter Riat bezeichnet, das heißt ein Gartengrundstück. Wir würden vielleicht auf gut deutsch sagen ein Villengrundstück, im Gegensatz zu der geschlossenen Bauweise, die sonst in Fas vor-

herrscht. Der rechteckige Garten, der ungefähr doppelt so lang wie breit ist, ist eingeschlossen von hohen Mauern. An den beiden Querseiten stehen die Gebäude, und zwar an der Ostseite das einstöckige Haus, das die Bureauräume des Konsulats beherbergt, und an der Westseite ein zweistöckiges Gebäude mit schönen, hohen Räumen, die dem Berufskonsul als Wohnung dienen sollen. Der im Amtsgebäude als Amtslokal eingerichtete Raum enthält einen Schreibtisch, einige Bücherreale und eine Anzahl von Aktenkisten. An der Wand sind mehrere Karten von Marokko angenagelt. Dazu kommen einige Stühle. Das ist die ganze Einrichtung. Das Wohnhaus ist vollständig leer bis auf einen Tisch und einige Stühle. Von Eingang zu Eingang zieht sich der Länge nach durch den Apfelsinengarten hindurch ein breiter, von einer niedrigen Mauer eingerahmter Weg, der mit blauen und weißen Tonplatten gepflastert ist, die mosaikartig zusammengesetzt sind; in den beiden Rotunden, die vor den Gebäuden liegen, plätschert ein Springbrunnen. Die Tonplatten werden in Fas fabriziert und gehen von hier aus bisweilen in Karawanenladungen ins Land. Ja selbst Mr. Harris hat sich eine derartige Karawanenladung nach Tanger kommen lassen, um dort sein Haus damit zu belegen. Vielleicht ließe sich für unsere Tonwarenindustrie an diese marokkanische Liebhaberei anknüpfen, vorausgesetzt, daß der Transport die Ware nicht zu teuer macht. Das deutsche Konsulat gilt als eins der schönsten marokkanischen Privathäuser von Fas. Freilich sind die Bewohner des Konsulats auch nicht unbedingt Herren dieses Platzes. Denn erstens ist es in dem Mietskontrakte untersagt worden, daß auf dem Gebäude die deutsche Flagge gehißt wird. Selbst so weit müssen die europäischen Mächte in Marokko in ihren Konzessionen gegenüber muhammedanischem Aberglauben gehen, daß es ihnen nicht einmal auf dem Boden, der selbst staatsrechtlich als der ihrige betrachtet wird, erlaubt ist, ihre Flaggen hissen zu können, weil sonst das Volk sich darüber zu sehr aufregen würde. Dieses soll angeblich eine geradezu aberwitzige Angst davor haben, daß eine fremde Flagge aufgezogen wird, weil es glaubt, daß das Land, über dem eine fremde Flagge weht, durch diese sozusagen im Bann gehalten wird in der Weise, daß die Besitzer der Flagge eine geheimnisvolle Macht über das

Land und seine Bewohner ausüben. Wenn man den Glauben an Amulette und Beschwörungen damit zusammenhält, so ist diese Erklärung sehr wohl verständlich. Aber auch sonst sind die Bewohner des Konsulats in der Verfügung über das gemietete Grundstück und seine Baulichkeiten behindert. In dem Mietskontrakte steht nämlich auch, daß es verboten ist, das Dach des Hauses zu besteigen. Dieses Verbot gilt für Männer in Fas



Schutzsoldaten des deutschen Konsulats in Fas.

ganz allgemein. Die Sitte verbietet es, auf die Dächer zu steigen und sich dort aufzuhalten. Denn die Dächer gehören den Frauen und sind schließlich auch die einzige Möglichkeit für diese armen Geschöpfe, um unverschleiert Licht und Luft genießen zu können. Jedes Ding hat zwei Seiten, und so wird es dem deutschen Konsul wahrscheinlich auch nicht gerade unangenehm sein, wenn ihm hier in Fas keiner aufs Dach steigen kann.

Während unserer Rast im Konsulat ist nun auch die Karawane angekommen, von der sich unsere Leute getrennt haben, um direkt hinunterzuziehen nach dem im unteren Stadtteil gelegenen

Riat, der den Herren Löhr und Schultheis als Wohnung dient. Auch wir besteigen wieder unsere Pferde und reiten nun durch das Straßengewirr von Fas. Hier oben in dem neueren Stadtteile sind die Straßen noch mit Kopfsteinen gepflastert. Je mehr wir aber bergab steigen nach den älteren Stadtteilen zu, um so schlechter werden die Wege. Die Steinpflasterung hört zum Teil ganz auf, und an ihre Stelle treten Schmutz und sumpfige Löcher.



Straße in Fas (obere Stadt).

Gelegentlich hören wir das Wasser des Uad Fas rauschen, das von einer älteren, weniger indolenten Generation, als die jetzige ist, in einem weitverzweigten System kanalisiert und durch die ganze Stadt geleitet wurde, um in den Häusern die Springbrunnen zu speisen, die gleichzeitig als Wasserleitung dienen. Es sind zwei Leitungssysteme, und zwar dient das eine System der Zuführung von gutem Wasser, während das andere das verbrauchte Wasser, sowie Unrat und Schmutzwasser aufnimmt, somit also als Abwässerkanalisation dient. Nach und nach kommen wir in das Viertel, wo die Karuiyin liegt. In den Straßen herrscht

ziemliches Gedränge. Aber man hört wenig laute Töne. Die Leute gehen still und fast ohne einander anzusehen ihren Weg. Jeder einzelne macht den Eindruck von etwas Unheimlichem. Das einzige Rufen und Schreien kommt aus dem Munde der Esels- und Maultiertreiber, die andauernd „Balak" (Vorsicht) rufen, um die Passanten zu veranlassen, zur Seite zu treten und die mit Säcken und allerhand Waren, sowie Hausgerät und sonstigen Dingen beladenen Tiere durchzulassen. Da die Straßen sehr eng sind, so muß man sich vorsichtig an solchen Lasttieren vorbeischlängeln. Denn es ist unangenehm, wenn man plötzlich mit dem Tragsattel eines solchen Tieres in Berührung kommt. Besonders gilt es, auf die Kniee Obacht zu geben, und daß man nicht etwa entweder von den Lasten an die Mauer herangedrängt wird oder aber an den scharfen Türkanten und Mauerecken sich Schaden tut. Wir biegen ein in eine ganz schmale, tunnelartige Gasse, in der sich zwei Reiter nicht ausweichen können, und die überbaut ist von den anliegenden Häusern. Nach einer kurzen Weile halten wir vor einem Tor. Hier ist das Geschäftslokal der Firma M. Richter, in dem sich auch die deutsche Postagentur befindet. Herr Schultheis ist mit dem israelitischen Geschäftsdolmetscher bereits vorausgegangen und hat das Grundstück geöffnet. Auch er findet hier alles in guter Ordnung, und er eröffnet sofort wieder den Postdienst, der in der Zwischenzeit von einer Hilfsstelle aus der Mellah heraus unterhalten worden war. Dann haben wir noch einmal eine ziemlich steile Straße hinunterzureiten und kommen nun vorbei bei zahlreichen Kesselschmieden, Färbern, sonstigen Handwerkern und Händlern. Wir überschreiten eine kleine Brücke, unter der ein Arm des Uad Fas hindurchfließt, und befinden uns nun ungefähr auf der tiefsten Stelle der Stadt. Nochmals geht es unter mehreren Holztoren hinweg durch schmale und enge Gäßlein, die dunkel und überbaut sind, und in denen wir nicht einmal reiten können. Die Pferde müssen geführt werden, und die Menschen, denen wir begegnen, drücken sich dicht an die Wände heran, damit wir und die Tiere nur überhaupt vorbei können. Dann halten wir wieder vor einem dunklen Tor. Herr Löhr klopft und ruft auf marokkanisch ein Wort der Verständigung. Von innen antwortet eine weibliche Stimme. Es ist

die marokkanische Dienerin, die gleichzeitig die Wirtschaft besorgt. Sie ist die Witwe eines Scherifen, der befreundet war mit dem Privatgendarmen, der zur Bewachung des Grundstücks engagiert ist. Unter vielen „Slama“ und Verbeugungen bewillkommnet sie ihre Herren, und bald erscheint auch mit freudigem Geschrei ein kleiner, schwarzer Krauskopf, ihr Söhnchen, das freudig den Ankömmlingen die Patschhand entgegenstreckt. Unsere Pferde finden Platz in dem Stalle, der zum Grundstück gehört. Es ist das ebenfalls ein Gartengrundstück wie das Konsulat, mit Nebengebäuden, Mosaikplattengang, Apfelsinenbäumen und Springbrunnen. Hadj Hussein und Buschma erhalten vorläufig einen über dem Pferdestall liegenden Raum zum Wohnen angewiesen. Unten im Haus befindet sich ein nach marokkanischer Art eingerichteter Empfangssalon. An den Wänden entlang liegen direkt auf den Mosaikfliesen des Bodens dicke Strohpolster mit Kissen. In der Mitte steht ein Tisch mit einigen Stühlen, und im Hintergrund in einem Nebenraum sieht man Schränke und Hausgerät. Müde lassen wir uns zunächst auf den Strohmatratzen nieder, die mit weißem Leinen überzogen sind. Der Schutzsoldat, der das Grundstück bewacht, macht sich mit der arabischen Dienerin daran, den Tee zu bereiten, und bald erquicken wir uns an Tee und Brot, an frischer Butter und an guten europäischen Konserven, die den Vorräten des Hauses entnommen sind. Auch für Hadj Hussein und Buschma sorgen die Diener. Während Buschma Pferdefutter einkauft und die Tiere versorgt, reinigt sich Hadj Hussein von Kopf bis zu Füßen, und dann geht er nach der Moschee des heiligen Mulei Idris, um dort seine Waschungen vorzunehmen und mehrere Stunden lang im Gebete zuzubringen. Sein größter Herzenswunsch, auch einmal in der Mulei Idris von Fas, nächst Mekka einem der größten Heiligtümer des Muhammedanismus, beten zu dürfen, ist erfüllt. Von den einstmals 785 Moscheen, die Fas enthielt, sind zwar gegenwärtig nur noch 130 vorhanden, immerhin genug, um den religiösen Bedürfnissen des frommen Hadj in ausgiebigem Maße zu genügen.

* * *

25. Februar.

Wir haben allesamt Ruhe nötig nach den Anstrengungen der Reise. Die beiden deutschen Herren haben die Freundlichkeit gehabt, mir ihre Wohnung anzubieten. Indessen habe ich im beiderseitigen Interesse gedankt und bin auf der Suche nach einer eigenen kleinen Wohnung. Ich wollte in meiner Zeit möglichst unbeschränkt bleiben, weil ich beabsichtige, in Fas selbst und in der Umgegend, unabhängig von den Mahlzeiten, meine Ausflüge zu unternehmen. Mit Dank aber nehme ich die ständige Ein-



Blick auf Fas von Süden.

ladung für die Abendmahlzeiten an, denen sich, wenn wir nichts Besseres zu tun haben, dann regelmäßig ein kleiner Skat anschließen soll. In Fas eine Wohnung zu bekommen, die für Europäer einigermaßen passend erscheint, hält sehr schwer. Es soll aber eine kleine Wohnung vorhanden sein, die auch schon von europäischen Durchreisenden benutzt worden ist, und zwar bei einem Araber, der mir als ein Freund der Europäer geschildert wird. Der Zufall will es, daß das kein anderer ist, als der selbe Ssidi Omar, auf dessen Fingernägel nicht allein er, sondern so ziemlich die ganze europäische Presse stolz sein konnte. Denn aus ihnen sog er sich die Nachrichten über den Bu Hamara-Aufstand

heraus, die die Authentik der spanischen Gesandtschaft in Tanger ausmachten, deren ständiger eingeborener Konsularagent er ist. In der Tat waren seine Fingernägel fruchtbar und nährten nicht allein den spanischen Gesandten in Tanger, sondern auch den schon früher erwähnten spanischen Journalisten von altem Adel, sowie zahlreiche andere europäische Journalisten, die mit ihm zusammen die Authentik der spanischen Gesandtschaft im Pokern anzulegen pflegen. Ich miete die Wohnung. Sie hat einen separaten Aufgang von der Straße her. Man gelangt zu ihr vermittels einer sehr langen Treppe mit schmalen, hohen Stufen, einer sogenannten Hühnerstiege. Sie ist sehr klein und besteht zunächst aus einem wenige Quadratmeter großen, mit roten Ziegelsteinen gepflasterten Patio. Das ganze Licht, das in die Wohnung hineinfällt, kommt durch das Oberlicht des Patio, der sich direkt nach dem Himmel öffnet. Um ihn herum liegen drei schmale, ebenfalls mit Ziegelsteinen gepflasterte Räume, von denen ich den größten für mich belege. Der folgende dient als Küche, der dritte als Schlafstelle für Hadj Hussein und Buschma. Die Pferde kommen unten in den Stall, in dem auch die Tiere des Ssidi Omar stehen. Indessen bedinge ich mir aus, daß ich im Hofe noch einen verschließbaren Nebenraum bekomme, um dort mein Pferdefutter aufzubewahren. Denn sonst sehe ich voraus, daß ich in der Zeit, da ich hier wohne, auch die Maultiere und Esel des europäerfreundlichen Ssidi Omar Brada werde füttern müssen.

* * *

26. Februar.

Die Zeiten, in denen der Sultan sich genötigt sah, den in Fas sich aufhaltenden Fremden Schutzwachen zur persönlichen Begleitung und Bewachung mitzugeben, scheinen vorbei zu sein. Ich bewege mich, allerdings stets in Begleitung von Hadj Hussein, unbehelligt und friedlich in der ganzen Stadt. Wir vermeiden nur die Viertel und Straßen, an denen besonders heilige Moscheen liegen. In der Tat ist Fas eine außerordentlich interessante Stadt, in der man marokkanisches Leben an der Quelle studieren kann. Vor allen Dingen ist die Stadt ziemlich reich an Haus-

industrie. Die allerverschiedensten Gewerbe werden hier noch mit ziemlicher Kunstfertigkeit geübt, vor allen Dingen die Herstellung von Lederarbeiten, Taschen, Wolldecken, Seidengürteln, kunstvoll eingelegten Gewehren, sowie Messing- und Kupferschmiedearbeiten, die sehr häufig mit feiner Ziselierarbeit versehen sind. Außerdem ist Fas ein ziemlich bedeutender Markt für Südfrüchte und Stapelplatz für allerhand europäische Waren. Von Fas aus gehen die außerordentlich stark begangenen Karawanenstraßen nach Osten in das Gebiet der gegenwärtig im Aufstand befindlichen Kabylen und nach Südosten über den Hohen Atlas hinweg nach den Sahara-Oasen. Diese Verbindung ist besonders wichtig. Sie reicht bis hinunter nach Timbuktu und ist die Straße, auf der seinerzeit Lenz gewandert ist. Aus dem Süden kommen Rosinen, Feigen und namentlich Datteln von einer hervorragenden Süßigkeit und Größe, ferner Mandeln und die beliebten Erdnüsse. Auch bewegt sich auf dieser Straße noch ein ziemlich ausgiebiger Handel mit Menschenfleisch. Die Sklaverei steht in Marokko noch in vollster Blüte, und der Sklavenhandel wird in einer ganzen Reihe von Fondaks auch in Fas ausgeübt. Indessen sehen es die Araber nur sehr ungern, wenn Europäer solche Orte besuchen, in denen die aus dem Sudan importierten Schwarzen versteigert werden. Einen ganzen Stadtteil für sich nimmt ein die große Karuiyin, eine Moschee, die, wenn man den Marokkanern glauben will, eine geradezu fabelhafte Ausdehnung besitzt und gleichzeitig das Heim einer berühmten muhammedanischen theologischen Fakultät ist. Dem Christen allerdings ist es allenfalls nur möglich, gelegentlich im Vorbeigehen durch das offene Tor einen Blick hinein zu werfen in die Tempelhallen mit ihrem reichen Mosaikbelag, mit ihren Brunnen, an denen die frommen Moslemiten ihre rituellen Waschungen vornehmen, mit ihren Säulengängen und in Marmor oder Gips ausgearbeiteten, reich mit Arabesken verzierten Säulenkapitälen und Rundbogen. Es ist ganz unvermeidlich, an der Karuiyin vorbeizugehen. Denn sie liegt gerade in einem Stadtteile, durch den die Hauptverkehrsadern der Stadt hindurchführen. Aber allseitig werde ich gewarnt und gebeten, nicht den Stadtteil zu betreten, in dem die Moschee von Mulei Idris liegt, in der dieser selbst begraben ist. Übrigens müssen

zwei Mulei Idris unterschieden werden, nämlich Mulei Idris der Jüngere, der Begründer von Fas, und Mulei Idris der Ältere,



Straße in Fas el Djedid.

der Begründer des marokkanischen Reichs. Dieser letztere ist der Vater des Gründers von Fas und liegt begraben im heiligen Serhun-Gebirge in einer Moschee, deren Heiligkeit noch einen Grad

höher steht, als die Heiligkeit der Moschee des Mulei Idris in Fas. Ihre Heiligkeit kommt gleich hinter dem Grab des Propheten. Fas selbst leitet der Sage nach seinen Namen daher, daß an der Stelle, auf der es jetzt steht, Mulei Idris der Jüngere, nachdem er Allah um ein Zeichen gebeten hatte, wo die neue Stadt stehen sollte, ein Beil fand. Beil heißt auf marokkanisch:



Verladen von Munition vor der Waffenfabrik des Sultans.

Fas, dasselbe Wort wie der Stadtname, der übrigens von den Marokkanern an Ort und Stelle mit langgedehntem a und euphonischem angehängten i ausgesprochen wird: Fasi. Wenn wir in Deutschland den Stadtnamen „Fez" schreiben und womöglich auch das „z" noch als solches aussprechen, so ist das genau eine solche Beugung, wie wenn die Franzosen die nördliche Hauptstadt des chinesischen Reichs, die Bai Tsing heißt, „Pékin" schreiben und aussprechen.

Ich habe mir vorgenommen, nicht nur in der Stadt selbst mich gehörig umzutun, sondern auch zu versuchen, ob es mir gelingt,

auf Grund von Winkelmessungen, die ich von den sich gegenüberliegenden beiden Bastionen bei Fas aufzunehmen gedenke, zwischen denen die Stadt liegt, eine wenigstens annähernd richtige kartographische Festlegung der wichtigsten Punkte der Stadt vorzunehmen.

* * *

27. Februar.

Heute habe ich mit Hadj Hussein einen Ausflug zu Pferde in die Umgebung der Stadt unternommen. Wir haben versucht, Fas auf der Südseite zu umreiten, und es ist uns das gelungen. Wir ritten denselben Weg, auf dem wir eingezogen waren, zurück,



Vom Uad Fas unterspülte Stadtmauer von Fas.

vorbei an dem Gebäude des deutschen Konsulats, dann vorbei an den Lagerstätten der Kabylen und weiterhin unter den mannigfachen Toren hindurch, durch die man zu dem neuen Stadtteil von Fas gelangt, Fas el Djedid, in dem auch der Komplex des Sultanspalastes liegt. Wir ritten vorbei an der Waffenfabrik des Sultans, vor der gerade Kamelskarawanen mit Gewehrbündeln und Patronenkisten beladen wurden, um der Sultansarmee, die unter dem Kriegsminister Menebi im Osten von Fas dem Bu Hamara gegenüber im Felde liegt, neue Munition zuzuführen. Dann reiten wir hinaus aus der Stadt. Nun haben wir zu unserer Linken den Sultanspalast mit seinen zahlreichen Baulich-

keiten, Moscheen und zinnenumkränzten Mauern. Wir reiten an ihm entlang nach Süden hin und überschreiten die Stelle, an der der Uad Fas in den Sultanspalast geleitet ist. Der Sultanspalast heißt auf marokkanisch so viel wie: „Vater der Spring-



Tonofen im Süden der Mellah. (Die Füllung über der Tür ist gestützt durch Maultierknochen.)

brunnen“, eine blumenreiche Bezeichnung dafür, daß das Wasser, das unten in der Stadt die Springbrunnen speist, diese löbliche Tätigkeit erst ausführt, nachdem es den Sultanspalast wieder verlassen hat. Dann, als wir an der südlichsten Ecke des Palastes angelangt sind, kreuzen wir eine Kunststraße, die einzige,

die in Marokko existiert, und die aus dem Sultanspalast heraus zu dem in einigen Kilometern Entfernung inmitten eines großen Gartens gelegenen Sommerpalast des Sultans führt. Das ist die Straße, die der Sultan sich hat bauen lassen, um darauf sein



Die Südbastion von Fas.

Automobil zu tummeln. Wir reiten aber weiter, nunmehr an der Südseite der Stadt entlang, in östlicher Richtung und kommen bald an einen auf hohen Rundbogen ruhenden Aquädukt, unter dessen Bogen wir durchziehen. Es ist eine Trinkwasserzuleitung.



Mauerpartie und Heiligengräber am Bab el Ftuh von Fas.

die aus den Bergen im Südosten der Stadt kommt. An der Stelle, an der die Hochleitung in den Sultanspalast hineintritt, tritt auch ein Arm des Uad Fas wieder aus dem Sultanspalast heraus und fließt mit starkem Gefälle an der Südseite der Stadt entlang, um späterhin die Abflüsse der beiden schon erwähnten Kanalleitungen von Fas wieder aufzunehmen. Die Erosionstätigkeit des Flusses ist an dieser Stelle enorm. Da man noch keinen Versuch gemacht hat, seiner nagenden Tätigkeit Einhalt zu bieten, so hat er mit der Zeit sogar die Mauer der Stadt angefressen und unterspült, so daß diese schließlich zusammengebrochen und teilweise hinuntergestürzt ist. Die Gegend ist hier außerordentlich quellenreich. Von allen Seiten her sickert das Wasser aus dem Boden heraus und strömt in Kaskaden dem rauschenden Flusse zu, der erst dann sich etwas beruhigt, als er unterhalb der weißen Häuser der Mellah, die sich an den Sultanspalast nach Südosten hin anschließen, die Talsohle erreicht, so daß sein Gefälle jetzt wesentlich geringer wird. Hier schlängelt er sich vorbei an den Tonöfen, die der Fabrikation der schon erwähnten Mosaikplatten dienen. Die Öfen bestehen selbst aus Ton und Kalk, der hier zum Teil sogar als feiner Sinter ansteht und hier sowohl wie im Norden der Stadt direkt in den Höhlungen gebrannt wird, aus denen heraus er gewonnen wird, so daß man sehr häufig die Berge rauchen sieht. In Ermangelung von Eisen hat man, um dem Gewölbe Halt zu geben, Knochen von gefallenen Maultieren und Pferden gesammelt und diese mit in den Ton hinein verarbeitet. Dann fließt der Uad Fas weiter durch Wiesen und Äcker, häufig begrenzt von Orangen- und Olivengärten. Diesen südlichen Teil von Fas könnte man sozusagen als das Villenviertel ansprechen. Hier liegen zahlreiche Riats von wohlhabenden Marokkanern. Schließlich wendet sich der Fluß wieder etwas nördlich und durchfließt den unteren Stadtteil, um erst an dessen östlicher Seite wieder hinauszutreten, nachdem er die Abwässer des Kanalsystems wieder aufgenommen hat. Nach etwa 5 Kilometern ergießt er sich dann in den Ssebu. Wir aber reiten nun durch einen kleinen Olivenhain weiter und gelangen zu der Südbastion, die rechter Hand auf einer Höhe sich erhebt, während zu unserer Linken die Stadtmauer sich in malerischer

Zerfallenheit mit ihren zahlreichen Zinnen und Türmen weiter fortsetzt. Die Südbastion ist, wie es scheint, eine Art Rüstkammer. Ihre Eingänge sind vollständig vermauert. Sie diente bis vor kurzem noch als Stützpunkt einer M'halla, eines Feldlagers von Sultanssoldaten. Die Truppen des Sultans sind aber ins Feld gezogen, und in der Nähe von Fas liegt nur noch eine verhältnismäßig kleine M'halla, und zwar auf der Hügelkette, die im Süden der Stadt liegt. Wir sind soeben zwischen dieser Hügelkette, die zu unserer Rechten bleibt, und der Stadt hindurchgeritten. Von der Südbastion aus sehen wir die zahlreichen weißen Zelte zu uns hinüberblinken, in der Mitte das stets aufgeschlagene Sultanszelt auf einem freien Platz, rings herum die Zelte der Regulären und in besonderen Lagern, einen zweiten Ring bildend, die Einzellager der verbündeten oder zur Heeresfolge verpflichteten Kabylen. Wir wollen uns heute nicht aufhalten, sondern reiten gleich weiter nach dem Bab Ftuh. Die Stätten zu unserer Rechten sind wieder einmal im höchsten Grade heilig. Die Berglehne ist besetzt mit Mausoleen, die ungefähr so aussehen, wie die kleinen Gartenhäuschen aus der Zeit des Wilhelm Meister. Hier liegen die zahlreichen Oberpriester des heiligen Mulei Idris begraben, und diese Gegend bildet für die frommen Muhammedaner Orte der Wallfahrt und des heiligen Erschauerns. Auch mein Hadj Hussein ist wieder einmal vor Frömmigkeit ganz aus dem Häuschen. Er benutzt die Gelegenheit, um schnell nach einem der Heiligtümer zu laufen, bei dem eine wundertätige Quelle entspringt, in der er sich Hände und Gesicht wäscht, und er kann es sich trotz dieser nunmehr im vollsten Maße genossenen Gebenedeitheit nicht versagen, sich noch einmal Gesicht und Hände zu waschen, als wir auf der staubigen Straße über den Abfluß dieser Quelle hinwegschreiten. Dieser Abfluß ist in Stein gefaßt und überdeckt. Aber an einer Stelle haben die Karawanen die Deckplatte eingetreten, und nun strömt das heilige Wasser unverdeckt weiter, verunreinigt vom Straßenstaub. Schließlich reiten wir durch das Bab Ftuh wieder in die Stadt hinein, und zwar an einer Stelle, die bedeckt ist mit Ruinen und Trümmern alter Heiligtümer und Paläste. In der Blütezeit von Fas war dieser große freie Raum, der sich hier innerhalb der alten Stadtmauern befindet, bedeckt mit Baulich-

keiten aller Art. Fas ist gegen früher sehr zurückgegangen und stellt heute eigentlich nur noch den Abglanz ehemaliger Größe dar. Nach einer Weile, nachdem wir zahlreiche Garküchen passiert haben, die dem Karawanenverkehr dienen, dringen wir wieder ein, diesmal von Osten her, in die kühlen, engen Gassen der Stadt. Wir genießen bei der Hitze, die draußen herrscht, gern diesen Gegensatz. Hadj Hussein aber benutzt die Gelegenheit, um wieder einmal



Städtischer (ursprünglich arabischer) Hausbau.

in einer angeblich sehr heiligen Moschee, der „Andalus", schnell zu verschwinden, sich Füße und Gesicht zu waschen und zu beten. Morgen werden wir nun die Stadt im Norden umreiten und dann an die Arbeit gehen. „Bu Hamara", der Berberhengst, ist wieder sehr stolz, daß er geritten wird. Hadj Hussein hat sich von Ssidi Omar einen marokkanischen Reitsattel geliehen, und „Bu Hamara" ist nun auf mein Reitpferd so eifersüchtig, daß er, wenn's zum Trab kommt, gleich wieder in Fantasiagalopp verfällt, so daß Hadj Hussein, der kein sicherer Reiter ist, allerhand Mühe hat, ihn zu bändigen. Im übrigen verstehe ich mich mit Hadj Hussein jetzt ausgezeichnet. Unsere Kameradschaft geht sogar so weit, daß ich ihm regelmäßig die Zügel halte, wenn er plötzlich verschwinden muß, um zu beten, und ich kann versichern, daß er

gegenwärtig so viel betet, daß ich glaube, er betet schon Vorrat für die Sünden, die er erst noch begehen will.

* * *

28. Februar.

Wenn man unterwegs auf Reisen irgendwo längeren Aufenthalt hat und besitzt gleichzeitig die löbliche Absicht, zu arbeiten, dann soll man, zumal wenn man so viele neue Eindrücke zu verarbeiten hat, sich die Zeit sehr vorsichtig und genau einteilen; sonst kommt man überhaupt zu nichts. Diesem Prinzip entsprechend lebe ich nun, seitdem ich im Hause Ssidi Omar Brada's wohne, und zwar sieht das Skelett der täglichen Verrichtungen ungefähr so aus:

Morgens um 6 Uhr steht Buschma auf und füttert die Pferde. Um 7 Uhr hat er mich zu wecken. Währenddessen hat bereits Hadj Hussein den Petroleumapparat in Tätigkeit gesetzt, und sobald ich aufgestanden bin, wird der Tee bereitet. Herr Löhr hat mir eins seiner Feldbetten geliehen, einen sogenannten „Esel". Meine eigene Feldbettkonstruktion ist zur Befriedigung meiner beiden Mohren außer Tätigkeit getreten. Gleich nach dem Aufstehen erfolgt die allgemeine und besondere Waschung, die so sehr das Interesse der Kinder und gelegentlich auch der Weiber des Ssidi Omar erregt, daß sie bereits von früher Morgenstunde an das Oberlichtfenster meines Patio umstreichen, und wenn der Moment gekommen ist, ganz verstohlen heranschleichen und mucksmäuschenstill die Köpfe heranstecken. Sie denken, ich bemerke das nicht, und infolgedessen tue ich auch so, als ob ich es nicht bemerkte, und spritze nur von Zeit zu Zeit das mir von Buschma bereit gestellte Wasserglas im Schwunge nach oben aus, woraufhin dann allgemeines Kreischen und Flüchten erfolgt. Die Kommunikation durch das Oberlichtfenster des Patio ist namentlich für Buschma ziemlich bequem. Er hat sich bereits mit einem der Weiber Ssidi Omars insoweit angefreundet, daß sie ihm gelegentlich auf seinen Wunsch von oben herunter Zwirn und Nadel reichte. Zu einer größeren Annäherung kommt es allerdings nicht. Denn zwischen ihm und den Holden auf dem Dache befindet sich ein eisernes Gitter, das das Loch nach oben hin verschließt.

Nach meinen bisherigen Erfahrungen bleibt man im heißen Klima körperlich und geistig frischer, wenn man die Mittagsmahlzeit ganz übergeht und statt dessen zwei Frühstücke einnimmt. Nach diesem Prinzip wird verfahren und zum Tee nur Brot mit frischer Butter genossen. Ich beziehe meine frische Butter, die hier ebenfalls zu den größten Seltenheiten gehört, bei demselben deutschen Mokhalatten, der auch für die Firma M. Richter die frische Butter ausdrücklich zubereitet. Sie kostet das marokkanische Pfund — also ungefähr so viel wie zwei Pfund bei uns —, 2½ Peseten. Nachdem der Tag mit dem ersten Frühstück eingeleitet ist, setze ich mich gewöhnlich hin und mache Aufzeichnungen, schreibe Briefe, kurz und gut, vollführe in der Kühle des Vormittags diejenigen Arbeiten, die erfordern, daß man die Gedanken beisammen hat. Mittlerweile geht Hadj Hussein auf den Markt, das heißt in die Straße, wo die Fleisch- und Gemüsebänke sind, und besorgt eine ordentliche Portion Fleisch. Allerdings gibt es nur Hammel- oder Rindfleisch. Indessen habe ich mir eine besondere Fertigkeit angeeignet in der Zubereitung von Roastbeef. Auch verstehe ich sehr kräftige Rindfleischbouillon à la jardinière mit Ei abgezogen zu kochen. Eine besondere Geschicklichkeit aber besitze ich in der Herstellung von geschmorten Hammel- oder Rindslebern mit brauner Sauce. Niemals passiert es mir, daß eine Leber im Schmoren hart wird, weil ich das Geheimnis besitze, daß ich die Leber erst dann salze, wenn sie angerichtet werden soll. Reibt man sie, wie so manche unserer Hausfrauen, vorher mit Salz ein, so wird sie ohne weiteres hart. Zu meinem Bedauern muß ich allerdings darauf verzichten, sie zu spicken. Denn ich muß damit rechnen, daß gelegentlich auch Hadj Hussein und Buschma aus meinem Topf mit zu essen bekommen, und Hadj Hussein speziell würde mich, glaube ich, ermorden, wenn ich seine hier in Fas beim heiligen Mulei Idris nun so schön aufgefrischte Gottgefälligkeit durch böswillige Beimischung von Schweinefett verunreinigen wollte. Bisweilen, wenn ich mit meinen Arbeiten schnell genug fertig werde oder nicht dazu disponiert bin, begleite ich Hadj Hussein und überzeuge mich regelmäßig auf Heller und Pfennig oder, wie man hier eher sagen müßte, bis auf den „Flusch" genau über die Marktpreise. Hadj Hussein weiß auch

recht gut, daß er mich mit den Einkäufen nicht bemogeln kann, weil ich die Preise ganz genau kenne, und macht infolgedessen auch gar keinen Versuch dazu. Zurückgekehrt geht es an die Zubereitung des zweiten Frühstücks, das bei uns das Mittagessen vertritt. Dieses wird spätestens um 11 Uhr eingenommen. Mittlerweile hat Buschma satteln müssen. Er bleibt gewöhnlich zu Hause, während ich mit Hadj Hussein zusammen Ausflüge unternehme. Bisweilen gehen wir auch zu Fuß. Aber gewöhnlich ist das Reiten praktischer. Denn die Entfernungen in der Stadt sind doch ziemlich erheblich, und außerdem genießt ein Reiter bei den Marokkanern immer mehr Ansehen, als ein Fußgänger. Auch darauf müssen wir achten, schon deshalb, weil ich die Autorität meines Hadj Hussein, der auch hier unter den Arabern als Scherif und Hadj eine Rolle spielt, schon um meinetwillen nicht verringern möchte. Ich komme mit meinen Ausflügen dann zwar gerade in die Mittagssonne hinein. Aber ich habe mich bereits so gut akklimatisiert, daß mich diese nicht mehr sonderlich berührt. Gegen 3 oder 4 Uhr kehren wir zurück in unser Heim. Gewöhnlich wird schnell noch ein wenig geschlafen. Während dessen gehen Hadj Hussein und Buschma erneut auf den Markt, um für sich noch Essen einzukaufen. Ich halte sie mit den Mahlzeiten so gut, daß sie sich über mich nicht beklagen können. Im Gegenteil, sie versichern, daß sie mit der Verpflegung, die ich für unterwegs auf meine Rechnung genommen habe, in hohem Grade zufrieden sind. Vor dem Essen verfehlt Hadj Hussein natürlich nicht, erst noch einmal beten zu gehen. Wenn er dann zurückkehrt, dann hat Buschma schon auf marokkanische Art bereitetes Hammelfleisch mit Rosinen oder Rindfleisch mit vielem Grünkram, namentlich mit sehr viel Zwiebeln, im Topfe schmoren, und kurz nach 6 Uhr können meine Leute dann ihre Mahlzeit halten. Das ist auch die Zeit, um die ich mich in den Riat der Firma M. Richter begebe, wo nunmehr wieder die Kunst und Geschicklichkeit des Herrn Schultheis gemeinsam mit derjenigen der marokkanischen Dienerin waltet, um fürstliche Diners zu bereiten. Wenn — wie gewöhnlich — mehrere Gänge gekocht werden sollen, dann passiert es, daß nicht weniger als vier Kohlenbecken in Gang sind, und daß dann alle Hände gemeinsam zugreifen. Herr Schultheis reibt

Mehl an die Buttersauce; Herr Löhr macht Bratkartoffeln; die Marokkanerin beaufsichtigt den Braten, und ich schlage Schnee zur süßen Speise. So sind alle Hände beschäftigt, und wenn wir uns dann am reichbesetzten Tisch niedersetzen und zum Magenschluß auch noch gehörig in die Schlackwurst und den schönen Schweineschinken einhauen, dann wandelt uns das volle Bewußtsein an, daß wir tagsüber unsere Pflicht getan haben und nun abends den Lohn dafür erhalten, und in diesem Bewußtsein unterhalten wir uns über die neuesten Aufstandsgerüchte, über die Eindrücke



Scherarda-Kaserne vor dem Bab el Mahruk in Fas.

des Tages und über dieses und jenes. Wenn uns aber einmal Augenblicke der Abspannung ergreifen, dann räumen wir wohl auch den Tisch ganz ab und eröffnen das Spiel mit einer Frage, die uns gleich beim ersten Reizen Nachdenken bereitet, sowie noch sehr häufig bei den folgenden: Wer hat gegeben?

* * *

1. März.

Gestern habe ich mit Hadj Hussein Fas von der Nordseite her besichtigt. Wir sind hinaufgestiegen zur sogenannten Nordbastion und sind dann über die Uad Fasbrücke im Osten der Stadt

durch das Tor Bab Ssidi Bu Jida wieder zurückgekehrt. Ich bin so weit orientiert, daß ich heute bereits dazu übergehe, mir eine Art Nivelliertisch zu konstruieren. Ich mache das in der Weise, daß ich zunächst zu den Tischlern gehe, die ihre Werkstätten unterhalb des Hügels haben, auf dem die Mulei Idris liegt. Dort kaufe ich mir ein kreisrundes Tischbrettchen, dessen ursprünglicher Zweck sein sollte, einmal ein marokkanischer Teetisch zu werden. Mittels einer Schraube bohre ich mir an der unteren Seite dieses Brettes ein Gewinde hinein und kann nun die Schraube des Stativs meines photographischen Apparates hineintreiben. Der Meßtisch soll dazu dienen, um von beiden Bastionen aus durch Peilungen die hervorragendsten Punkte des Stadtbildes festzulegen, so daß danach ein Grundriß der Stadt gezeichnet werden kann. Morgen soll die Arbeit beginnen.

Eben war Ssidi Omar Brada bei mir. Er hat sich wieder eine Nachricht über den Buhamara-Aufstand aus den Fingern gesogen. Er meldet, wenn ich nicht irre, nunmehr bereits zum sechsten Male, daß Bu Hamara gefangengenommen worden ist, und bittet mich, da der in der Mellah praktizierende spanische Arzt, der ihm sonst diese Gefälligkeit immer leistet, nicht zur Hand ist, an seiner Statt in europäischen Lettern auf den Brief die Adresse zu schreiben: „An Seine Exzellenz den Herrn Spanischen Gesandten in Tanger.“ Ich habe ihm die Gefälligkeit erwiesen und fühle mich nunmehr mitschuldig an der Authentik der spanischen Gesandtschaft in Tanger, so daß ich jetzt aufhören werde, mich darüber zu mokieren; sonst haben andere eventuell ein Recht, auch mich als Helfershelfer zur Verantwortung zu ziehen.

* * *

4. März.

Die beiden letzten Tage habe ich dazu verwendet, um die geplante Arbeit auszuführen. Der Grundriß von Fas, den ich infolge meiner Peilungen erhalte, weicht in vieler Beziehung ab von den bisher bekannten Konturen des Stadtbildes. Allerdings entbehre ich außerordentlich den Mangel an wissenschaftlichen Instrumenten. Ich hatte ja bei meiner Abreise aus Europa gar keine Ahnung davon, daß ich mich hier in Marokko mit geo-

graphiſchen Aufnahmen beſchäftigen würde, und habe infolgedeſſen ſo gut wie gar kein wiſſenſchaftliches Handwerkszeug bei mir. Es

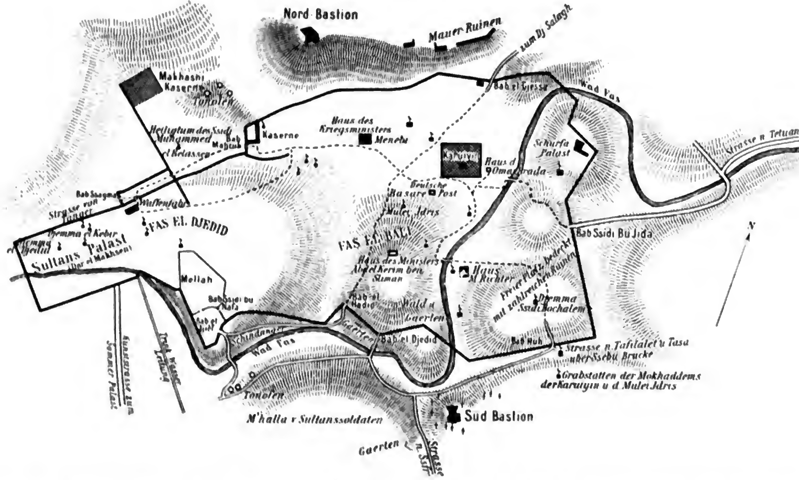


Markt unterhalb der Nordbaſtion von Fas.

iſt nur gut, daß ich mein Reißzeug und eine gute Handbuſſole mit habe. Aber in dieſer Gegend, wo ſo wenig geographiſche Originalarbeiten vorliegen, kann ein Fachgeograph vielleicht auch

Lageplan von Fas.

Gezeichnet nach Peilungen von den beiden Bastionen aus.



Die schwarz ausgefüllten Punkte — meistens Minarets von Moscheen — konnten von beiden Bastionen aus identifiziert werden, ebenso dürfte die Lage der Tore richtig sein. Der Rest ist ergänzt an der Hand von freihändig gezeichneten Croquis.



Blick auf Alt-Fas von der Südbastion aus.

mit den harmlosen Beobachtungen etwas anfangen, die ich versucht habe, hier anzustellen, und die ich eventuell auch noch fortzusetzen beabsichtige. Auf solche dummen Gedanken komme ich selbstverständlich nur deshalb, weil weder Bu Hamara noch Menebi nicht das geringste von sich hören lassen.

* * *



Gärten und Schürfapalast im Nordosten von Fas.

5. März.

Der Gründer von Fas hat sich in der Tat keine üble Lage herausgesucht für seine Gründung. Die Stadt liegt am Abhange einer Hochebene, die selbst sehr quellenreich und außerdem bewässert ist von einem Flusse, der in den südwestlich von Fas gelegenen Bergen von Sefru entspringt. Allerdings ist die Lage von Fas für unsere europäischen Auffassungen insofern ziemlich ungünstig, als die Straßen in der Stadt zum Teil ziemlich erhebliche Steigungen zu überwinden haben. In dem engen Straßengewirr

selbst sich zurechtzufinden, hält außerordentlich schwer. Es sind alles winklige enge Gäßlein mit unendlich vielen Biegungen und Krümmungen, und es würden feinere Instrumente als diejenigen,



Das Bab el Dsisr mit der Schädelstätte.

über die ich verfüge, dazu gehören, um kartographisch in dieses Straßengewirr einige Ordnung zu bringen. Ich muß mich damit begnügen, eine Anzahl von Hauptpunkten, so gut es geht, fest-zulegen und die weitere Ergänzung des von mir auf Grund dieser

Messungen gezeichneten Lageplanes sachverständigen Nachfolgern überlassen. Topographisch wird die Stadt durch den Uad Fas in zwei ungleiche Teile zerlegt. Der Flußlauf selbst bezeichnet den geometrischen Ort der tiefstgelegenen Stellen der Stadt. Er wird auch auf seinem Verlauf durch die Stadt beiderseitig von Höhen eingeengt. Sein Gefälle ist auch in der Stadt selbst noch ziemlich erheblich. Nach Stadtteilen gesprochen, zerfällt Fas in das im Westen und demzufolge höchstgelegene Neu-Fas (Fas el Djedid), dessen östlichster Komplex der Sultanspalast ist, während im Süden direkt an den Dar el Makhsen, wie an Neu-Fas angrenzend, das Judenviertel, die Mellah, liegt. Von Süden gesehen erscheint die Mellah mit ihren über den Fluß hinweg hochragenden weißen Häusern äußerst malerisch. Der älteste Teil der Stadt liegt zu beiden Seiten des Uad Fas. Die linke Seite des Flusses ist noch vollbesetzt mit Baulichkeiten, während das rechte Ufer zwar, soweit es an den Fluß direkt angrenzt, noch voll bebaut ist; aber nach Osten hin ist der bis zur Stadtmauer freigelassene Raum im Süden bedeckt mit Ruinen und im Norden besetzt mit Gärten, Palästen und Privathäusern. Besonders malerisch liegt in der nordöstlichen Ecke ein Schürfapalast. Auch nördlich der heutigen Stadtmauer, und zwar östlich von der sogenannten Nordbastion, scheint die Stadt früher sich ausgedehnt zu haben. Denn auch hier stehen noch zahlreiche Ruinen von Palästen und von Mauerteilen. Sozusagen den Mittelpunkt der Stadt bildet die Mulei Idris mit einem besonderen Viertel, wo die wichtigsten Basare liegen. Die Mauerumgrenzung der Stadt zeigt im ganzen acht Tore. Wenn man bei dem Bab Ssagma, durch das wir eingeritten sind, beginnt und der Drehung des Uhrzeigers entsprechend um die Stadt herum geht, findet man zunächst nach Nordwesten hin das Bab Mahruk. Dieses ist für den Verkehr mit Tanger, El Araisch, Rabat und Meknas noch wichtiger als jenes, da es den Karawanen gestattet, bereits auf einem wesentlich kürzeren Wege die Stadt zu verlassen. Es folgt dann im Nordwesten das Bab el Gißa, an der Ostseite das Bab el Ssidi Bu Jida. Durch dieses Tor bewegt sich der Verkehr nach Tetuan hin und den nördlicher im Aufstand befindlichen Kabylen. Die Südseite ist am reichsten mit Toren besetzt. Es

sind der Reihenfolge nach das Bab el Ftuh, das besonders dem Verkehr nach dem Hohen Atlas und nach den dahintergelegenen Oasen bis hinunter zum Tafilalet, dem Vaterland der herrschenden Sultansdynastie, dient. Der Weg führt zunächst nach der großen Sfebubrücke, wo dann die Straße nach Tasa abgabelt. Durch das malerisch gelegene Bab el Djedid (das neue Tor), sowie durch das Bab el Hadid (das eiserne Tor) geht der Verkehr in der Richtung nach Sfru. Es folgt dann das Bab el Djiëf. Dieses ist das Tor, das zum Judenviertel führt. Hier vor dem



Pferdemarkt vor dem Bab Mahrut.

Bab el Djiëf ist auch der Schindanger von Fas, das „Golgatha“ der Bibel. Vor dem Bab el Djiëf türmen sich Schutt und Müllhaufen auf in derselben Weise, wie sie El Ksar umgeben. Hier ist auch der Ort, wo die gefallenen Tiere hingeschleppt werden. Der Aufenthalt oder die Benutzung dieses Tores, durch das sich allerdings ein ziemlich lebhafter Verkehr ergießt, ist für Europäer wenig angenehm. Die in großer Zahl hier liegenden verwesenden Kadaver verpesten die Luft in höherem Maße, als es selbst eine abgehärtete europäische Nase vertragen kann. Wenn man will, hätte Fas sogar noch zwei weitere Tore, und zwar sowohl auf der Süd- wie auf der Nordseite des Sultanspalastes je eins.

In das südliche Tor mündet die erwähnte Kunststraße, die den Sultanspalast mit dem Sommerpalast verbindet, und das Tor an der Nordseite benutzt der Sultan, wenn er die Stadt sonstwie verläßt. Indes sind diese beiden Tore nicht öffentlicher Natur und rechnen daher bei der Aufzählung nicht mit. Der Blick, den man namentlich von den beiden Bastionen aus über Fas genießt, ist überaus malerisch. Eine außerordentliche Menge von Minarets streckt sich zum Himmel, und es ist selbst für jemanden, der Ortskenntnisse besitzt, schwer, sich durchaus zu orientieren. Auf meinem Lageplan habe ich auch nur die charakteristischen Punkte bezeichnet, die sich sowohl von der Südbastion wie von der Nordbastion gleichmäßig mit Sicherheit als die selben erkennen lassen. Um in dem Straßengewirr der inneren Stadt wenigstens einige Anhaltepunkte zu haben, muß man sich merken, daß zwei Hauptverkehrsstraßen sich südlich der Karuinin (das Wort bedeutet: Moschee der Kairuaner) und westlich der Mulei Idris kreuzen, und zwar führt die eine Straße vom Bab Mahruk zum Bab el Ftuh. Diese ist am meisten begangen. Die zweite ist die Straße, die vom Bab el Gißa nach dem Bab el Hadid und teils durch die Stadt, teils außen herum nach dem Bab el Djiëf führt. Selten allerdings sieht man größere Karawanen den Weg durch die Straßen der Stadt wählen. Diese ziehen gewöhnlich entweder im Norden oder im Süden um die Stadt herum. Die Straßen wären zu eng. Die wenigen Europäer, die in Fas wohnen, stehen zumeist in den Diensten des Sultans und haben von diesem in Fas el Djedid ihre Dienstwohnungen angewiesen erhalten. Nur Mc Lean besitzt ein schönes Privathaus auf einem Hügel zwischen dem Bab el Djedid und dem Bab el Ftuh. Es ist ihm vom Sultan geschenkt worden und soll das einzige Haus in Fas sein, das in der Hauptsache europäisch möbliert ist.

* * *

6. März.

Der kaiserliche Gesandte in Tanger hatte die Güte, mir ein Einführungsschreiben an den marokkanischen Minister des Auswärtigen mitzugeben, Abd el Kerim ben Sliman. Auch marokkanische Minister und Würdenträger lassen sich nicht ohne weiteres

sprechen. Herr Löhr, als Verweser des Konsulats, hat die Freundlichkeit, einen seiner Konsulatssoldaten in das Haus des Ministers zu schicken, um mich zur Audienz anzumelden. Der Minister läßt antworten, er sehe meinem Besuch in den nächsten Tagen von 2 Uhr nachmittags an entgegen. Bis zu dieser Zeit hat er täglich Vortrag beim Sultan. Abd el Kerim ben Sliman ist einer jener alten und erfahrenen Diplomaten, die schon manchen Strauß mit der europäischen Diplomatie ausgefochten haben. Er ist eine der Säulen der konservativen Partei, steht aber in dem Ruf, über außerordentliche diplomatische Eleganz zu verfügen. Er ist sozusagen der Großvezier, der Reichskanzler von Marokko. Seine diplomatischen Fähigkeiten gehen auch schon aus der Tatsache hervor, daß er es meines Wissens von allen Ministern am längsten verstanden hat, sich zu halten. Der Kriegsminister Menebi dagegen, dem man nachsagt, er arbeite in seine eigene Tasche, und von dem man sogar behauptet, er sei insgeheim englischer Schutzgenosse und habe das ganze Geld, das er während seiner Amtszeit zusammengerafft hat, in Londoner Banken sicher deponiert, steht auf erheblich schwächeren Füßen. Abd el Kerim ben Sliman ist zweifellos diejenige Persönlichkeit in Marokko, die die Seele der marokkanischen Diplomatie bildet. Diplomaten in Tanger sagten mir schon, sie seien geradezu verblüfft gewesen, mit welcher Geschicklichkeit und Eleganz er Verhandlungen, die gelegentlich in Tanger mit ihm geführt wurden, geleitet habe, und vor allen Dingen mit welcher Gewandtheit er den zahlreichen Fallen und Schlingen, die ihm gestellt wurden, aus dem Wege gegangen sei. Es ist mir allerdings sehr interessant, diese Persönlichkeit kennen zu lernen. Ich hoffe durch seine Vermittelung auch eine Audienz beim Sultan zu erhalten. Es ist nicht meine Absicht, diese Besuche nur aus reiner Neugierde zu unternehmen. Vielmehr will ich sowohl den Minister wie den Sultan bitten, mir die Erlaubnis zu erteilen, eine Untersuchung des Sebuflusses vorzunehmen. Es erscheint mir als ein dankenswertes Ziel, von Fas aus den Sebu hinunterzufahren, bei dieser Gelegenheit eine Aufnahme des Flußlaufes zu machen und gleichzeitig durch Lotungen festzustellen, ob der Fluß eventuell tauglich wäre als Wasserstraße nach Fas. Der Sebu läuft in etwa 5 Kilometern Entfernung

östlich von Fas vorbei. Das Problem, den Sſebulauf als Wasserstraße nach Fas zu benutzen, erscheint mir wesentlich leichter durchzuführen, als der Bau von Eisenbahnen. Allerdings verkenne ich nicht, daß die Schwierigkeiten auch nach dieser Richtung hin sehr groß sind. Denn gerade der Flußlauf zwischen Fas und dem Felsen Hadjra el Uarkosa, bei dem ich den Sſebu über-



Angehörige des Stammes Semmur kehren aus dem Felde zurück.

schritten habe, durchfließt die Gebiete, die auch zu friedlichen Zeiten als gefährlich gelten, und deren Bewohner gegenwärtig Anhänger des Bu Hamara sind. Eine weitere Schwierigkeit wäre die, in Fas ein Fahrzeug zu erhalten, vermittels dessen man die Fahrt unternehmen könnte. Ich sagte schon, daß der Kahn in diesen Gegenden unbekannt ist. Allerdings sind dem Sultan von europäischen Gesandtschaftsreisen unter den zahlreichen bei diesen Gelegenheiten üblichen Geschenken auch Kähne und sogar Motorboote mit-

gebracht worden, die nach einer kurzen Besichtigung in Magazinen aufgestapelt wurden, die für die Aufnahme solcher Geschenke dienen. Ich hege die kühne Hoffnung, daß der Sultan eventuell in seiner Menschenfreundlichkeit so weit gehen wird, mir die Benutzung eines dieser Boote zu dem gedachten Zwecke zur Verfügung zu stellen. Sollte das nicht der Fall sein, so ließe sich ja immer noch ein Floß zusammenzimmern, das man mit frischen Rindshäuten, die in Fas nicht teuer zu haben sind, überziehen könnte, so daß es eventuell vom Ufer aus geschleppt und wenigstens zu Lotungen benutzt werden könnte. Sollte auch dieser Plan sich als eitel herausstellen, so bleibt immer noch eine, wenn auch verhältnismäßig oberflächliche Art der Untersuchung der Wassertiefen übrig, wie sie von den Russen ständig angewendet wird auf dem Amur. Ich würde mir danach einen Stab am unteren Ende mit Eisen beschweren lassen, dann von unten aus gerechnet einen leicht sichtbaren Maßstab anbringen und am oberen Rande des Stabes eine dünne Leine. Dieser Stab wäre in der Weise zu verwenden, daß man zunächst die Leine wie beim Tiefloten zusammenrafft und alsdann den Stab, so weit man will, in den Fluß hineinschleudert, während man die Leine an ihrem Ende festhält. Infolge der Beschwerung würde das untere Ende hinuntersinken. Der Stab würde also im Flusse aufrecht stehen, allerdings von der Strömung schief gelegt werden. Indessen würde das ja für die Tiefenberechnung nicht schlimm sein. Man könnte dann am Stab die Länge der Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks ablesen und den ungefähren Neigungswinkel des Stabes messen. Die zum Flußgrund senkrecht stehende Kathete wäre damit festgelegt und stellte die jeweilige Wassertiefe dar. Diese Methode ist meines Wissens selten angewendet worden. Sollte ich selbst nicht dazu kommen, sie auszuführen, so kann vielleicht ein anderer aus ihr Nutzen ziehen.

* * *

7. März.

Heute habe ich nun mit Hadj Hussein zusammen einen kleinen Ausflug unternommen nach dem Ssebu. Man warnte mich auf das lebhafteste, den Ritt zu wagen, weil dieser Weg andauernd belebt

ist von Soldaten und Kabylen, die die rückwärtige Verbindung unterhalten mit der jenseits des Sebu im Hiainagebiet liegenden M'halla des Kriegsministers Menebi. Es soll in der Tat selbst in Begleitung eines sprachkundigen Marokkaners gefährlich sein, zumal ohne Begleitung eines Makhasni, gegenwärtig von Fas aus nach Osten zu reiten, und es wurden auch in den letzten Tagen zahlreiche Überfälle gerade auf diesem Wege gemeldet.

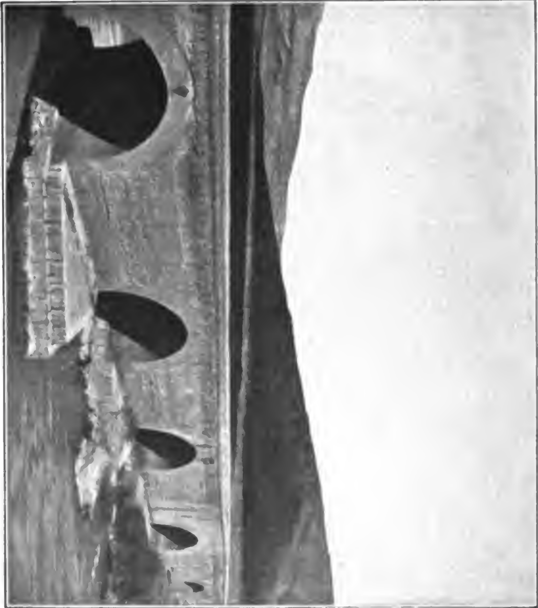


Die Brücke über den Uad Fas östlich der Stadt.

Aber was kann das helfen! Erfahrungsgemäß sieht die Gefahr, wenn man ihr ins Auge sieht, niemals so schlimm aus, als wenn man sie von weitem betrachtet, und hier in Fas scheinen die Leute, die Araber sowohl wie die Europäer, besonders ängstlicher Natur zu sein. Wir sind denn auch losgeritten und wohlbehalten wieder zurückgekehrt. Wir ritten hinaus aus dem Bab el Gießa. Von hier aus führt eine Straße um die Nordostecke von Fas in weitem Bogen herum, indem sie sich auf dem linken Ufer des Uad Fas hält, dessen Krümmung nach Südosten folgt und schließlich einmündet gerade an der Stelle, wo auch der weniger stark

begangene Weg durch das Bab es Sſidi Bu Jida, der auf dem rechten Uad Fasufer entlang führt, den Fluß erreicht. Es iſt das die Stelle, an der der Uad Fas von einer Brücke überwölbt wird. Wenn man vom Bab el Gießa herkommt, braucht man nicht über die Uad Fasbrücke zu reiten, ſondern der Weg ſetzt ſich auf dem linken Flußufer fort und folgt dann der Berglehne, die ſich als eine Vorhöhe des zur Linken über uns hoch droben thronenden Djebel Salagh darſtellt. Nach etwa zwei weiteren Kilometern gabelt ſich der Weg erneut. Der nach Norden führende Zweig folgt dem Sſebu auf ſeinem linken Ufer, während der nach rechts abzweigende Weg zu der großen Sſebubrücke führt und über dieſe hinweg, dem Sſebu auf ſeinem rechten Ufer ſtromaufwärts folgend, in das Gebiet der Ait Juſſi, der Beni Uarain, der Hiaina, der Ghiata uſw. nach Taſa und darüber hinaus. Wir wollten dieſe Straße nur ungern reiten und zogen es daher vor, durch Weinberge und Gärten hindurch nach Süden zu reiten, bis wir auf die Hauptkarawanenſtraße zur Sſebubrücke gelangten, die am Bab el Ftuh beginnt. Auch dieſe Straße iſt außerordentlich belebt von Soldaten und namentlich von Troßknechten, die nach Fas wandern, um für die im Felde liegende M'halla des Kriegsminiſters Lebensmittel und Munition zu holen. Es heißt, daß die Truppen des Sultans außerordentlich ſchlecht verpflegt ſeien, daß in der M'halla nahezu Hungersnot und eine ganz außergewöhnliche Teuerung herrſche. Die Preiſe für Korn und Stroh ſollen nahezu fünfmal ſo hoch ſein als in Fas. Das fühlen beſonders die Kabylen, die zur Heerfolge verpflichtet ſind und gleichzeitig dazu, ſich ſelbſt und ihr Pferd im Felde zu erhalten. Aus dieſem Grunde hat ſich auch der Sultan bereits veranlaßt geſehen, ſowohl ſeinen Regulären, wie namentlich den Kabylen, ziemlich erhebliche Teuerungszuſchüſſe zu zahlen. Er hat indeſſen nicht verhindern können, daß Unzufriedene einfach die M'halla verlaſſen und ſich auf den Weg gemacht haben, um zurückzuziehen nach ihrer Heimat. Solchen Unzufriedenen begegnen wir häufig. Beſonders zahlreich ſind darunter die Angehörigen der Kabyle der Semmur, die als eine der gefährlichſten und bösartigſten in Marokko gilt, und die überhaupt jetzt zum erſten Male dem Sultan Heerfolge geleiſtet hat. Es ſind in der Tat geradezu

unheimliche Gestalten, die uns begegnen, so ganz unbeleckt von Kultur, in gröbsten Leinewandkitteln und Schafwollgeweben. Gewöhnlich führen sie nichts weiter mit sich als das, was sie auf dem Leibe haben, ihr Gewehr, hinten am Sattel einen Sack mit Korn



Die große Ssebubrücke bei Fas.

für das Pferd und am Sattel irgendwo angebunden einen Teekessel zum Wasserkochen oder jene charakteristische kleine dickbauchige marokkanische Teekanne aus Zinn, die mittels eines Bastfadens irgendwo festgeknüpft ist. Schließlich gelangen wir ohne weitere Behelligung an den Ssebu und zwar an die Stelle, bei der dieser

überspannt wird von einer schweren, steinernen Brücke, die auf mächtigen Rundbogen ruht. Insgesamt zähle ich fünf solche Bogen.

Hier wäre also die Stelle, wo eventuell einmal der Flußhafen von Fas zu liegen käme. Raum und Platz genug, um entsprechende Baulichkeiten hier aufzuführen, ist vorhanden.

In der Tat scheint mir der einfachste und am schnellsten zum Ziele führende Weg, Nordmarokko zu erschließen, der zu sein, die Nutzbarmachung der bedeutendsten Wasserstraße des Landes, eben des Ssebu, zu betreiben. Der Fluß ist meiner Überzeugung nach bereits in seinem gegenwärtigen Zustand bis über Fas hinaus für flachgehende Fahrzeuge schiffbar. Es ist mir nicht bekannt, ob er zur römischen oder portugiesischen Zeit als Straße benutzt worden ist. Eine an einer Ssebukrümmung am Unterlauf befindliche, wie sich aus Inschriften ergibt, auf die Römer zurückführende Befestigung, die Joachim Graf von Pfeil festgestellt hat, scheint dafür zu sprechen. Auch hier an der Ssebubrücke, die doch schon den Oberlauf des Flusses überspannt, reicht die Wassertiefe durchaus hin, um Schiffahrt zu erlauben. Es wäre also die Möglichkeit vorhanden, Waren bis 5 Kilometer unter die Mauern von Fas zu bringen mittels eines Wasserweges, der zur sofortigen Benutzung bereit steht, sobald der Fanatismus der Bevölkerung dieses gestattet. Dem aber zu begegnen ist in erster Linie Sache des Sultans. Außerdem ist es mit dem Fanatismus der Bevölkerung in Marokko auch nicht so schlimm. Wir haben ja ähnliche Erfahrungen bereits beim Bahnbau in China gemacht, der ursprünglich auch angeblich nicht möglich sein sollte, weil die Gräber und die Unveräußerlichkeit der Gräber dieses unbedingt verhindern sollten. In der Praxis hat sich schließlich herausgestellt, daß ein chinesisches Grab nicht mehr wert ist als 20 Mark. Auch in Marokko ist das Geld ein Zauberwort, das manche Türen öffnet. Schließlich müßte man in dem Vertrag, der die Freigabe dieses Wasserweges und die Eröffnung des Mündungshafens des Ssebu, Mehediya, festlegt, der marokkanischen Regierung die Verpflichtung auferlegen, für jeden Schaden aufzukommen, den die Anwohner dem freien Verkehr oder dem europäischen Gut, das auf dem Ssebu transportiert wird, zufügen würden. Ich bin überzeugt, die Unsicherheit am Ssebu würde sehr plötzlich aufhören. Bisher wird sie von

den regierenden Kreisen stets nur als Vorwand genommen, um derartige Ideen überhaupt von vornherein abzuwenden. Schwierigkeiten mit den Anwohnern würden sich auch nur für den Anfang ergeben, da mit der Zeit die Anwohner des Flusses schon aus der Schiffahrt ihren Nutzen ziehen würden. Auch der Widerstand der Karawaniers und der bei dem Karawanenbetrieb beschäftigten Leute, die durch die Eröffnung des Ssebu natürlich eine starke Beeinträchtigung erleiden würden, würde sich meines Erachtens dadurch überwinden lassen, daß diese auf den Anschlußrouten von Fas nach dem Innern durchaus Ersatz finden würden, wenn Fas noch in größerem Maßstabe Stapelplatz für europäische Waren würde, und wenn diese Waren wesentlich billiger, als bisher, nach Fas gebracht werden könnten. Denn man darf nicht etwa annehmen, daß die Waren, die nach Fas gebracht werden, dort auch alle zum größten Teil verbraucht werden. Es laufen hier zahlreiche, sehr bedeutende Karawanenstraßen aus dem Innern zusammen. Die hauptsächlichsten sind, worauf ich wiederholt hinweise, die Straßen nach den Oasen Tafilalet und Tuat, nach den Schilderungen der Eingeborenen überaus fruchtbare Länder, sowie die Straßen nach Taza und den Gebieten, die in der Faltung zwischen dem Rifgebirge im Norden und dem Kleinen Atlas im Süden liegen. Fas ist nach wie vor das Handelszentrum für Nordmarokko und sein Sahara-Oasen-Hinterland, und es wird das bleiben, auch wenn die Franzosen zum Bau ihrer sogenannten Saharabahn schreiten sollten, die vorderhand immer noch nichts anderes ist als eine schöne Idee. Während aber heute noch zwischen dem Meere und damit der Kultur Europas einerseits und Fas andererseits eine ganze Welt liegt, ein Karawanenweg von mehr denn 200 Kilometern, so daß uns selbst der ferne Osten näher erreichbar erscheint, als die Hauptstadt des Schürfareiches, so würde durch die Eröffnung der Schiffahrt auf dem Uad Ssebu Fas mit einem Male in den Kreis der europäischen Kultur gezogen werden. Es müßte eben der Mündungshafen Mehediya neu belebt werden. Dort wären die europäischen Waren umzuladen auf Flußleichter, die dann durch Dampfpinassen, so wie es in China geschieht, in ganzen Zügen hinaufgeschleppt werden könnten bis nach Fas. Darauf hinzuarbeiten ist meines Erachtens ein Weg, der Nutzen ver-

spricht, und wer an solchen zunächst liegenden Problemen mitarbeitet und ihnen zu ihrer Lösung verhilft, der leistet in der Tat praktische Kolonialarbeit, die dem Grundsatz gerecht wird, daß in Ländern, wie Marokko, das Allereinfachste und Nächstliegende eben das Praktischeste ist, wie schließlich überall. Wozu einem Kinde eine Dampfmaschine in die ungeschickten Hände geben, das noch nicht gelernt hat, mit Papierkähnen zu spielen, die es auf der Wasserlache herumschwimmen lassen kann? Von Europa und selbst von der Küste aus sehen sich solche Dinge ganz anders an, und mit dem gern zum Vorwand genommenen Fanatismus der



Lazareth der Kabylen in Fas.

Bevölkerung wird der Sultan schon allein fertig werden, wenn er sich nur erst dazu entschlossen haben wird. Allerdings müßte dieser Widerstand erst prinzipiell gebrochen werden durch ein energisches und möglichst einmütiges Verlangen europäischer Mächte. Es geht aber Marokko schließlich ähnlich wie China: Weil jeder für sich allein den Vorteil haben will, kommt es zu keinem gemeinsamen energischen Schritt, und so wird es denn diesen Ländern erlaubt, weiterhin den Schein der Selbständigkeit aufrecht zu erhalten. Will man in Marokko wirklich etwas durchsetzen, dann muß man sich sowieso an die Auffassung gewöhnen, daß ohne Repressalien im Wege der ungestörten Entwicklung keine wirklichen Fortschritte möglich sind.

Übrigens erwähne ich noch, daß der Prätendent zu der Zeit, als die Europäer nach der Küste zurückberufen wurden, mit seiner M'halla bereits auf den Bergen gelagert hat, die sich hier auf dem rechten Sebuufer erheben, während die Sultanstruppen die Sebubrücke und das linke Sebuufer besetzt hielten. Die Feuerstätten und Zeltplätze der Sultansm'halla sind noch deutlich zu erkennen. Gegenwärtig allerdings liegt an der Sebubrücke nicht einmal mehr eine Feldwache. Die Länge der Brücke beträgt 360 Schritt. Es sind das etwa 288 Meter, während die Breite des Wasserlaufs an dieser Stelle 30 Schritt, also etwa 24 Meter beträgt.

Wir sind zurückgekehrt durch das Bab el Ftuh. Ich bin froh, den Ritt unternommen zu haben. Nun bin ich wenigstens für morgen vorbereitet auf die Audienz bei Abd el Kerim ben Sliman.

* * *

8. März.

Heute ist der Tag meiner Audienz beim Minister. Besondere Toilettevorbereitungen sind zu diesem Zweck nicht nötig. Zwar gibt es Leute, die selbst hier in Fas es fertig gebracht haben, zu derartigen Besuchen sich in einen schwarzen Frack und hohen Hut zu verkapseln. Wer indessen längere Zeit hier wohnt, gewöhnt sich derartige europäische Marotten ab. In einem Lande, in dem selbst die Mitglieder der deutschen Gesandtschaft in Tanger das Reitkostüm auch für die Amtsstunden in Mode gebracht haben, und wo in der Tat das einzige übliche Fortbewegungsmittel das Reittier ist, ändern sich auch die Etikettefragen. Um meinem Besuch besonderes Ansehen zu geben, gibt Herr Löhr mir einen Konsulatssoldaten als Vorreiter mit, während hinter mir her mein Dolmetscher Hadj Hussein auf „Bu Hamara“ reitet. Das Haus des Ministers liegt im Süden der Stadt an einem Hügel und in einer Gegend, die besetzt ist von zahlreichen Riats vornehmer und wohlhabender Marokkaner. Es ist bereits 2 Uhr, als wir an dem Tor seines Palastes ankommen. Der Klöppel fällt mit heftigem Schlag gegen die Tür, und ein schwarzer, kleiner Türhüter, ein sudanesischer Sklave, öffnet das Tor. Ein zweiter Sklavenjunge wird herbeigerufen, der unsere Pferde hält, und wir nehmen einst-

weilen Platz in der kühlen Vorhalle des Palastes. Man holt uns besonders mehrere europäische Stühle Wiener Fabrikates her, damit wir uns nach europäischer Art darauf setzen können. Aus der Vorhalle führt die Treppe hinauf in die höher gelegenen Gemächer. Es ist indessen nicht möglich, von hier aus einen Überblick zu gewinnen über die Bauart des Palastes. Nach einer kleinen



Die Wache zieht im Sultanspalast auf.

Weile ertönen neue, kurze Schläge am Tor, und kurz darauf erscheint der Minister, der soeben von seinem Vortrag beim Sultan zurückgekehrt ist. Bereits in der Vorhalle begrüßt er mich und führt mich und den Dolmetscher gleich persönlich hinauf in ein Zimmer, das anscheinend für europäische Besuche ausdrücklich nach europäischer Art eingerichtet ist. Es ist allerdings sehr einfach möbliert. Ein Tisch mit einer ziemlich ordinären europäischen Tischdecke darüber steht in der Mitte des zweifensterigen Raumes. Um den Tisch herum stehen vier Stühle. Eine Schwarzwälderuhr

tickt an der Wand, und an der schmalen Seite des Zimmers liegt nach marokkanischer Art ein Polster auf den Mosaikfliesen. Der Minister ist von untersetzter Statur. Seine Hautfarbe ist tief dunkelbraun. Man sieht es ihm auf den ersten Blick an, daß er schwarzes Blut in sich hat. Die Sklaverei bringt es mit sich, daß in den Adern der meisten vornehmen marokkanischen Geschlechter sudanesisches Blut fließt. Die Bewegungen des Ministers sind kurz, schnell, aber geschmeidig und elegant. Zwei helle und lebhafte Augen sitzen ihm im Kopf, und sein Mund ist fein, fast europäisch geschnitten. Seine Lippen sind trotz des schwarzen Blutes schmal und fein. Ich überreiche dem Minister zunächst das arabisch geschriebene Einführungsschreiben des deutschen Gesandten. Flink zieht der Minister ein Brillenfutteral unter der Djellaba hervor. Er ist weitsichtig und braucht zum Lesen eine Brille. Dann lädt er uns mit liebenswürdiger Miene und in der Tat eleganter Handbewegung ein, auf den Stühlen Platz zu nehmen. Er selbst läßt sich an der Breitseite des Tisches nieder. Ich sitze ihm gegenüber, und der Dolmetscher sitzt an der Schmalseite. Nun entschuldigt er sich mit einer kurzen Verbeugung und vertieft sich dann in das Studium des Einführungsschreibens. Wenn ich nicht sehr irre, soll darin stehen, ich sei dem deutschen Gesandten durch seine vorgesetzte Behörde besonders empfohlen worden, und er bäte auch den Minister des Auswärtigen, meine Absichten und Studien in Marokko nach Möglichkeit zu fördern. Als er den Brief gelesen hat, steckt er ihn mit samt der Brille in sein Brillenfutteral, und nun beginnt durch Vermittlung des Dolmetschers die Unterhaltung. Zunächst heißt mich Abd el Kerim ben Sliman herzlich im Lande Marokko willkommen, trägt mir in einem Atem die freundlichsten Grüße für den deutschen Gesandten auf, erkundigt sich nach dessen Wohlergehen und fragt gleichzeitig, wie es mir im Lande gefällt. Ich versichere natürlich: „Ausgezeichnet!“ Dann geht die Unterhaltung über auf meine Absichten im Lande, und ich erzähle ihm, wie schön es doch sei, wenn man anstatt nach Fas zu reiten, sich nur einfach auf einen Dampfer setzen könnte und auf dem Sebu entlang bis nach Fas fahren könnte. Er meint auch, das sei an sich vielleicht eine ganz schöne Idee. Als ich nun weitergehe und meine, es sei allerdings

noch nicht festgestellt, ob das möglich sei, pflichtet er mir bei und knüpft einige Fragen an über die deutschen Schiffe, von denen er gehört hätte, sie seien sehr schön. Ich frage ihn, ob er schon einmal auf einem Schiffe gefahren ist. Er bejaht das, und ich nehme diese Wendung zum Anlaß, um wieder auf mein Ssebu-Thema zurückzukommen. Ich sage ihm, es würde mich außerordentlich interessieren, festzustellen, ob es möglich sei, auf dem Ssebu Schiffahrt zu betreiben, und ich beabsichtigte auf dem Ssebu Lotungen zu unternehmen. Da zieht er ein sehr bedenkliches Gesicht und meint, das sei aber jetzt zur Kriegszeit kaum möglich. Denn der Ssebu fließe durch Gegenden, die sehr gefährlich seien, und es sei ganz ausgeschlossen, jetzt dahin zu reisen. Bei dieser Auffassung bleibt er auch und meint, es gäbe ja aber sonst in Marokko so viele schöne Gegenden, in denen man reisen könnte; warum ich mir denn gerade die gefährlichsten aussuchen wollte. Mit einer geschickten Wendung schweift er erneut von dem Thema ab und erkundigt sich, ob ich Kinder habe, eine Frage, die die Höflichkeit gebietet, und die ich wahrheitsgemäß verneine. Daraufhin fühlt sich Hadj Hussein als Kenner marokkanischer Höflichkeitspflichten gleich gehalten, in meinem Namen sich zu erkundigen, ob der Minister Kinder hat und, da diese Frage bejaht wird, wie deren Befinden ist. Wir sind nun wieder auf dem Gebiet der diplomatischen Höflichkeiten angelangt, und es muß ein erneuter Anlaß gefunden werden, um von dem neutralen Gebiet geschickt abzuschweifen und wieder auf den Kernpunkt der Sache zu kommen. Ich habe mir für die Audienz bereits in der Erwartung, daß mein Vorschlag, eine Ssebu-Untersuchung vorzunehmen, auf Widerstand stoßen sollte, noch eine zweite Aufgabe zurechtgelegt, die mir nicht weniger Schweißtropfen wert erscheint. Es ist nämlich der Versuch, erstmalig in das bisher in seinen obersten Schichten noch unbekannte heilige Serhungebirge einzudringen. Ich bringe daher das Gespräch auf diese Frage und bin erfreut, daß der Minister hier einlenkt. Er meint, im Serhungebirge zu reisen, sei zwar auch sehr gefährlich. Aber das wäre schon eher möglich. Nur müßte ich mich natürlich von den heiligen Stätten, namentlich von Mulei Idris, fern halten. Allerdings könne er mir auch da noch kein Versprechen geben. Er würde indessen dem Sultan über

meine Wünsche Bericht erstatten. Diese Bemerkung ist der geeignete Moment, um ihn zu bitten, eventuell zu vermitteln, daß ich vom Sultan persönlich in Audienz empfangen würde. Er erklärt sich bereit, auch den Sultan darum zu bitten, und nickt mir freundlich und wohlwollend bei dieser Gelegenheit zu. Mittlerweile hat ein Diener ein Präsentierbrett hereingebracht, das bestanden ist mit europäischem Geschirr und mit Kuchentellern. Eine große, übrigens nach europäischem Geschmack ziemlich gewöhnliche Kaffeekanne enthält Tee. Dazu gibt es richtige Porzellankaffeetassen mit Henkeln. Auf das Porzellan sind Blümchen gemalt. Es ist durchaus kein feines Porzellan, sondern Ware, wie man sie eventuell in den Würfelbuden auf der Vogelwiese gewinnen kann. Eine Zuckerdose ist gehäuft voll mit Würfelzucker, und in einem kleinen Kännchen befindet sich sogar frische Milch. Abd el Kerim ben Sliman ist sehr erstaunt, daß ich auf die Milch zum Tee verzichte. Um seine eigene Kenntnis europäischer Sitten und Gebräuche besonders zu dokumentieren, spricht er dagegen der Milchkanne sehr reichlich zu. Der Kuchen, den wir erhalten, ist teils europäischen Ursprungs, teils marokkanisch. Der Kuchen europäischen Ursprungs besteht aus Cakes und Waffeln. Der marokkanische Kuchen dagegen ist ein trockenes, völlig fettloses Gebäck mit Honigfüllung oder mit Zuckerguß. Da wir nun einmal nach europäischer Art Tee trinken, so halten wir uns lieber an die Cakes und die Waffeln. Nachdem wir in aller Gemütsruhe uns bei Tee und Kuchen gelabt haben, eine Gelegenheit, bei der auch Abd el Kerim ben Sliman fleißig zulangt und noch fleißiger zum Zulangen nötigt, und nachdem er sich auch noch ziemlich eingehend mit meinem Dolmetscher unterhalten hat, der natürlich nicht verfehlt, auf seine Eigenschaften als Scherif und Hadj gebührend hinzuweisen, beenden wir die Audienz. Abd el Kerim ben Sliman reicht mir nach europäischer Art die Hand, die schmal, weich und fein ist, und schüttelt mir die meinige so jovial wie möglich. Vom Dolmetscher verabschiedet er sich in marokkanischer Art. Sie reichen sich schnell die Hände. Jeder von beiden versucht mit einer kurzen, hastigen Verbeugung dem andern die Hand zu küssen. Jeder von beiden weiß selbstverständlich, daß der andere das nicht zulassen wird. Somit lassen sie die Hände wieder los,

und jeder führt schnell seine Hand zum Munde, um die Stelle, an der der andere gedrückt hat, zu küssen. Hiernach begleitet uns der Minister die Treppe hinunter wiederum bis in die Vorhalle und verabschiedet sich in der freundlichsten Weise, uns im übrigen seiner Dienerschaft überlassend. Da ein Europäer ohne weiteres für diese ein großer Herr ist, so erfordert es das Prestige, daß man dem Hausmarschall, den Wachsoldaten, dem Türöffner und dem Pferdehüter jedem ein angemessenes Trinkgeld in die Hand drückt, von einem Duro angefangen und dem Rang entsprechend bis hinunter zu einer Pesete. Was erreicht werden konnte, ist erreicht. Wenn ich auch jetzt schon einsehe, daß ich meine Sfebu-Pläne wohl werde aufgeben müssen, so werde ich doch versuchen, eventuell dem Sultan gegenüber nochmals den Plan in Vorschlag zu bringen, oder aber sonst mich dessen zu versichern, daß ich dann wenigstens auf der geplanten Serhunreise unter dem Schutze des Sultans und mit Geleitsbriefen des Sultans reisen kann. Allerdings bin ich meiner Sache noch nicht sicher, ob man mir tatsächlich erlauben wird, mich überall im Serhun frei zu bewegen, und ob diese Erlaubnis mir späterhin tatsächlich etwas nützen wird, da ja doch die Bewohner des Serhun dem Sultan nur dem Namen nach unterstehen, indessen nur außerordentlich unsichere Untertanen sind, von denen man nicht weiß, ob sie auf die Sultansgeleitsbriefe überhaupt irgend welche Rücksicht nehmen werden.

* * *

9. März.

Wer selten über die Grenzen seiner Kultur hinauskommt und stets daheim von allen ihren Errungenschaften täglich Gebrauch macht, dürfte auch nur selten in das volle Bewußtsein dessen kommen, was diese Errungenschaften für ihn bedeuten. Zu Hause ist man schon unzufrieden, wenn einmal ein Brief, dessen Eintreffen man mit der ersten Bestellung erwartet hat, erst mit der zweiten eintrifft; und wenn ein Schnellzug einmal fünf Minuten Verspätung hat, dann schimpft man womöglich schon über die Unzulänglichkeit der Bahnen. Wie ganz anders genießt man so etwas in fremden Ländern! Erst dort lernt man richtig schätzen, wie schön und gut eigentlich alles zu Hause ist, wenn

man es draußen hat entbehren müssen. Oder ist es nicht etwa an sich schon eine große Sache, daß man hier in Fas mit ziemlicher Pünktlichkeit Briefe erhält, die nur acht oder neun Tage



Das deutsche Postamt in Fas.

früher von der Heimat weggegangen sind? Unter diesem Gesichtspunkte hat die deutsche Post, die es sich zur Aufgabe macht, im friedlichen Wege des Verkehrs dem deutschen Ansehen in derartigen

Ländern vorzügliche Dienste zu leisten, für uns hier in Fas besonderes Interesse. Das Postamt befindet sich in dem Geschäftslokale der deutschen Firma M. Richter. Das Haus selbst bedeckt etwa 50 Quadratmeter. Es besteht aus einem quadratischen Hof, an dessen Vorder- und Rückseite die Räumlichkeiten liegen. Das Haus hat zwei Etagen. Zu den oberen Stockwerken gelangt man vermittels einer Treppe, sowie auf Galerien, die in Etagenhöhe um den Hof herumführen. Die Räumlichkeiten selbst sind ziemlich klein. Den Eingang zu ihnen bilden kunstvolle maurische Tore, die durch hohe Klapptüren geschlossen werden können, die nach außen aufschlagen. Nach den Vorschriften der deutschen Reichspost soll der Dienstraum abgeschlossen sein von dem Raum, der dem Publikum zugänglich ist. Das wird hier in der Weise erreicht, daß die großen Torflügel halb geöffnet werden, so daß sie zur Mauer ungefähr senkrecht stehen. Dann hat man aus Brettern eine Art Ladentisch gezimmert. Dieser wird durch Haken an die Torkanten angehängt. Über diesen primitiven Tisch hinweg vollzieht sich nun der amtliche Verkehr. Auch dafür ist gesorgt, daß die Postoffiziale gelegentlich nicht etwa, um aus ihrem Amtslokal herauszugelangen, über den Ladentisch hinweg springen müssen. Denn in dem einen Torflügel befindet sich noch eine kleine Tür, durch die der Verkehr möglich ist. Im Hintergrunde des Amtslokals an der Wand hängt das deutsche Postschild, darunter ein Regulator, der die Amtszeit darstellt. Allerdings ist diese ziemlich willkürlich und richtet sich im allgemeinen nach den Gebetrufen von den Minarets herunter, und die Rufe zum Gebet richten sich wieder nach dem Stande der Sonne. Auch sonst sind im Amtslokale die üblichen Instrumente vorhanden, wie der Poststempel, der sich befleißigt, als richtige Orthographie für den Namen Fas das dialektische „Fes“ in den Handel zu bringen, das Stempelkissen, die festgeschraubte eiserne Truhe, in der sich die Marken befinden, die Briefwagen und was sonst notwendig ist. Pakete allerdings werden nicht befördert; doch geht man in der Liberalität sehr weit und erlaubt, daß ganz handliche Pakete noch als Briefe, als Muster ohne Wert oder als Drucksachen mit unterschlüpfen. Der Lichthof dient als Aufenthaltsort für das Publikum, das denn auch lebhaft das deutsche Postamt frequen-

tiert und es namentlich für Geldsendungen allen anderen bevorzugt. Besonders gespannt erwartet man die Ankunft des Rakaß, der dreimal in der Woche zwischen Tanger und Fas verkehrt. Der Rakaß trifft selten mit größeren Verspätungen ein. Man kann im allgemeinen, wenn nicht gerade sehr schlechte Wege sind, darauf rechnen, daß er pünktlich da ist. Es ist mit ihm vereinbart, daß er für jede überfällige Stunde Verspätung eine Strafe zu zahlen hat. Diese Strafe wird aber selten diktiert. Denn die Läufer sind im allgemeinen außerordentlich zuverlässig. Diejenigen, die die Zeit nicht abwarten können, sitzen dann schon in dem Lichthofe des Postamts und halten die Tür im Auge, durch die der Rakaß erwartet wird. Wenn er dann staubbedeckt eintritt, zeigen alle Gesichter plötzlich Freude, und nun braucht man sich nur noch in Geduld zu fassen, bis die Post durchsortiert ist. Der Rakaß ist gewöhnlich ein kleines, vom Wetter tiefgebräuntes Männlein, schlank und dünn, dem man es kaum zutraut, daß er den Weg nach Tanger in durchschnittlich 4½ Tagen zurücklegt. Seine Ausrüstung ist so einfach wie nur irgend möglich. Außer dem offiziellen Postsack, den er in einer Strohtasche auf dem Rücken trägt, hat er um die Schulter einen Brotbeutel hängen. Er lebt unterwegs ausschließlich von marokkanischem Brot und von getrockneten Früchten. Seine nackten Füße sind bekleidet von den üblichen marokkanischen Lederpantoffeln, an denen aber das Hackenleder über den Hacken gezogen wird (sonst ist das Hackenleder eingeschlagen und bildet einen Teil der Sohle). Über den Lederpantoffeln trägt er noch dicke Strohsandalen, die ihm erlauben, sicher und tapfer auszugreifen. Sofort wird ihm der Postsack abgenommen. Die Briefe werden sortiert und gestempelt. Gewöhnlich werden zunächst vier Haufen sortiert: erstens die Post, die durch einen schon bereitstehenden Anschluß-Rakaß nach Meknas gelangt, zweitens die Post, die durch die Filialagentur in der Mellah zur Verteilung kommt, drittens die für Fas bestimmte Europäerpost, viertens die marokkanische Post. Diese letztere wandert sofort in die Brieftasche des schon wartenden marokkanischen Postboten. Auf die europäisch adressierten Briefe werden noch schnell von dem marokkanischen Postschreiber unter Vermittlung des israelitischen Dolmetschers die Namen der Adressaten in

Arabisch aufgeschrieben. Dann erhält sie ebenfalls der Postbote, und nun wandert dieser los, während wir in Hast die Briefkuverts aufreißen, die uns schon hier ausgehändigt werden, und die uns die Nachrichten aus der Heimat übermitteln.

* * *

10. März.

Das Musterlager eines europäischen Handelshauses in Marokko sieht recht buntscheckig aus. Das Geschäft ist selbstverständlich ausschließlich Engrosgeschäft und in der Hauptsache auch nur Kommissionsgeschäft. Der Vertreter in Fas übermittelt die Aufträge der Araber direkt an die europäischen Firmen, und diese führen sie wiederum durch Vermittlung des Kommissionshauses in Fas direkt an die Besteller aus. Unter den Mustern finden sich alle möglichen Artikel vertreten. In erster Linie sind es allerdings Galanterie- und billige Bedarfswaren, sogenannte fancy und peace goods. Dahin gehören in erster Linie eiserne Werkzeuge, Glas- und Wachsperlen, Teegläser, meist mit sehr einfacher bunter Bemalung, Teekessel, Eisenblech- und Emaillewaren, rote und schwarze Kopfbedeckungen, die roten für die Araber, die schwarzen für die Juden, dann besonders europäische Kleiderstoffe und Leinenwaren. Ein ziemlich wichtiger Artikel für Marokko ist eine Art ungemusterter Gardinenstoff, der als Stoff für marokkanische Frauenkleider dient; dann folgen nach marokkanischen Mustern gearbeitete kupferne, silberne oder versilberte Schmuckgegenstände für Frauen, europäische Spiegel, Kämme und Bürsten, europäische Feuerzeuge, ferner besonders Messer, Scheren und Petroleumlampen und noch viele andere Dinge. Allerdings scheinen hier ausschließlich ganz billige Sachen zu gehen. Denn von Qualitätswaren sieht man nur sehr wenig.

Interessant ist es, wenn dann die marokkanischen Kaufleute erscheinen, um bei dem Europäer ihre Muster sich auszusuchen und danach Bestellungen zu machen. Man muß große Geduld haben bei diesen Einkäufen. Denn lange dauert es, bis sich der marokkanische Kaufmann für dieses oder jenes Muster entschlossen hat. Hat er das aber getan, dann ist er auch sofort bereit, die Waren in festen Auftrag zu geben. Allerdings tut er es nicht,

ohne daß er dem Fabrikanten an den Preisen herumkorrigiert. Der Agent muß daher grundsätzlich höhere Preise fordern, als sie ihm aufgegeben sind, um dem marokkanischen Kaufmann Spielraum zu lassen, noch etwas abzuhandeln und dem europäischen Fabrikanten, sich etwas abhandeln zu lassen. Auch die Zahlungsgebräuche der Marokkaner sind für europäische Verhältnisse nicht sonderlich angenehm. Die Leute geben zwar Wechsel. Aber es



Marokkanische Frauen mit Kind.

ist geradezu Sitte oder, besser gesagt, Unsitte, daß diese Wechsel nie am Fälligkeitsdatum eingelöst werden. Sie werden zwar eingelöst, aber gewöhnlich erst nach einem längeren Ziel. Daher kommt es, daß es ganz ausgeschlossen ist, daß ein Kanossementsverkehr, wie er z. B. mit den ostasiatischen Häfen besteht, möglich wäre. Das marokkanische Geschäft hat außerdem auch noch weitere Schwierigkeiten. Die Marokkaner führen zwar europäische Waren, lassen sich aber nicht gern merken, daß sie persönlich mit den

Christen Geschäfte machen. Daher kommt es sehr häufig vor, daß besonders angesehene Kaufleute, darunter vor allen Dingen auch die Einkäufer für den Hof, direkt darum bitten, man möchte ihnen die Muster an irgend einem dritten Orte privatim oder gar unter Ausschluß der Öffentlichkeit heimlich vorlegen, nur damit die Landsleute es nicht merken, daß sie mit den Christen Geschäfte machen. Das würde ihr Ansehen bei den konservativen und orthodox-muhammedanisch gesinnten Herrschaften arg herabmindern. Für einen großen Teil unserer Industrie, namentlich für die Maschinenbranche und für andere sehr wichtige deutsche Industrien ist vorderhand in Marokko, wenigstens im Innern des Landes, noch kein Markt vorhanden. Eben erst beginnt der Markt sich für Nähmaschinen zu erschließen, und das ist bekanntlich ein Artikel, der auch in anderen ähnlich gearteten Ländern gewöhnlich der weiteren Maschinenindustrie erst als Schrittmacher dient.

* * *

11. März.

Es gibt wohl wenige Dinge, über die man sich im allgemeinen so verkehrten Vorstellungen hingibt, wie das Leben der Frauen in streng muhammedanischen Ländern, zumal in Marokko. Gar mancher stellt sich das Frauenleben hierzulande so vor, wie etwa in Konstantinopel, wo die Verschleierung des Frauenantlitzes nur noch sozusagen pro forma vollführt wird, und wo auch die muhammedanischen Frauen sich Freiheiten gestatten, die nach strenggläubigen Begriffen durchaus unzulässig sind. Hierzulande, in der Hochburg des orthodoxen Muhammedanismus, ist das alles ganz anders. Die Frauen, denen man auf den Straßen begegnet, sind eingehüllt in ein schweres, naturfarbenes, wollenes Tuch, das sie sich zunächst um die Stirn und dann um den ganzen Körper einschließlich des Gesichtes legen, nachdem sie sich vorher um das Gesicht bis zu den Augen hinauf ein leinenes Tuch gebunden haben. Es ist also von einer wandelnden Frau nichts weiter zu sehen, als die Umhüllung und oben, da wo das Gesicht ist, ein ganz schmaler Streifen, aus dem zwei schwarze Augen hervorlugen, während unten von den Füßen nur der Hacken und der Knöchel frei bleiben. Die Zehen stecken in Pantoffeln.

die bei wohlhabenderen Frauen bisweilen gestickt oder mit Brokat verziert sind. Die Stellung der marokkanischen Frau ist in der Hauptsache nicht anders, als die eines Vermögensobjektes. Sie sind in der Tat bedauernswert, diese Geschöpfe. Solange sie



Beim Teetrinken.

jung sind und den Mann fesseln, geht es ihnen ja wohl gut. Gelingt es ihnen, sich besonders in der Gunst des Mannes zu erhalten, so daß sie dessen ausgesprochene Favoritinnen werden, so tut ihnen der Mann wohl auch eine besondere Ehre an, indem er sie nach und nach mästet, bis sie so umfangreich und dick werden,

daß sie kaum mehr durch die schmalen Türen hindurch kommen und sich nicht mehr selbständig auf der Straße bewegen können. Eine gemästete Frau gilt für den Marokkaner als der Ausdruck besonderer Wohlhabenheit. Der Ruhm, eine gemästete Frau zu besitzen, bedeutet für ihn so viel, wie für den Amerikaner der Titel „Millionär". Gelingt es den Frauen aber nicht, sich derartig dem Mann beliebt und unentbehrlich zu machen, so werden sie, wenn sie älter werden, zu Arbeitstieren degradiert. Sehr häufig kommt es bei der leichten Lösbarkeit der marokkanischen Ehen auch vor, daß der Mann die Frau, wenn sie ihm nicht mehr gefällt, fortschickt. Derartige, ehemals wohlhabende, dann aber entlassene Frauen gibt es in Marokko sehr viel, und sie sind darauf angewiesen, sich kümmerlich durch niedere Dienstleistungen ihren Unterhalt für den Lebensabend zu erwerben. Allerdings einen Vorzug besitzen die Frauen vor den Männern: ihnen gehört das Dach des Hauses, und wenn die Sonne nachläßt am Spätnachmittag, dann sind die Dächer von Fas belebt von Frauen, die sich dort oben ergehen und ihres Daseins, das sie in einer besseren Form nicht kennen, erfreuen. Dann kann man in der Tat allerhand Studien machen. Von der zweiten Etage des Wohnhauses der Firma M. Richter aus übersieht man eine Reihe von Dächern der Nachbarschaft. Auf diesen herrscht dann buntes Treiben. Natürlich sind die Frauen hier nicht verschleiert. Aber sie sehen doch ganz anders aus, als etwa auf den Bildern, die man in Tanger von marokkanischen Frauen kauft. Auf diesen Bildern erscheint die angeblich marokkanische Frau hingegossen auf Polstern. Sie trägt ein reich gesticktes Gewand, das oben womöglich noch weit offen ist und die ganze Büste freiläßt. Die Aufmachung macht überhaupt den Eindruck, als sei das Bild aufgenommen worden in irgend einer intimen Ecke des Harems eines marokkanischen Großen, wobei es der Künstler verstanden hat, das Haremsleben gerade von seiner reizvollsten Seite zu erfassen. Aber diese Bilder sind Lügen. Es handelt sich da um gar keine Marokkanerinnen als Modelle, sondern es sind jüdische Schönheiten, die vom Photographen in marokkanische Kostüme gesteckt sind, und die ihren Leib als Modell für verführerische marokkanische Frauenbilder herleihen. Das marokkanische Frauengewand ist hoch-

geschlossen. Es besteht aus mehreren Untergewändern, über die dann ein aus einer Art engmaschigen Spachtelstoff gearbeitetes Gewand geworfen wird, ein Gewand mit namentlich nach unten weit offenen Ärmeln. Es wird zusammengehalten am Halse durch einen gestickten Bund, in der Taille durch einen unförmig breiten



Nackte Heilige in den Straßen von Fas.

Brokatgürtel, und im übrigen ist es vorn vom Halse der Länge nach bis hinunter geknöpft mit Knöpfen, die sich als kunstvoll verschlungene dicke Knoten aus Seidenschnüren darstellen. Um den Kopf tragen die marokkanischen Frauen ein buntes Seidentuch, das über der Stirn von einer Agraffe im Haar gehalten wird, und dessen langes Ende über den Rücken hinunterfällt. Das Haar

der Marokkanerinnen ist in einem Knoten auf dem Kopfe festgesteckt. Nur bei den jungen Mädchen sieht man Haar, das in einer kurzen Flechte herunterhängt. Auf den Dächern von Fas treiben dann die Frauen allerlei Allotria. Sie spielen Nachlaufen. Sie ulken sich von Dach zu Dach mit Scherzreden an. Bisweilen erschallen die Dächer aber auch von Schreien, Schimpfen und Keifen, wobei, wie mir gesagt wird, bisweilen die allerriskantesten Ausdrücke fallen. Es ist charakteristisch für das Verhältnis der Geschlechter in Marokko, daß es den Frauen nachgesehen wird, wenn sie Ausdrücke der allerunzweideutigsten Art gebrauchen. Es wird ihnen das nachgesehen, weil sie eben nur Frauen und damit nur minderwertige Geschöpfe sind. Ein Vollmensch, also ein Mann, würde naturgemäß derartige unanständige Dinge niemals sagen, die überläßt er den Frauen. Die Auffassungen sind eben hierzulande in dieser Beziehung gerade umgekehrt, als bei uns. Bewundernswert ist übrigens die Geschicklichkeit, die die Frauen von Fas im Klettern besitzen. Mehrmals habe ich beobachtet, daß sie über ganze Straßenzüge hin ihre Wanderungen von Dach zu Dach ausgeführt haben. Man merkt es, sie kennen die Örtlichkeiten ganz genau. Schwindelfrei steigen sie von Mauerloch zu Mauerloch an ganz senkrechten Wänden hinauf und hinunter. Angelehnte Balken benutzen sie, um daran hinunterzurutschen oder auf ein höher gelegenes plattes Dach hinaufzuklettern. Kurzum, die Dächer von Fas sind ihnen von Kindheit an so vertraut geworden, daß ihnen wahrscheinlich selbst ein auf Diebsjagden geschulter Berliner Kriminalschutzmann im Ernstfalle nicht würde folgen können.

Bei alledem war ich um so erstaunter, als ich eines Tages in dem in der Nähe des Sultanspalastes gelegenen Stadtteil einer vollständig nackten Frau begegnete, die aber von keinem Menschen beachtet wurde. Es war eine Irrsinnige. Für den Muhammedaner gelten die Irren als heilig und unter dem besonderen Schutze Allahs stehend. Zwar hatte der Sultan ihr verschiedentlich Kleider geschickt, die sie aber stets zurückgewiesen hatte. Somit ist sie zu einer ständigen Type dieses Stadtteils geworden, und niemand nimmt an ihr Anstoß. Als Pendant gibt es übrigens in unserem

Stadtteil einen nackten Mann, der ebenfalls als ein Heiliger geehrt und durch Almosen unterhalten wird.

* * *

12. März.

Heute sind wir bei einem Schutzgenossen der deutschen Firma zu einem marokkanischen Gastmahl eingeladen. Er bewohnt ein Haus, das ehedem der Familie des Sultans gehörte, und zwar ist es das Geburtshaus des Vaters des regierenden Sultans, des tatkräftigen Mulei Hassan. Das Haus, das eines der vornehmsten Privathäuser von Fas ist, liegt ebenfalls in einer engen Gasse in dem Stadtteil rechts vom Uad Fas. Man tritt ein durch eine kleine Pforte, und von dieser aus erst gelangt man durch einen dunklen Raum nach dem Lichthof, der allerdings einer der schönsten ist, den ich je bei marokkanischen Bauten gesehen habe. Geradezu berühmt ist das Mosaik, das hier liegt. Die Anordnung des Hofes ist ebenfalls wieder quadratisch. In der Mitte des Lichthofes befindet sich eine Wasserschale, in der ein Springbrunnen plätschert. Die Schale ruht auf einem niedrigen Fuße und steht inmitten eines sechsseitigen Impluviums. Auch die Seitenwände sind bis zu etwa einem Meter Höhe aus Mosaik gearbeitet. In ihrer Mitte befinden sich Nischen. In sie hineingemauert sind mosaikbelegte Wassertröge, in die das Wasser aus der Rückwand der Nische, die ebenfalls mit Mosaik belegt ist, durch ein Wasserrohr zuströmt. Von unten auf gehen nun schlanke Säulen nach oben. Sie tragen die Galerien, die um den Lichthof herum führen, und werden nach oben hin durch mehrfach unterbrochene maurische Torbogen zusammengefaßt. Die Säulen sind am Sockel ebenfalls mit zartem Mosaik belegt, während die Kapitäle und die Torbogen verziert sind mit Mustern, die in den Gips hineingeschnitten und dann bunt ausgemalt sind. Das Ganze macht einen durchaus edlen und wohlgefälligen Eindruck. Die Galerien, die um den Hof in Etagenhöhe herumführen, sind verhältnismäßig breit. Von ihnen aus gelangt man direkt in die an den Seiten gelegenen Räumlichkeiten. Einer dieser Räume, in den wir eintreten, dient dem Hausherrn als Wohnung. Er ist belegt mit dicken Polstern. An den Wänden stehen zinnerne und silberne Gerätschaften, die

teils zur Bereitung des Tees dienen, teils wohlriechende Wässer enthalten, mit denen man sich Gesicht und Hände einreibt. Diesem



Im Geburtshaus des Sultans Mulei Hassan.

Raum gegenüber liegt der Eingang zu den Frauengemächern. Die Torflügel sind angelehnt, und hinter dem Spalt sieht man neugierige Frauenaugen, die sich die Fremden betrachten, und hört Kichern, das aber sofort verstummt, als der Hausherr uns

nach jener Seite der Galerie führt und in seinem Vertrauen zu uns Fremden sogar so weit geht, daß er uns eintreten läßt in den Raum, den man bei uns als Harem zu bezeichnen pflegt. Auch dieser Raum ist nicht anders eingerichtet, als der des Hausherrn. Nur wird der echt orientalische Eindruck etwas beeinträchtigt durch eine mächtige europäische Petroleumlampe, die von der Decke herunterhängt. Die Frauen aber, die wir eben noch in diesem Raum vermuteten, sind verschwunden. Sie sind in einen Nebenraum geflüchtet, und man hört von dort ihr Kichern. In diesen Raum aber einzutreten würde selbst eine noch so gute Freundschaft mit dem Hausherrn nicht gestatten.

Nachdem man uns nun die Herrlichkeiten des Hauses gezeigt hat, geht man zu etwas realeren Genüssen über. Wir kehren zurück in das Gemach des Hausherrn und nehmen mit untergeschlagenen Beinen, so gut es geht, auf den ausgebreiteten Polstern Platz. Alsbald erscheint auch ein Diener mit einem Kohlenbecken, das auf einem eisernen Dreifuß ruht. Auf dem Kohlenbecken steht ein Teekessel mit bereits vorgewärmtem Wasser. Bei seinem zweiten Erscheinen bringt er die Gerätschaften herbei, die zur Bereitung des Tees dienen, und setzt sie nieder vor dem ältesten und würdigsten der anwesenden Marokkaner. Der Hausherr selbst ist ein jüngerer Mann. Die marokkanische Sitte verbietet es ihm, sich zu setzen. Ja, sie verbietet ihm sogar, bei dem Gastmahl, das nun folgt, mit zu essen. Er muß während der ganzen Zeit stehen und zusehen, wie die Gäste sich an den guten Sachen wohltun. Die Zubereitung des Tees erfolgt in der üblichen würdigen und zeremoniellen Weise. Eine Unterhaltung kommt erst dann wieder in Fluß, als das Konzert des Teeschlürfens beendet ist. Nun wird sich eine Weile über allerhand Dinge unterhalten. Als der Tee ausgetrunken ist, kommt der Diener wieder herein und räumt das überflüssige Geschirr weg. Sodann stellt er in die Mitte ein niedriges, rundes Tischchen, auf das nunmehr die Speisenschüsseln aufgetragen werden. Es erscheint denn auch alsbald eine große, mächtige Schüssel mit Kußkussu. Das ist eine marokkanische Nationalspeise, die bereitet wird aus gekochtem und gut gewürztem Hammelfleisch und einer Art dicken Graupen, die von den marokkanischen Frauen aus Mehl gerollt werden. Jeder bekommt

auf die Stelle des Tisches, der er am nächsten sitzt, ein halbes Brot hingelegt, und nun könnte man zulangen. Vorher aber erscheint erst noch eine schwarze Sklavin mit einem großen, kupfernen Waschbecken und einem kupfernen Wasserkessel. Der Reihe nach stellt sie das Becken vor die Gäste hin und überschüttet aus dem Wasserkessel jedem die Hände mit gewärmtem Wasser. Nachdem man sich die Hände genügend abgewaschen hat, kommt das Handtuch an die Reihe, das ebenfalls von Mann zu Mann wandert. Nun erst ist es an der Zeit, zuzugreifen, und zwar geschieht das ohne Messer, Gabel und Löffel. Man greift, wie einstens auch die alten Germanen das taten, direkt mit den Fingern in die Schüssel hinein und führt das Essen zum Munde. Das ist so unappetitlich nicht, wie es vielleicht ohne weiteres erscheinen könnte. Im Gegenteil, es sieht ganz appetitlich aus, wenn der Araber zunächst sich ein Stück Brot abbricht, dieses auf den Daumen legt, um es gewissermaßen als Löffel zu benutzen, und dann mit zwei Fingern das Fleisch oder die Graupen darauf schaufelt, um alsdann das Ganze mit drei Fingern sauber zum Munde zu führen. Außerdem achtet jeder durchaus die Rechte des anderen. Jeder nimmt das Essen nur von der Seite weg, die ihm am nächsten liegt, und es ist nicht etwa gestattet, wenn an einer anderen Stelle ein besonders gutes Stück liegt, in das fremde Revier hinein sich Übergriffe zu gestatten und den Bissen dem Nachbar zu entführen. Wohl aber ist es erlaubt, wenn man auf seinem eigenen Gebiete sich an ein recht gutes Stück Fleisch herangegessen hat, dieses sauber mit zwei Fingern zu ergreifen und es auf den Platz eines anderen zu legen, dem man dadurch eine besondere Ehre antun will. Da wir Europäer als die Gäste diejenigen sind, die man besonders ehren will, so können wir uns vor guten Stücken, die auf unseren Anteil auf der Fleischschüssel gelegt werden, gar nicht retten, und bemühen uns, diese unsererseits nun wiederum höflichst einem anderen anzubieten, dem wir auch etwas Gutes zukommen lassen wollen. Nachdem man sich an diesem Gang gelabt hat, erscheint die schwarze Sklavin mit der Waschschüssel und dem Handtuch aufs neue. Man wäscht sich das Fett von den Fingern sauber hinunter. Die Marokkaner haben darin eine solche Gewandtheit, daß sie dazu nur ausschließlich die eine Hand brauchen,

mit der sie in die Speisenschüssel hineingegriffen haben. Während es bei uns heißt: „Eine Hand wäscht die andere", könnte man bei ihnen sagen: „Ein Finger wäscht den andern". Es kommt nun eine zweite Schüssel, und zwar ist das ein Gericht, das auch unseren Begriffen durchaus geläufig ist: Huhn mit Reis. Das Huhn kommt ganz auf den Tisch. Es ist so weich gekocht, daß man mit den Fingern ganz bequem das Fleisch von den Knöcheln ablösen kann. Natürlich sind sofort wieder verschiedene Finger bereit, für uns die Bruststückchen abzulösen und sie auf unseren Platz hinzulegen. Wir revanchieren uns dadurch, daß wir den Schenkel oder den Armknochen abtrennen und ihn auf die Plätze unserer Nachbarn hinüberschieben. Schließlich sind wir über die Teilung einig und fangen an zu essen. Die Zubereitung ist übrigens recht gut, und es schmeckt uns ausgezeichnet. Wiederum erscheint die Sklavin mit dem Waschbecken. Wiederum wird abgeräumt, und nunmehr gibt es ein drittes Gericht: geschmorter Hammelbraten mit brauner Sauce, in der bedeutende Mengen von Rosinen herumschwimmen. Der Braten ist außerordentlich fett. Das Fett schwimmt bekanntlich oben, und um zu den Rosinen zu gelangen, muß man stets erst durch die Fettschicht hindurchgreifen. Bei dieser Gelegenheit passiert es, daß man bisweilen mit drei Fingern nicht auskommt und infolgedessen einen vierten zum Zugreifen zu Hilfe nehmen muß. Der Hammelbraten ist zerschnitten in lauter einzelne Würfel, die ungefähr alle von derselben Qualität sind, und somit erübrigt es sich bei diesem Gericht, dem Nachbar besonders gute Stücken vorzulegen, die nur wieder in das Fett hineinfallen würden. Einige Mühe macht es, ohne besondere Instrumente der Sauce habhaft zu werden. Infolgedessen benutzt einer unserer Gastfreunde ein größeres Stück Brot als eine Art Schwamm, indem er es sich mit Sauce vollziehen läßt, dann ausnutscht und es erneut sich in der Sauce vollsaugen läßt. Gott sei Dank war ich bei diesem Zwischenfall bereits gesättigt. Nachdem man nun wiederum eine gehörige Waschung vorgenommen hat, wird eine der langhalsigen silbernen Flaschen herumgereicht, die ein aus Mandeln gewonnenes Parfüm enthält. Dieses Parfüm, das mit Wasser verdünnt ist, spritzt man sich in die hohle Hand und wäscht sich damit Gesicht und Hände. Dann wird die Mahl-

zeit aufgehoben, und nun erfordert es die Höflichkeit, daß man sich sobald wie möglich verabschiedet, damit nun auch endlich der arme Gastgeber Muße hat, sich im Kreise der Seinen genug zu tun an den ziemlich bedeutenden Resten, die von der Tafel wieder hinuntergekommen sind, nachdem er die ganze Zeit stehend hat zusehen müssen, wie es seinen Gästen geschmeckt hat.

* * *

13. März.

Heute habe ich den Versuch gemacht, einmal einer Sklavenauktion beizuwohnen. Der Wächter des Postamts erbot sich, mich zu führen. Wir gingen in einen Fondak, der als eine Art Getreidebörse dient, und wo die Leute vom Lande sonst ihre Körnerfrüchte feilbieten. Hier sollen auch an bestimmten Tagen Sklavenauktionen stattfinden, und für heute ist eine angesagt. Wir treffen es in der Tat günstig. Als wir in den Fondak kommen, werden soeben drei männliche und drei weibliche Sklaven aus einem der „Hotel"-Gelasse heruntergeführt auf den Hof, um als lebende Waren zu dienen. Eben soll die Auktion losgehen, da bemerkt man, daß ein Europäer auf den Hof gekommen ist, und schleunigst werden die Sklaven wieder in das Haus hineingeführt. Die Auktion findet nicht statt. Denn die Sklavenhändler kennen sehr wohl die Forderungen der Europäer auf Abschaffung der Sklaverei und befürchten von der Zeugenschaft eines Europäers Unannehmlichkeiten. Der Versuch, einer solchen Auktion beizuwohnen, mißlang infolgedessen. Wenigstens haben wir gesehen, wie die Vorbereitungen dazu getroffen wurden.

Übrigens wird in der Sklavereifrage sehr vielfach mit ganz törichten Sentimentalitäten gewirtschaftet. Es kommt doch schließlich immer auf die Kulturstufe an. Für Marokko wird mir versichert, daß die Stellung der Sklaven sehr häufig wesentlich besser ist, als vielfach die Stellung der legitimen Frauen. Beispielsweise hat ein Sklave, der von seinem Herrn schlecht behandelt wird, das Recht, von ihm zu verlangen, daß er zur Auktion gebracht und à tout prix verkauft wird. Es kommt hinzu, daß der Sklave in solchen Ländern vom Herrn, zumal als Vermögensobjekt, das durch eine schlechte Behandlung im Werte gemindert werden würde, an

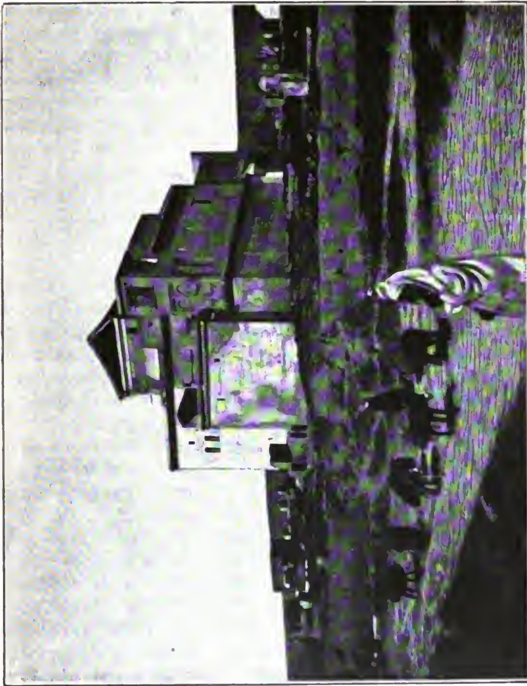
sich schon nicht so schlecht behandelt wird, wie zahlreiche Tendenzschriften es den Leuten glauben machen wollen. Die Sklaven werden von ihren farbigen Herren gewöhnlich als mit zur Familie gehörig behandelt, und häufig kommt es vor, daß Sklavinnen von den Herren zu Frauen erhoben werden, — was freilich nicht in allen Fällen ein dauernder Vorteil für sie ist. Die Art und Weise, wie die farbigen Völker ihre Sklaven behandeln, dürfte in den seltensten Fällen solche Formen der Grausamkeit annehmen, wie sie allerdings leider bei den weißen Sklavenvögten, beispielsweise in den spanischen Kolonien in Amerika, oft die Regel gewesen sind. Man darf nicht vergessen, daß die sozialen Unterschiede in Ländern, wie Marokko, zwischen Freien und Sklaven nicht so erheblich ausgeprägt sind, wie etwa zwischen einem weißen Sklavenbesitzer und seinen Schwarzen, die von diesem eben nur als Objekte der kapitalistischen Ausbeutung betrachtet zu werden pflegten, während dem farbigen Herrn die Sklaverei im Gegensatz zur Freiheit gewöhnlich nur als ein durch Natur und Recht gegebener sozialer Unterschied erscheint, der noch nicht ohne weiteres den Begriff der Grausamkeit und Unmoral einschließt.

* * *

14. März.

Die beiden Deutschen, die Angestellte des Sultans waren, und zwar der Instrukteur der Löweschen Waffenfabrik und der Oberwärter der Menagerie des Sultans, sind ebenfalls wieder in Fas eingetroffen. Gleich als sie eintrafen, erwartete sie eine unangenehme Überraschung. Sie erhielten nämlich die Mitteilung, daß man ihrer Dienste nicht mehr bedürfe, und daß man ihnen anheimstelle, nach Hause zurückzukehren. Es waren das die mehrfach erwähnten beiden Deutschen, die dem Rufe der Gesandtschaft Folge gegeben und mit Herren Löhr und Schultheis zusammen nach Tanger zurückgekehrt waren, als Bu Hamara vor den Toren stand. Vor der Abreise hatte der Sultan ausdrücklich erklärt, daß die Europäer, die sich in seinen Diensten befänden, dort bleiben sollten. „Es ginge alles auf seinen Kopf", heißt die arabische Redensart, mit der er die volle Verantwortung für Leben und Eigentum übernahm. Während nun die in Sultansdiensten

stehenden Franzosen und Engländer blieben, reisten die beiden Deutschen mit ab. Da sie engagiert worden waren durch die



Heiligtum des Ssidi Muhammed el Belassen (zwischen Bab Mahruk und Bab Ssagma).

Firma Häßner & Joachimssohn in Tanger, so hielten sie sich dieser Firma zur Verfügung. Wie mir erzählt wurde, hat sich diese Firma später mit dem Hof in Verbindung gesetzt und die

Rückkehr der beiden Angestellten angeboten, hat aber keine Antwort erhalten. Somit schickte sie die beiden ohne Antwort wieder nach Fas, und nun, da sie eingetroffen sind, sind sie sofort wieder entlassen worden. Natürlich sind die Leute entrüstet und wollen die Diplomatie in Bewegung setzen, um Schadenersatzansprüche gegen die marokkanische Regierung geltend zu machen. Indessen scheint in diesem Falle der Makhsen auf dem Standpunkt zu stehen, daß die Angestellten entgegen dem ausdrücklichen Gebot des Sultans ihre Stellungen verlassen haben. Wer sich von fremden Potentaten engagieren läßt, muß auch in Kauf nehmen, wenn er von ihnen entlassen wird, und es wird den beiden Leuten wohl schwer fallen, selbst mit Hilfe der Gesandtschaft Schadenersatzansprüche durchzudrücken. Man wird auch schwerlich sagen können, daß die Gesandtschaft etwa deshalb für das Unglück der beiden Leute verantwortlich gemacht werden kann, weil sie ihnen geraten hat, nach der Küste zurückzukehren. Jedenfalls ist das ein Fall, der ebenso unklar wie im Interesse der beiden bedauerlich ist. Aufrichtig zu bedauern ist es anläßlich dieses Falles, daß Deutschland gerade gegenwärtig in Fas nicht durch seinen Berufskonsul vertreten ist. So gefahrvoll ist doch die Reise gegenwärtig nicht, daß es notwendig wäre, den Konsul zu einer nutzlosen Muße in Tanger zu verdammen, während in Fas bereits seit Monaten der erste Legationssekretär der französischen Gesandtschaft anwesend und dort geblieben ist, obgleich alles drunter und drüber zu gehen schien. Vor wenigen Tagen ist mitten in der unsichersten Zeit plötzlich ein englischer Finanzagent in Fas erschienen, der allerdings die Ergebnisse seiner Konferenz mit dem Makhsen nach Möglichkeit verheimlicht hat, und sicherlich nicht grundlos bezahlt der Sultan so hohe Summen gegenwärtig in englischen Bankschecks. Die Leute behaupten hier, Mc Lean habe dem Sultan englisches Geld geliehen. Indessen sind die Summen, die auf diesen Regierungsschecks stehen, derartig hoch, daß sich das kaum annehmen läßt. Während dieser ganzen Zeit nun steht das deutsche Konsulatsgebäude in Fas leer, leer bis unter das verbotene Dach hinauf.

* * *

15. März.

Selbst hier in Fas hält es schwer, sich über die revolutionäre Bewegung klar zu werden. Nicht einmal über die Persönlichkeit des Bu Hamara läßt sich etwas Einwandfreies erfahren. Auch hier mischt sich Wahrheit mit Dichtung, und die Neigung zur Legende ist so stark, daß es in der Tat ausgeschlossen ist, irgend welche zuverlässigen Feststellungen zu machen. Ich will versuchen, hier das Bild zu zeichnen, das sich aus dem allgemeinen Durcheinander als vermutlich annähernd richtig ergibt.

Zunächst der Thronprätendent selbst: Das Volk nennt ihn allgemein „Bu Hamara", Sohn der Eselin. Dieser Name ist nicht etwa ein Spottname, sondern will verstanden sein ganz in der blumenreichen arabischen Ausdrucksweise, die z. B. den Kaiserpalast den „Vater der Springbrunnen" nennt. Über die Entstehung des Namens Bu Hamara wird folgende Sage erzählt: Als der Geist Gottes über den nachmaligen Bu Hamara kam, ging dieser in die Einsamkeit. Da trat eines Tages ein Weib auf ihn zu, das an der Hand seine Tochter führte. Dieses Weib verkündete ihm, er sei zu großen Dingen berufen, die zu erfüllen sie ihm mit ihrer Tochter behilflich sein wollte, wenn er sie zur Frau nähme. Der Einsiedler fiel vor ihr in die Kniee und erklärte, es solle so geschehen. Darauf sagte die Frau, sie werde ihm gehören, sobald er seine Mission erfüllt hätte. Dann verwandelte sie ihre Tochter in eine weiße Eselin. Sie selbst aber wurde unsichtbar. Und der Einsiedler setzte sich auf den Rücken der Eselin, zog von Duar zu Duar und predigte den Aufstand. Ihn selbst nannte das Volk „Vater der Eselin". Der Sinn dieser Legende ist nicht recht klar.

Wie das Auftreten des Mannes, so ist auch sein Tun und Treiben mit einem undurchdringlichen Buschwerk von Mystik und Sagen umgeben. Er scheint ein sehr intelligenter Mann zu sein, der es versteht, den mystischen Zug seines Volkes für sich auszunutzen. Der Aberglaube, der sich um ihn verbreitet, trägt dazu bei, um Feinde und selbst gedungene Mörder von ihm fernzuhalten. Der Sagenkreis um Bu Hamara ist besonders reich an Geschichten, in denen erzählt wird, wie der Sultan für vieles Geld Mörder gedungen hätte, wie diese auch zu dem Thron-

werber gelangt seien und ihn hätten erdolchen oder erschießen sollen. Für den Dolch sei sein Fleisch wie Stein gewesen, und die Schußwaffe habe immer versagt. Dann habe Bu Hamara die Mörder unbehelligt zum Sultan zurückgeschickt, damit sie ihm erzählen sollten von seiner Unverwundbarkeit und göttlichen Mission. Wahrscheinlich haben die gedungenen Mörder Angst gehabt, sind umgekehrt und haben die Geschichten zu ihrer Entschuldigung erfunden!

Nun gibt es auch unter den Arabern Skeptiker, und diese suchen sich das Wunderbare in einer etwas rationalistischen Weise zu erklären. Gerade als ich in Fas eintraf, war die Nachricht angelangt, daß der „Kalifa", das heißt der Gehilfe, wir würden sagen der Adjutant des Bu Hamara den Sultanstruppen in die Hand gefallen sei, eine Meldung, die seinerzeit vielfach Veranlassung gab zu der Meinung, daß der Thronwerber selbst gefangen worden sei. Ich habe bereits früher auf die Beziehungen hingewiesen, die zwischen dem Mokhaddem (Quartierbürgermeister[1]) des Stadtteils Mulei Idris in Fas und den die Gegend von Tasa bewohnenden Kabylen bestehen. Diese Beziehungen sind in der Hauptsache auf die Zugehörigkeit zum Schutzheiligen und zur Familie der „Idriden" zurückzuführen. Der gefangene Kalifa des Bu Hamara war nun dasselbe für Tasa, was der Mokhaddem von Mulei Idris in Fas war: auch in Tasa gibt es ein Heiligtum des Mulei Idris. Damit wäre zusammenzuhalten, daß ursprünglich als angeblicher Name des Thronwerbers Djilali es Serhuni (Djilali aus Serhun) genannt wurde, und daß andere wieder seine Identität mit dem vom Thron ferngehaltenen, eigentlich erbberechtigten Bruder des gegenwärtigen Sultans behaupten.

Djilali es Serhuni stammt demnach aus der Stadt Serhun, die das Grabmal des Mulei Idris des Älteren umgibt und bewohnt wird von den Nachkommen der Idriden. Djilali soll in der Tat der Familie der Idriden angehören. Er wäre somit ein Scherif. Eines Tages nun war der Mokhaddem von Mulei Idris aus Tasa zum Besuch in Meknas, der dritten Residenz des

[1]) Vielleicht richtiger „Hoher Priester", dem gleichzeitig Zivilgewalt in dem Stadtteil zusteht, in dem die Mulei Idris liegt.

Sultans, wo der Bruder des Sultans, Mulei M'hamed, in einem der zahlreichen kaiserlichen Paläste als Gefangener wohnte. Selbstverständlich war der Prinz dort nicht bei Wasser und Brot eingekerkert und in Ketten geschlagen, sondern er hatte eine gewisse Bewegungsfreiheit. Bei diesem Besuch in Meknas kaufte der Mokhaddem von Mulei Idris aus Tasa von Mulei M'hamed ein Pferd. Von diesem Pferdekauf soll Djilali es Serhuni gehört haben. Einige Zeit später, als der Mokhaddem längst wieder in Tasa war, erschien ein Mann bei ihm, der ihn geheim zu sprechen wünschte. Als sie allein waren, fragte der Fremde: „Nun kennst du mich denn nicht? Ich bin doch Mulei M'hamed, von dem du in Meknas das Pferd gekauft hast!" Eine Ähnlichkeit soll den Mokhaddem in der Tat getäuscht haben, kurzum, er nahm den Fremden, der Djilali war, bei sich auf. Zwischen beiden wurde nun der Plan zum Aufstande ausgearbeitet, um den angeblich aus Meknas entflohenen Mulei M'hamed auf den Thron zu bringen. Der äußere Anlaß zur Proklamierung des Aufstandes wurde die Ermordung des Missionars Cooper in Fas, der die bereits früher erwähnte, nach muhammedanischen Begriffen außerordentliche Handlung des Sultans zur Folge hatte, daß dieser den Mörder aus einer der heiligsten Moscheen heraus verhaften und später erschießen ließ. Später, als der Sultan, was zweifellos sicher ist, den richtigen und keinen anderen Mulei M'hamed aus Meknas nach Fas bringen ließ und dem Volke zeigte, erklärte Djilali plötzlich, er sei ja gar nicht Mulei M'hamed selbst, sondern nur der Naib (Sachwalter) eines, der nach ihm kommen würde; und später, als die Kabylen im Osten von Fas ihm (angeblich) untreu wurden, und er sich genötigt sah, zu den Rifberbern zu ziehen, denen in ihrer Unabhängigkeit Mulei M'hamed ziemlich Hekuba war, sah er sich sogar genötigt, zu stärkeren Beschwörungen zu greifen und spielte sich schließlich auf den Nachkommen des Mulei Idris hinaus, indem er angab, er wolle das Reich von Idriden wieder aufrichten. Damit gab er die Parole aus „gegen das Haus Tafilalet" — also doch auch gegen Mulei M'hamed. Diese ganze Entwicklung würde also zu einem groß, aber nicht einmal raffiniert angelegten Schwindel passen: zuerst Mulei M'hamed, dann, als der Schwindel aufgedeckt wird, sein Sachwalter, dann,

als auch das nicht mehr zieht. Gegner der ganzen Dynastie und Vorkämpfer für die Wiederaufrichtung der Dynastie der Idriden. Dazwischen hinein spielt einmal der Versuch, die Uasandynastie als Vorspann zu benutzen, was aber fehlgeschlagen zu sein scheint. Soweit also die wahrscheinliche Lesart über Bu Hamara, für die ich allerdings die Verantwortung denen überlassen muß, die sie mir erzählt haben. Immerhin waren das verhältnismäßig zuverlässige und nach arabischen Begriffen objektive Leute.

Die politische Lage, wie ich sie zur Zeit meiner Ankunft in Fas vorfand, und wie sie sich während meines Aufenthaltes bisher entwickelt hat, läßt sich etwa folgendermaßen skizzieren.

Zahlreiche Trupps von Soldaten, die uns, nach der Heimat ziehend, an den beiden letzten Marschtagen begegneten, ließen bereits erkennen, daß irgend etwas Außerordentliches vorgefallen war oder bevorstand. Man wird vielleicht lächeln, wenn man erfährt, daß diese außerordentliche Begebenheit nichts anderes als das große siebentägige Hammelfest war, das Ait el Kebir, das ungefähr unserem Ostern oder dem jüdischen Passahfest entspricht. Die Urlauber befanden sich auf der Heimreise, um mit ihren Familien dieses große muhammedanische Fest zu feiern. Wie im Winter der Ramadan genügt hatte, um die kriegerischen Aktionen auf beiden Seiten einen vollen Monat lang ruhen zu lassen, so schuf auch jetzt das bevorstehende Fest auf beiden Seiten einen Waffenstillstand, und zwar merkwürdigerweise obgleich die Situation auf beiden Seiten sich ganz außerordentlich zugespitzt hatte und man vor der Entscheidung stand.

Denn um die Mitte des Januar hatte der Sultan den Kriegsminister Menebi in eigener Person ins Feld gesandt, auf daß er den Bu Hamara tot oder lebendig beibringe. Verrat und List sind dort, wo man die Entscheidung nicht auf die Schneide der militärischen Tüchtigkeit setzen kann, die kräftigsten Mittel der Kriegführung. So wäre denn auch Bu Hamara bereits im Januar beinahe in die Hände Menebis gefallen, allerdings eben auch nur beinahe. Denn er entkam trotz des Verrats, den die Beni Uarain an ihm verübten. Seine Getreuen wurden damals geschlagen und mußten sich zurückziehen. Doch Siege und Niederlagen sind in diesen Ländern nicht so entscheidend, wie etwa in europäischen



Die berüchtigte Kabyle Semmur.

Kriegen. Ehe eine Truppe nicht völlig aufgerieben ist, oder ehe sie der Hunger oder sonst irgend etwas dezimiert, kann sie nicht als geschlagen gelten, zumal solange sie noch ihr Haupt besitzt. Die Regierungstruppen mußten sich deshalb darauf beschränken, das Land, das sie durchzogen, einfach aufzuwickeln. Sie taten das in der brutalsten Weise, indem sie die jungen Saaten von ihren Pferden abweiden ließen, die Dörfer in Brand setzten, die Greise und Kinder erschlugen, um ihre Köpfe als Siegestrophäen nach Fas zu schicken, und die Weiber entführten. Der Berber hängt aber mit nicht geringerer Zähigkeit an seiner Scholle, als etwa der Schweizer, und aus der Heimat verjagt zu werden, erscheint ihm als gräßliches Los. Daher kommt es, daß es außerordentlich schwer hält, die Leute lange bei der Fahne zu halten, wenn es sich um Kämpfe handelt, die außerhalb der Grenzen ihrer Heimat liegen. Es erklärt sich aber fernerhin daraus auch ihre größere Bereitwilligkeit, selbst unter drückenden Bedingungen sich zu unterwerfen, wenn sie sehen, daß ihr Land verwüstet und ihre Zelte verbrannt werden. Daher kam es, daß Bu Hamaras Gefolgschaft vielfach untreu wurde, sobald er von den Leuten verlangte, daß sie mit ihm aus ihrem Lande herausziehen sollten, oder aber, sobald die Sultanshorden mordend, sengend und plündernd über das Land herfielen.

Die Sultanstruppen waren in den Monaten Januar und Februar ein großes Stück nach Osten vorgedrungen. Zu erheblichen Gefechten kam es kaum, dafür aber zu einer langen Kette von kleinen, jedoch blutigen Scharmützeln, in denen fast durchweg der Sieg auf seiten der Aufständischen war. Sie kannten alle Hilfsquellen des Landes, das ihre Heimat war. Die Sultanstruppen dagegen waren durch Hunger und enorme Teuerung dezimiert, ganz abgesehen davon, daß sie, was Disziplin anlangt, ein höchst minderwertiges Gesindel sind. Allerdings ist es mit ihnen etwas besser geworden, seit der Sultan eine Art allgemeiner Wehrpflicht eingeführt hat. Während früher alles mögliche schlechte Gesindel, das sich zur Fahne meldete, genommen wurde, müssen die einzelnen Kabylen jetzt Leute aus ihrer Mitte, für deren Qualität sie selbst die Bürgschaft übernehmen, zur Fahne entsenden. Die Leute dienen sechs Monate und kehren dann in

die Heimat zurück, während Ersatzleute für sie eingestellt werden. Welcher Art die Ausbildung dieser Truppen ist, kann man sich denken. Und in der Tat könnte man sie direkt in einen Operettenkrieg hineinsetzen, und sie würden ihre Rolle da besser spielen, als in der Wirklichkeit. Wenn sie dennoch vorwärtskamen, obwohl sie im einzelnen große Verluste erlitten, so liegt das in der Hauptsache daran, daß die Aufständischen eine völlig irreguläre



Blick auf die Mellah (von Süden).

Truppe sind und vor allen Dingen, daß auch Bu Hamara niemals verstand, einen Erfolg auszunutzen.

Die Nachrichten von Siegen des Sultans, die in Fas eintrafen, waren sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Im allgemeinen siegte der Sultan stets, auch wenn er geschlagen wurde, und erst nach und nach sickerte die Wahrheit durch. Eigentlich hatte der Sultan, wie man sagt, den Schwur geleistet, seine Truppen nicht eher aus dem Felde zurückzuziehen, als bis der Aufstand niedergeschlagen und Bu Hamara gefangen wäre. Indessen arbeitete der Kriegsminister Menebi, dem die Feier des Osterfestes in Fas

über den kriegerischen Erfolgen stand, fast so gerissen wie ein europäischer Diplomat, dem die offiziöse Presse zur Verfügung steht, mit seinen Nachrichten darauf hin, den Sultan zu der Erlaubnis zu bestimmen, daß er und sein Heer zum Osterfeste wieder zurückkehren dürften. Eine Rolle spielte in jenen Tagen Ain Metiuna, wo die beiden Parteien sich lange gegenüberlagen. Bald hieß es, Ain Metiuna, das von Aufständischen besetzt gehalten



Nordost-Ecke der Mellah in Fas.

wurde, sei genommen (es handelt sich hier nicht um eine Stadt, sondern um eine Landschaft, die den Namen von einer Quelle herleitet). Bald hieß es, Menebi sei geschlagen und hätte sich zurückziehen müssen. Faktisch war das letztere der Fall. Aber kurz darauf gelang es dem Kriegsminister, einige Duars niederzubrennen und einige Gefangene und Köpfe nach Fas zu senden. Gleichzeitig erklärte er, die Kabylen, die die regulären Sultanstruppen unterstützten, hätten Osterurlaub gefordert. Sie wollten nach Hause gehen und Ersatzmannschaften

schicken, da sie keine Lust hätten, länger im Felde zu stehen. Also ein regelrechter Ausstand. Bezeichnend für die Verhältnisse ist weiterhin, daß der Kriegsminister mit Bu Hamara einen regelrechten Vergleich schloß, damit beide in Ruhe das Osterfest feiern konnten. Sie verabredeten durch Parlamentäre, daß sie bis nach dem Feste keinerlei Gewalttätigkeiten gegeneinander vornehmen wollten. Zur Bekräftigung dieser Verabredung tauschten sie ihre Turbane aus, und dann zog Menebi nach Fas und Bu Hamara nach Tasa. Menebi wird gegenwärtig mit seinem Heere hier erwartet.

* * *

16. März.

Als Dolmetscher ist auf dem Postamt ein Israelit tätig, der drei Sprachen beherrscht: Französisch, Marokkanisch und Hebräisch. Er hat uns in sein Haus in die Mellah eingeladen, und wir werden der Einladung heute Folge leisten. Wir reiten hinauf in den oberen Stadtteil, bis zu einem südlich vom Bab Mahruk gelegenen, zinnenumkränzten Hof, der durch die Umfassungsmauer von Fas mit ihren zahlreichen Torbauten gebildet wird. Dieser Hof hat vier Tore. Durch das eine sind wir eben gekommen. Geradeaus führt der Weg zu dem Sultanspalast. Das Tor nach rechts führt zu dem Platz, an dem die Waffenfabrik des Sultans liegt, und weiter aus der Stadt hinaus, das Tor links führt nach dem neuen Stadtteil von Fas, Fas el Djedid. Erst nachdem man dieses wiederum durch ein Tor verlassen hat, kommt man auf einen freien Platz in der Nähe des Bab el Djiëf. Dieses bleibt indessen links liegen, und wir biegen nach rechts ab, nach dem einzigen Eingangstor der Mellah. Die Straßen von Fas el Djedid sind wesentlich breiter und heller, als die der alten Stadt. Wenn man sich dem Tor, das zur Mellah führt, nähert, sieht man bereits die geschäftigen Gestalten der Juden in ihren schwarzen Djellabas und schwarzen Kopfbedeckungen hin und her huschen. Besonders fallen einzelne ehrwürdige, graubärtige Gestalten auf, die anstatt des schwarzen „Fez" ein blaues, weißgepünkteltes Kopftuch tragen. Es sind das israelitische Makler, deren Hauptgeschäft darin besteht, die auf europäische Plätze

lautenden Wechsel, die bei den Arabern im Umlauf sind, zu diskontieren und überhaupt alle Bankgeschäfte zu vermitteln.



Jüdische Schuhmacher in Fas el Djedid.

Der Muhammedaner befaßt sich ja aus religiösen Rücksichten nicht mit dem reinen Geldgeschäft. Dann passiert man ganze Reihen von jüdischen Handwerkern, namentlich Schuhmacher, die direkt

an der Straße, an die Tormauern gelehnt, ihrer Beschäftigung nachgehen. Es ist charakteristisch, daß fast das ganze Reparaturhandwerk, sowie ein großer Teil des feinen Handwerks in den Händen der Juden liegt. Besonders befassen sie sich mit der Reparatur von importierten europäischen Artikeln. Will man irgend eine bessere Reparatur gemacht erhalten, zu der einige Intelligenz gehört, so muß man den Gegenstand nach der Mellah bringen lassen. Hier ist auch der einzige Ort, wo man auf europäische Art seine Stiefeln besohlt bekommt. Im Schatten des Torhauses sitzen auch zahlreiche alte Israelitinnen, die kleine Flickereien ausführen und für wenig Geld den Marokkanern die Burnusse und Djellabas stopfen. Reitet man dann ein in das eigentliche Judenviertel, so ist man überrascht über den Gegensatz zwischen hier und dort. In der marokkanischen Stadt herrscht fast unheimliche Stille, die nur gelegentlich unterbrochen wird durch die Rufe der Eselstreiber. Stumm huschen die Gestalten aneinander vorüber. Kaum beachtet man sich gegenseitig. Das ganze Leben ist nach innen gekehrt. Hier in der Mellah ist es gerade umgekehrt. Die Straße ist der Ort, wo das Leben sich zum größten Teil abspielt. Man grüßt sich und lacht. Die Kinder, die in großen Scharen hier herumlaufen und uns mit einer Zudringlichkeit anbetteln, die kaum zu beschreiben ist, vollführen einen Heidenlärm. Die Menschen stehen in den Türen, schwatzend und gestikulierend. Neugierige und gänzlich unverschleierte Frauen mischen sich zumeist barfüßig und mit bunten Kleidern unter die Menge. In den Läden an der Straße wird laut angepriesen und lebhaft gehandelt. Kurzum, es ist eine ganz andere — eine heitere — Welt, in die man sich plötzlich versetzt sieht.

Wir steigen zunächst ab vor dem Elternhause des Dolmetschers. Das Haus, in das wir eintreten, ist durchaus in derselben Weise gebaut, wie die arabischen Häuser, die wir schon besucht haben. Auch gibt es in der Pracht der inneren Ausschmückung diesen wenig nach. Charakteristisch daran ist aber die Menge von europäischen Erzeugnissen, die man hier findet. Die marokkanischen Juden haben sich in ihren Lebensgewohnheiten wesentlich mehr von unserer Kultur angeeignet, als die Marokkaner. Hier

in der Mellah existiert kein Verbot, auf die Dächer hinaufzusteigen. Infolgedessen machen wir von der Erlaubnis in ausgiebigem Maße Gebrauch. Vom Dach des Hauses aus genießt man einen prächtigen Rundblick über das Häusermeer der in der Hauptsache tief unter uns liegenden Stadt, sowie über den Sultanspalast und das umgebende Gelände. Allerdings soweit der Sultanspalast in Betracht kommt, ist von vermuteter Herrlichkeit wenig zu sehen. Man genießt von hier aus nur den Blick auf die Pferdeställe, die direkt an die Umfassungsmauer der Mellah anschließen. Allmählich sammelt sich die ganze Familie um uns auf dem Dach des Hauses. Wer hätte wohl vermuten können, daß auf so kleinem Raume so zahlreiche Häupter wohnen! In der Tat kommt es vor, daß in einem Haus eine Verwandtschaft von drei bis vier Generationen untergebracht ist. Wenn ein Haus zwölf Gelasse hat, kann es vorkommen, daß jedes davon von einer in sich abgeschlossenen Familie bewohnt wird, und da die Juden in Fas sehr frühzeitig heiraten, und zwar längst vor der Zeit, ehe sie wirtschaftlich selbständig werden, so kommt es vor, daß in dem Wohnraume der Eltern auch noch mehrere Kinder-Ehepaare wohnen, ohne daß ihnen der Platz zu eng würde. Das Gastmahl, zu dem wir eingeladen sind, findet statt in dem Hause des Samuel Attia. Wir werden bewillkommnet mit einem Likör, der in der Mellah fabriziert wird. Einen reichlichen Bestandteil davon bildet Minze, und die Hauptkonsumenten dieses Likörs sind die marokkanischen Frauen, die angeblich sehr erhebliche Quantitäten davon vertilgen sollen. Die marokkanischen Männer allerdings halten sich vom Alkoholgenuß fern.

Hier bei Samuel Attia herrscht durchaus europäische Aufmachung. Wir sitzen auf europäischen Stühlen an einem europäischen Tische, der mit weißem Leinen gedeckt ist. Wir haben Servietten, Messer, Gabeln und Löffel. Wir essen von Porzellan, und es fehlen nicht einmal Salzgefäße. An der Wand hängt ein europäischer Regulator. Auf dem Fußboden liegt ein Teppich; Kommoden und Schränke vervollständigen die Einrichtung. Vor der Tür nach dem Hofe zu hängen sogar Portieren. Der Raum selbst ist fensterlos und erhält sein Licht vom Lichthof her durch

die weit aufgeschlagene Flügeltür. So also sieht es in den Häusern der verachteten und geknechteten Juden aus, die draußen barfuß und in zerlumpten Gewändern einhergehen, die, wenn sie zu den Märkten reiten, ängstlich und schüchtern auf ihrem Eselchen sitzen, und die es sich gefallen lassen müssen, wenn sie von den



Inneres eines Hauses in der Mellah von Fas.

Marokkanern gelegentlich geprügelt und ausgeraubt werden. Hier in ihren Häusern finden sie Ersatz für die Knechtschaft, deren Wirkungen sie draußen am eigenen Leibe erfahren müssen. Hier gehen sie in seidenen Unterkleidern und in Gewändern aus feinem, europäischen Tuch einher und züchten in ihrer Mitte das Stammes- und Zusammengehörigkeitsgefühl, das bei ihnen ja an sich

schon außerordentlich stark ausgeprägt ist. Mischungen zwischen Marokkanern und Israeliten, ja auch zwischen Israeliten und Christen kommen in Fas nicht vor. Die Bildungsstufe der Juden ist erheblich höher, als die der Araber. Fast alle sprechen sie irgend eine europäische Sprache, meist Französisch oder Spanisch. Im Gegensatz zu den an der Küste wohnenden marokkanischen Juden, die namentlich in puncto Sittlichkeit im höchsten Grade verrottet sind, wird hier in Fas Herkommen und gute Sitte außerordentlich hoch gehalten. Die Israeliten von Fas rühmen sich, von allen die reinste und edelste Rasse des Judaismus geblieben zu sein. Die hispanischen Juden rechnen ja sowieso als der Adel der Judenschaft, und als dessen Creme gelten, wohl auch nicht mit Unrecht, die alten Geschlechter der jüdischen Bewohnerschaft von Fas. Trotz der Knechtschaft fühlen sie sich wohl in den Mauern ihrer Mellah. Häufig kommt es zwar vor, daß Juden aus Fas auswandern. Eine zeitlang sind Fas-Juden besonders nach den spanischen Kolonien in Amerika ausgewandert und haben dort den Grund zu großem Vermögen gelegt. Aber es ist bezeichnend, daß sie in ihrer großen Mehrzahl wieder nach Fas in die Knechtschaft zurückgekehrt sind, um in der Heimat, das heißt in der ihnen so lieb gewordenen Mellah, das Ende ihrer Tage zu beschließen. Besonders streng achten die Fas-Juden auf die Erziehung ihres Nachwuchses. Die Juden besitzen ja an sich hervorragenden Familiensinn, und die absolute Unfreiheit, die sie hierzulande nach allen Seiten hin einengt, dürfte in erster Linie mit der Grund dafür sein, daß gerade die charakteristischen Eigenschaften des Israeliten sich hier besonders einseitig und infolgedessen ausgeprägt entwickeln konnten. Auch die Kinderheiraten tragen hierzu wohl das Ihrige bei. Unverheiratet sind von den Bewohnern der Mellah von Fas nur die ganz Kleinen, die Knaben bis zu etwa 11 oder 12 Jahren, und die Mädchen bis zum Alter von etwa 7 oder 8 Jahren. Das heiratsfähige Alter ist hier durchschnittlich für die Männer 12 und für die Mädchen 8 Jahre. So kommt es denn, daß gar häufig in den Häusern Ur-Urgroßmutter und Ur-Urenkel noch zusammen dieselbe Luft atmen. Allerdings verblühen die Menschen auch schnell. Im allgemeinen gilt bei den Männern: Bis zu 10 Jahren bildhübsche

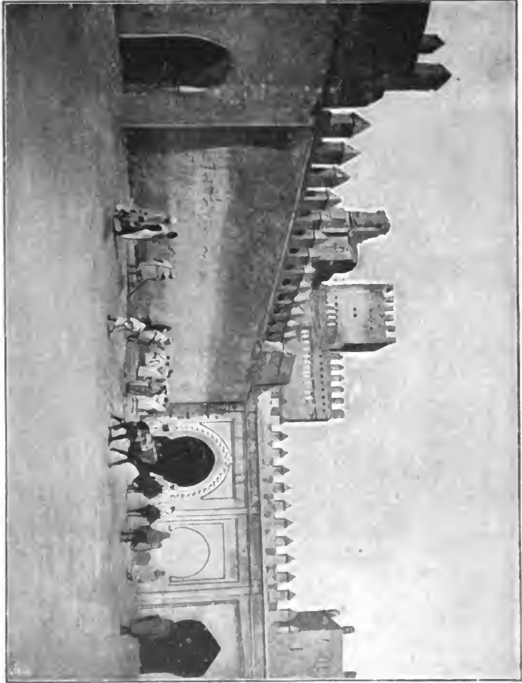
Jungen! Zwischen 10 und 20 Jahren verliert sich die kindliche Anmut, und es tritt an ihre Stelle der Typus des ausgeprägten Judenbengeltums. Zwischen 20 und 30 Jahren verliert sich dieser Typus wieder. Es ist das Alter, wo, abgesehen von einem wesentlich späteren, die feinen Gesichtszüge, über die die Juden von Fas zweifellos verfügen, wieder wesentlich mehr in den Vordergrund treten. Zwischen 30 und 40 Jahren fangen die



In der Mellah von Fas: „Urahne, Ahne, Mutter und Kind".

Männer schon an, Runzeln zu bekommen. Sie altern dann, wenigstens äußerlich, ziemlich schnell. Mit 60 Jahren sind sie gewöhnlich Greise. Aber damit sind sie noch längst nicht an ihrem Lebensabend angekommen. Sie werden häufig sehr alt; 80, 90 Jahre sind gar keine Seltenheit. Am schönsten sieht der männliche Fas-Jude zweifellos aus im hohen Alter. Man sieht da in den Straßen von Fas wahrhaft patriarchalische Gestalten,

die schönsten Modelle für biblische Gemälde, die ich je gesehen habe. Ähnlich ist auch der Entwicklungsgang der Frauen. Als



Partie aus der Umfassungsmauer des Sultanspalastes.

Kinder mehr niedlich als schön, dann als angehende Frauen zum Teil von geradezu bestechender Schönheit, aber mit 20 Jahren

beginnen sie schon zu verblühen, mit 30 Jahren kommen die Runzeln, mit 40 Jahren dann das Fett, mit 50 Jahren sind sie oft schon Urgroßmutter, und mit 60 Jahren und darüber sind es zahnlose, wandelnde menschliche Ruinen, denen im Alter die Spannkraft gänzlich abgeht, die sich bei den männlichen Volksgenossen noch so häufig und in so reichem Maße auch im Greisenalter findet.

* * *

Wir hatten bei Samuel Attia soeben mit dem dicken, süßen und fast schwarzen Rotwein angestoßen, der ebenfalls in der Mellah von Fas fabriziert wird und kaum ohne Zusatz von Wasser genießbar ist. Eben hatte anstatt des Gastgebers Mesaud D'han, genannt Benschio, zur Einleitung des Gastmahls das Brot gebrochen und das dazu übliche Gebet gesprochen, und eben waren wir im Begriff, uns an die gut gewürzte Hühnersuppe zu machen, als mein Dolmetscher plötzlich zu uns hinaufeilt mit der Botschaft, es sei ein Bote vom Sultan unten, der mich bereits in der ganzen Stadt gesucht hätte. Ich möchte sofort zum Sultan kommen. Da hilft's denn nicht, die Mahlzeit muß unterbrochen werden. Allerdings ist mein Kostüm keineswegs für einen Besuch bei Hofe zugeschnitten. Ich trage einen weißen Tropenanzug. Die Hose steckt in langen Reitstiefeln. Nicht einmal einen weißen Kragen habe ich um; über dem Ganzen sitzt der Staubmantel aus Gummi. Um mir wenigstens noch einiges Ansehen zu verleihen, bekommt der von Herrn Löhr mitgenommene Konsulatssoldat den Auftrag, mich zu begleiten. Herr Löhr gestattet ihm, sein eigenes Pferd zu reiten. Somit ziehen wir denn, voran der Sultanssoldat, dann der Konsulatssoldat, dann ich und schließlich Hadj Hussein wiederum durch die Straßen von Neu-Fas und biegen bald ein in den Komplex des Sultanspalastes. Der Sultanspalast selbst ist nicht etwa ein monumentales Bauwerk, sondern vielmehr ein Komplex von Höfen und niedrigen Baulichkeiten. Allenfalls die Umfassungsmauern lassen ihn malerisch erscheinen, wie eine Theaterkulisse. Auch innerhalb dieses Komplexes, in den wir einreiten, sehen die Straßen so vernachlässigt und schmutzig aus wie überall. Es fehlt nicht an eingefallenen Häusern, die man unterlassen hat

zu reparieren oder wieder aufzubauen, und selbst das monumentale Tor, durch das man hindurch muß, um auf einen der Vorhöfe zu gelangen, weist bedenkliche Zeichen des Verfalls auf. Vor diesem Tore steigen wir ab. Die beiden Soldaten bleiben draußen und halten unsere Pferde, während ich mit Hadj Hussein von dem Wachoffizier in Empfang genommen und zunächst durch das



Mulei Abd el Afis, regierender Sultan von Marokko.

Tor und über einen mächtigen Platz hinweggeführt werde, der offenbar als Exerzierplatz oder als Lagerplatz für die Besatzung dient, wenn diese nicht gerade gegen einen Bu Hamara kämpft. Dann treten wir durch ein zweites Tor ein wiederum in einen mächtigen Hof, der langgestreckt ist. In der Mitte des Hofes steht eine Wache. Als wir vorbeigehen, präsentiert sie das Gewehr. Als wir etwa in der zweiten Hälfte des Hofes angelangt

sind, schreitet eilends von der Seite her der Zeremonienmeister zu uns herüber. Er erwartet uns mit einer tiefen Verbeugung, bei der er die Arme auf der Brust kreuzt. Dann führt er uns zu einem dritten Tor, das er öffnet. Ich trete ein und befinde mich in einem ebenfalls langgestreckten, mit Mauern umgebenen Hofe. Die Mauern sind blau angestrichen. Rechts an der Mauer zieht sich eine lange Reihe von Käfigen entlang, in denen Leoparden, Löwen und andere wilde Tiere fauchen, die Menagerie des Sultans. In der Mitte des Platzes steht ein kleiner Glaspavillon. Im Hintergrunde fällt der Blick auf ein zweistöckiges, ebenfalls blau angestrichenes Haus mit europäischen Fenstern, das eigentliche Palais des Sultans. Während der Zeremonienmeister zurücktritt und hinter uns das Tor schließt, steigen wir drei oder vier Stufen in die Höhe. Auf der obersten Stufe steht der Sultan.

Der Dolmetscher begrüßt ihn feierlichst, indem er den Segen Allahs auf sein Haupt wünscht, und küßt ihm den Rand seiner Djellaba. Ich selbst ziehe den Hut, und der Sultan reicht mir in europäischer Weise die Hand. Mulei Abd el Asis, der nun leibhaftig vor mir steht, unterscheidet sich, äußerlich betrachtet, in der Kleidung durch nichts von einem seiner Makhasni. Er trägt eine naturfarbene wollene Djellaba, eine sogenannte Fahassiya. Darüber geschlungen ist ein schneeweißes Tuch aus einem musselinartigen Stoff. Auf dem Kopf trägt er die nach oben hin spitz verlaufende rote Soldatenmütze mit blauseidenen Troddeln, die umwunden ist mit einem weißen Schal, so daß aus dem Ganzen ein Turban ward. Die Figur des Sultans ist untersetzt und ziemlich rundlich. Seine Gesichtszüge sind ebenfalls rundlich. Die Gesichtsfarbe ist hellbraun. Das Negerblut der Tafilaletdynastie ist bei ihm mit arischem Blute versetzt: Seine Mutter, ehemals eine Lieblingssklavin Mulei Hassans, war eine Cirkassierin. Während sonst die Muhammedaner sich an der Stelle, an der sie das Turbantuch wickeln, das Haar gewöhnlich rasieren, steht dieses beim Sultan in schwarzen Büscheln unter dem weißen Turbantuche hervor, ein Zeichen der Trauer über den Tod seiner Mutter, die im vergangenen Jahre das Zeitliche gesegnet hat. Eins allerdings unterscheidet den Sultan äußerlich von seinen Marokkanern und deutet leicht auf seine Emanzipationsgelüste. Er

rasiert sich nämlich den Bart und läßt nur an den Seiten die Koteletten stehen. Die Art und Weise, wie er spricht, ist hastig und lebhaft, und schnell wechselt bei ihm der Gesichtsausdruck.

Unterwegs schon habe ich Hadj Hussein gehörig instruiert. Er bringt daher also zur Einleitung vor, ich sei in dieses Land gereist, um Land und Volk kennen zu lernen, und es sei meine Absicht, den Sultan zu bitten, er möge mir Geleitsbriefe und Soldaten mitgeben, weil ich beabsichtigte, am Sfebu entlang nach der Küste zu reisen. Wie schon zu erwarten war, lautete die Antwort des Sultans genau so wie die des Ministers: Gegenwärtig sei die Zeit zu gefährlich, aber später wolle er mir gern auch zu dieser Reise behilflich sein. Ich antwortete infolgedessen, es sei leider für mich nicht möglich, zu warten, da ich mit der Zeit beschränkt sei, und so möchte er mir wenigstens dann gestatten, im Serhungebirge die höchsten Berge zu besteigen, überall hinzugehen, wohin es mir beliebte, und er möchte mir zu diesem Zwecke Schutzbriefe und Soldaten mitgeben. Der Sultan sicherte mir denn auch zu, er werde diese Bitte erfüllen, schärfte aber dem Dolmetscher ein, er solle mich nicht an die heiligen Stätten führen; namentlich möchte ich die Moschee des Mulei Idris meiden. Der Dolmetscher versprach, das zu tun. Es folgten nun einige allgemeine Fragen, wie es mir im Lande gefiele. Mit besonderem Interesse fragte er nochmals ausdrücklich: „Sie sind Deutscher?" Ich antwortete ihm: „Allerdings!" und mochte angesichts der französischen und englischen Bemühungen nicht unterlassen, noch zu bemerken, die Deutschen seien eine große Nation und würden sicherlich ebensogern wie die Engländer und Franzosen bereit sein, dem Sultan ihre Dienste zu leihen, ohne dafür ein anderes Entgelt zu verlangen, als die Möglichkeiten zu friedlichem Handel und Wandel. Der Sultan fragte, wie ich das meinte, und das führte zu einer längeren Unterhaltung über die verschiedensten Angelegenheiten, in erster Linie über Schiffahrt, Wegebau, Telegraphie und einige andere Dinge. Hadj Hussein bewährt sich bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet als Dolmetscher. Die Unterhaltung geht trefflich von statten, und zum Schluß bedankt sich der Sultan und sagt, er werde seinen Ministern Auftrag geben, alle diese Fragen, über die wir gesprochen hätten, näher zu unter-

suchen, und wenn es so weit sei, werde er besonders auch Deutsche zu Rate ziehen. Außerdem werde er wegen meiner Reise nach dem Serhun dem Minister Abd el Kerim ben Sliman die nötigen Aufträge erteilen. Dann reicht er mir wieder die Hand. Noch einmal richtet er an Hadj Hussein einige Worte der Höflichkeit, fragt ihn nach Stand und Herkunft und sagt ihm eine kleine Schmeichelei wegen seiner Gelehrtheit, die der Dolmetscher auch



Gäste bei einer Kinderhochzeit in der Mellah von Fas.

mit Würde und Verbeugung entgegennimmt. Er küßt dem Sultan wiederum den Saum der Djellaba, wünscht erneut den Segen Allahs auf sein Haupt, und damit ist die Audienz beendet.

* * *

Wir reiten nun zurück nach der Mellah, wo das Ereignis, daß ich zum Sultan gerufen wurde, schon allgemein bekannt geworden ist. Alles fragt neugierig auf den Dolmetscher ein. Dieser aber verschmäht es in seiner Würde als Ssußi, Hadj und Scherif,

den Kindern Israels in einer so wichtigen Angelegenheit Rede und Antwort zu stehen, sonnt sich aber im Kreise seiner marokkanischen Landsleute in dem Glanz der Sultansaudienz und bittet mich, ich möchte doch so freundlich sein und nachher zu Hause an seine Frau nach Tanger einen deutschen Brief schreiben, wie ich schon öfter getan habe, und ihr erzählen, daß er mit zur



Ein jüdisches Kinderehepaar in Fas.

Audienz beim Sultan gewesen wäre. Dann reibt er sich in die Hände und meint: „Ha, was wird erst Buschma sagen!"

Mittlerweile ist indessen Herr Löhr der Einladung eines anderen Israeliten gefolgt, der als einer der reichsten von Fas gilt, des Mimon Aflalo. In dessen Haus findet heute nämlich gerade Hochzeit eines seiner Söhne statt. Das Haus selbst, das er bewohnt, gehört mit zu den schönsten israelitischen Privathäusern in der Mellah und ist berühmt wegen seines reich verzierten Lichthofes und wegen seiner prunkvollen inneren Einrichtung. Hier finde ich die Hochzeitsgesellschaft noch vollzählig

beisammen. Den Mittelpunkt bildet natürlich das junge Ehepaar. „Er“ ist 12, „Sie“ ist 8 Jahre alt. Sie benehmen sich in ihrem Hochzeitsstaate beide sehr würdevoll. Aber als die Zeremonie der Vorstellung beendet ist, mischen sie sich schnell wieder unter ihre Altersgenossen und vollführen mit diesen, etwa 50 an der Zahl, einen Heidenlärm, der mich indessen nicht hindert, das unterbrochene Diner nunmehr hier fortzusetzen. Es ist reichlich gemischt mit Süßigkeiten, mit Likör, Mokka und anderen Kulturerrungenschaften, die man so ohne weiteres in Fas auch nicht vermutet hätte. Da ein ziemlich heißer Tag ist, so geht andauernd eine langhalsige, silberne Flasche mit wohlriechendem Inhalt von Hand zu Hand, und man befeuchtet sich damit Gesicht und Hände. In einer Ecke der Galerie sitzen vier israelitische Musikanten, die hebräische und marokkanische Weisen spielen. Die letzteren erinnern in der Melodienführung durchaus an die schwermütigen südspanischen Weisen, von denen man noch nicht festgestellt hat, ob sie nicht selbst arabischen, anstatt spanischen Ursprungs sind. Nach einem ereignisvollen Tag reiten wir gegen Abend müde in unser Quartier zurück.

* * *

17. März.

Bei der Abreise aus Tanger habe ich mich in der Eile nicht genügend mit Fixiernatron versehen. Infolgedessen habe ich der spanischen Apotheke in Tanger, wo ich dieses sonst zu kaufen pflegte, brieflich von hier aus Auftrag erteilt, mir mit der nächsten Post ein Paketchen zu übersenden. Es ist auch in der Tat ein weißes Pulver eingetroffen, das aussieht wie Fixiernatron. Als ich aber gestern abend noch eine Anzahl meiner Photographien entwickeln will und sie in das Fixiernatron lege, stellt sich heraus, daß der Apotheker wahrscheinlich in eine falsche Kruke gegriffen hat. Denn der gelbe Schleier geht nicht von den Bildern herunter. Wenn die Bilder nicht ganz verderben sollen, muß ich mir schleunigst in Fas Natron zu verschaffen suchen. Ich reite infolgedessen heute zu allen möglichen Menschen, von denen behauptet wird, sie photographieren. Dummerweise ist aber allen das Fixiernatron gerade auch erst eben ausgegangen. Man sagt mir, in der Mellah wohne ein österreichischer israelitischer Arzt,

der über eine Hausapotheke verfüge. Es wäre vielleicht möglich, daß er unter seinen Medikamenten unterschwefligsaures Natron besäße. Leider erweist sich diese Annahme als irrig; denn Dr. Smy betrachtet, wie er mir sagt, seine ärztliche Praxis nur als Nebenerwerb, und zieht seine Haupteinnahmen aus einem schwungvollen Handel mit Edelsteinen. Die Juden der Mellah legen mit besonderer Vorliebe ihre Gelder in Edelsteinen an; und da bei diesem Geschäft gewöhnlich je nach der Geschicklichkeit des Händlers viel verdient wird, so kann Dr. Smy sich gestatten, den Bestand seiner Apotheke mit bezug auf unterschwefligsaures Natron zu vernachlässigen. Der Zufall will es, daß gerade im Hause des Ssidi Omar Brada der ebenfalls in der Mellah praktizierende spanische Arzt anwesend ist, der sonst für gewöhnlich Ssidi Omar die Adressen auf seine Briefe an den Herrn spanischen Gesandten in Tanger schreibt. Er sagt mir, daß er noch über eine Flasche bereits angesetztes Fixiernatron verfügt und bereit ist, sie mir zur Verfügung zu stellen. Ich nehme das Angebot mit Dank an, auf die Gefahr hin, wieder einmal gegen die spanische Höflichkeit zu verstoßen. Wenigstens werden auf diese Weise meine Bilder gerettet!

* * *

18. März.

Soeben waren zwei bessere Makhasni bei mir, Kaids oder Unteroffiziere, der eine ein Serhuni, der andere ein Schrarda. Sie stellen sich vor: sie seien vom Makhsen beauftragt, mich auf meiner Reise nach dem Serhun und weiterhin zur Küste bis Rabat zu begleiten. Der Sultan hätte befohlen, es sollten mich im ganzen zehn Soldaten begleiten. Als ich diese Mitteilung höre, falle ich beinahe vor Schreck auf den Rücken. Die Vorstellung, mit zehn solchen Kerlen eine derartige Reise zu unternehmen, kommt mir geradezu ungeheuerlich vor. Ich beauftrage sie daher, dem Makhsen mitzuteilen, ich sei außerordentlich dankbar und geehrt, daß man mir eine so starke Bedeckung mitgeben wollte. Indessen sei meine Person dieser Ehre nach keiner Richtung hin würdig, und ich würde es schon als eine besondere Auszeichnung ansehen, wenn mich zwei Soldaten, und zwar die beiden Kaids

selbst, begleiten wollten. Die Makhasni ziehen mit dieser Botschaft wieder ab, natürlich nicht, ohne daß sie sich vorher einen kleinen Vorschuß auf die Reise ausgebeten hätten. Sie sind mir bereits von heute ab zukommandiert, und davon leiten sie den Anspruch her auf eine wenn auch geringfügige Besoldung bereits von heute ab. Ich bin heilsfroh, daß nicht auch noch die acht anderen Soldaten, die mir zugedacht sind, mit antreten, sonst hätte ich womöglich auch diese noch für die Zeit auf dem Halse gehabt, die ich in Fas noch zubringen muß, ehe ich meine Reise selbst antreten kann.

Heute ist übrigens Menebi, der Kriegsminister, mit dem Gros seiner M'halla wiederum in Fas eingetroffen — wegen des Hammelfestes. Alle Welt bereitet sich jetzt vor auf die Feier des „Großen Festes", mit dem stets auch eine Art Maifeld verbunden ist. Es ist die Zeit, zu der die sämtlichen, dem Sultan untertänigen Stämme Gesandtschaften nach Fas, oder zu anderen Zeiten, wenn der Sultan in Marrakesch residiert, nach dort schicken, die gleichzeitig die „Hadia" überbringen. Das heißt wörtlich übersetzt: Gastgeschenk. In der Tat aber bedeutet die Hadia eine Besteuerung, der man aber die Form der freiwilligen Gabe gelassen hat. Indessen richtet sich das Ansehen der einzelnen Stämme beim Sultan und dessen besondere Wohlgeneigtheit dem einen oder dem anderen Stamme gegenüber nach dem Werte der Hadia, die überreicht wird. Während nun der Sultan in Fas sein Ait el Kebir feiert, tut Bu Hamara, der Thronforderer, in Tasa dasselbe, und nach dem Feste wird der Kampf dann weitergehen. Der Sultan soll erklärt haben, er selbst wolle nach dem Feste persönlich an der Spitze seiner Truppen gegen den Thronforderer ausziehen, und dieser sandte nach Fas Drohbriefe und Proklamationen, in denen er erklärte, gleich nach dem Feste werde er als Sieger in Fas einziehen. Die Bevölkerung solle ihm die gebührende Huldigung vorbereiten.

In den Straßen von Fas sieht man um diese Zeit etwas mehr Leben als sonst. Die Truppen, die aus dem Felde zurückgekehrt sind, machen sich geltend. Die Preise für Lebensmittel und für Getreide sind infolge des Eintreffens der Truppen, die nach und nach in den letzten Tagen erschienen, enorm in die Höhe

gegangen. Besonders aber sind die Straßen von Fas jetzt deshalb belebt, weil alle Welt hinauszieht vor die Tore, wo die Märkte abgehalten werden, insonderheit vor das Bab Mahruk und das Bab el Ftuh. Denn jede marokkanische Familie, und sei sie noch so arm, betrachtet es als unumgänglich notwendig, am Tage des Osterfestes Hammelfleisch zu essen. Überall sieht man daher Menschen, die mit Hammeln durch die Straßen ziehen. Auf den Dächern der Häuser sind Hammelfelle zum Trocknen aufgehängt. Ganz Fas steht gegenwärtig im Zeichen des Hammels. Die Wohlhabenden kaufen deren ganze Herden ein und verteilen sie unter ihre Dienstleute und Klienten. Auch wird bereits im Sultanspalast ein besonders schöner, feister Hammel bereit gehalten, den der Sultan persönlich bei dem großen Feste opfern wird. Mit diesem Hammel hat es noch seine eigene Bewandtnis. Es wird ihm nämlich auf einem freien Platz vor dem Bab Mahruk in Gegenwart des Sultans von den Priestern die Kehle durchschnitten. Dann wird er mit durchschnittener Kehle in tollem Laufe nach der Stadt gebracht nach einer Moschee im Dar el Makhsen, dem Viertel des Sultanspalastes. Kommt der Hammel noch lebend in der Moschee an, so wird der Sultan im kommenden Jahre Glück haben; verendet er unterwegs, dann hat er Unglück. Alle Welt in Marokko erwartet mit Spannung dieses Orakel.

* * *

19. März.

Für die Reise brauche ich wieder ein Lasttier. Wir besuchen daher den Markt vor dem Bab Mahruk. Hier herrscht eifriges Leben. Der ganze Platz wimmelt hauptsächlich von Hammelherden, aber auch zahlreiche Pferde und Maultiere stehen zum Verkauf. Indessen sind die Preise außerordentlich hoch. Ein einigermaßen brauchbares Maultier ist unter 100 Duros kaum zu haben und brauchbare Pferde nicht unter 70 Duros. Billiger wäre noch ein Kamel, das schon eventuell für 60—70 Duros zu haben wäre. Indessen eignet sich dieses nicht für Bergtouren und würde außerdem, da es sehr langsam geht, uns in der Schnelligkeit des Marsches arg beeinträchtigen. Unter diesen Umständen verzichte ich ganz und gar auf den Ankauf und beauftrage meine Leute,



Parade der marokkanischen regulären Armee vor dem Sultan.

sich in den Fondaks umzutun, ob dort vielleicht Karawanengelegenheit nach Rabat ist. Es ließe sich eventuell auch diese für meine Zwecke mit ausnutzen.

* * *

20. März.

Die beiden Kaids sind heute wieder dagewesen. Sie behaupten, es hätte ihnen große Schwierigkeiten gemacht, beim Makhsen durchzusetzen, daß nur sie beide mich auf der Tour begleiten sollen. Aber sie hätten es durchgesetzt, und nun stünden sie mir zur Verfügung. Ich habe aber bis zum heutigen Tage die Geleitsbriefe noch nicht aus der Sultanskanzlei erhalten, und auf meine Frage, wann ich diese bekommen würde, antworten sie mir, gegenwärtig sei der Makhsen vollauf mit dem Ait el Kebir, das vorgestern begonnen hat, und mit der Empfangnahme der Hadia in Anspruch genommen. Aber gleich nach dem Fest würde ich die Briefe erhalten, und dann könnten wir losreiten. Somit müssen wir also noch bleiben bis zur Beendigung des Festes, und ich setze den 25. März als Tag der Abreise an. Der Begriff der Zeit scheint den Marokkanern in der Tat wenig geläufig zu sein. Jedenfalls bleibt angesichts der Inanspruchnahme der Regierung durch die Hadia nichts anderes übrig, als abzuwarten.

Als Ssidi Omar Brada hört, daß ich beabsichtige, ein Maultier zu mieten, bietet er mir sein eigenes Maultier an und will auch seinen Knecht als Führer mitgeben. Da der Preis, den ich ihm für die Miete des Tieres und des Mannes bezahlen soll, sich in nicht übertriebenen Grenzen bewegt, so gehe ich auf den Vorschlag ein, trotzdem ich gegen sein Maultier einen ernsthaften Groll hege insofern, als es von seiner Nebenkrippe aus, die regelmäßig leer ist, sich stets dreiste Eingriffe in das Eigentum meines „Bu Hamara" gestattet, der so dumm ist, sich diese auch ruhig gefallen zu lassen. Noch ärgeren Groll allerdings hege ich gegen einen Esel, den Ssidi Omar ebenfalls im Stalle hat, und der die Kunst besitzt, sich aus jedem anscheinend noch so gut sitzenden Halsband zu befreien. Er trottelt dann stets vergnügt im Stall umher und drängt sich unverschämt an jede Krippe, in der noch ein Halm ist. Ich habe verschiedentlich eigenhändig den Esel zu

fesseln gesucht, indem ich meine besten Halfter dazu hergab. Aber vergebens! Jedenfalls weiß der Esel, daß er an mir keinen guten Freund besitzt. Stets wenn ich in den Stall komme, dreht er mir wie auf Kommando diejenige Seite seines Körpers zu, an der sein völlig haarloses Schwänzlein herumschlenkert, und vollführt, schon wenn ich in den Hof eintrete, allerhand liebenswürdige Bewegungen, indem er mit dem Hinterteil andauernd in die Höhe hüpft. Da er aber etwas knochensteif ist, so gelingt es ihm nicht, auszuschlagen. Es ist also trotz seiner Kampfesbewegungen verhältnismäßig ungefährlich, sich ihm zu nähern. Wenn ich ihm an den Hals herankommen will, befolge ich einfach die Taktik, daß ich ihm die Hand auf den Hinterteil des Rückens lege. Dann hüpft er wie wild in die Höhe, weil er denkt, wo die Hand ist, da bin auch ich. In der Zwischenzeit aber bin ich auch schon an seiner Breitseite, während die Hand natürlich liegen bleibt und er weiterhüpft, und alsbald umschlinge ich ihm liebevoll mit beiden Armen den Hals und umschließe diesen mit dem dafür vorgesehenen Halsriemen, um ihn wenigstens für die Zeit, während meine Tiere fressen, in irgend einer entfernten Ecke des Stalles festzumachen. Es ist merkwürdig, so lange ich persönlich dabei stehe, kriegt er es nicht fertig, den Hals aus der Schlinge wieder herauszuziehen. Gehe ich aber weg und komme wieder, dann liegt der Riemen mitsamt dem Strick an der Erde, und der Esel frißt wieder an meiner Krippe. Einmal hat der Esel Ssidi Omar Bradas es sogar fertig bekommen, nachdem er den Kopf aus dem Halsriemen herausgezogen hatte, auch noch das Ende des Riemens durch die hinter der Schnalle sitzende Schlaufe zu stecken. Ich weiß genau, daß ich diesmal nur die Schnalle angezogen hatte, ohne das Lederende durch die Schlaufe zu stecken. In der Tat ein kluger Esel, der nicht allein den Kopf aus der Schlinge zu ziehen versteht, sondern auch noch hinterher das herunterhängende Ende des Riemens durch die Schlaufe steckt!

* * *

21. März.

Heute ist der Haupttag des Festes: das Sultansopfer und die große Parade! Ich habe den Dolmetscher beauftragt, festzustellen, welche Kabylen erschienen sind, um durch Abordnungen am Ait el Kebir teilzunehmen und dem Sultan zu huldigen. Er bringt mir folgende Namen an, die teils ganze Landschaften bedeuten, teils direkt Namen einzelner Kabylen darstellen:

Ait Bu Amran.
Aglu, Küstenstamm von der Stadt Aglu bis zum Uad Asaka (Uad Nun) reichend *).
Uarain, südlich von Tasa.
Demnati, Leute von Demnat, Stadt und Landschaft ONO. von Marrakesch.
Sraghna, Stämme unmittelbar nördlich von Demnat.
Semran, im SW. von Demnat.
Imskauan, die berberische Form für arabisches Leksaua.
Imtuga, berberische Form für Mtuga.
Isbahin, berberische Form für Uled ben Sba.
Ait Imur, südwestlich von Marrakesch am Uad Nfis.
Haha (12 Kabylen), seltener Ihahan.
Ras el Uad, „Quelle des Flusses“ am oberen Uad Sfuß.
Schedma oder Schiadma.
Abda, Dukkala, Schauia, } Küstenprovinzen von Mittelmarokko.
Beni Meskin, südlich von Schauia.
Urdigha, ONO. von Beni Meskin.
Tadla, Stadt und Landschaft östlich von Beni Meskin.
Saër oder Sair, SO. von Rabat.
Beni Ahsen in der Ebene des unteren Uad Sfebu.
Semmur, Semmur Schellaha, } zwischen Beni Ahsen und Sair.
Ait Jussi, südlich von Fas.
Beni Mtir, südwestlich von Fas.

*) Die kleingedruckten Notizen verdanke ich Herrn Prof. Dr. Schnell, der die Güte hatte, die vielfach dialektische Orthographie der Namen richtigzustellen und die einzelnen Stämme zu identifizieren.

Saian, südöstlich von den Semmur Schellaha.

Beni Mgil, zwischen den Saian und den Ait Jussi.

Schraga, am Sfebuknie nördlich von Fas.

Schrarda, vom unteren Uad Rdam über den Segottopaß bis westlich von Beni Amar.

El Khlut oder Lekhlot.

Ulad Djama, zwischen Fas und den Schraga.

Hiaina, ONO. von Fas.

Diese Zusammenstellung ist insofern interessant, als sie ungefähr den gegenwärtigen Umfang desjenigen Landes erkennen läßt, das teils Blad el Makhsen im engeren Sinne ist, teils als Blad es Siba die politische Oberhoheit des Sultans anerkennt. Insonderheit wichtig ist, daß sich unter den Stämmen, die dem Sultan huldigen, erstmalig die Semmur befinden, fernerhin, daß darunter die Hiaina vertreten sind, die zeitweilig dem Bu Hamara Heerfolge geleistet haben. Angeblich sollen die Kabylen, die heute dem Djilali es Serhuni in Tasa huldigen, 40 an der Zahl sein. Allerdings erscheint mir diese Ziffer als etwas verdächtig. Es ist eine der üblichen heiligen Zahlen, die von den Marokkanern gern als Schätzungszahlen angegeben werden, wenn sie eine zuverlässige Zahl nicht anzugeben vermögen.

* * *

Wohl selten ist es einem Europäer vergönnt gewesen, an einem derartigen Fest teilzunehmen. Auch vermeiden es die in Fas ansässigen Europäer gern, bei solchen Gelegenheiten sich unter das Volk zu mischen. Sie fürchten, daß die strenggläubigen Muhammedaner ihnen das übelnehmen werden, und dadurch eine Mißstimmung in die sonst freundschaftliche Stellung, die sie sich befleißigen, zu der Bevölkerung zu unterhalten, hineingetragen werden könnte. Da ich solche Rücksichten nicht zu nehmen brauche, so mische ich mich mit Hadj Hussein und Buschma getrost unter die Menge. Wir reiten hinaus vor das Bab Mahruk. Hier dehnt sich eine weite Halde aus, auf der alte Kasernen stehen. Hinter diesen Kasernen in der Richtung auf den Djebel Tghat zu stehen verschiedene Baulichkeiten, u. a. ein kleiner Tempel, der sich schon von weitem durch die anschließenden weißen Mauern,

die wie Flügel zu beiden Seiten des Kuppelbaues sich ausstrecken, erkenntlich macht. Dieses ist der Tempel, bei dem der Sultan heute öffentlich betet und opfert, und die Menschen strömen hinaus aus der Stadt, meist zu Pferd oder zu Maultier. Bei dem Tempelchen ist ein großer Baldachin für den Sultan aufgespannt worden. Der Raum selbst, auf dem der Tempel steht, ist abgesperrt durch reguläre, d. h. uniformierte Sultanstruppen, die bereits oberhalb des Tempels mit dem Gesicht nach dem unten



Der Sultan zieht aus zur Parade.

liegenden Sultanspalast zu Paradeaufstellung genommen haben. Wir suchen uns einen Platz aus auf der Höhe, von der aus wir das interessante Schauspiel überblicken können. Von Europäern sind andere Zuschauer nicht erschienen mit Ausnahme des schon seit Monaten in Fas weilenden Legationssekretärs der französischen Gesandtschaft in Tanger, der in Begleitung des französischen Vizekonsuls in Galauniform erscheint und ebenfalls auf der Höhe Aufstellung nimmt. Der ganze Plan von hier aus bis hinunter zu der nördlichen Umfassungsmauer des Sultanspalastes ist abgesperrt. Der Sultan selbst wird erwartet durch das bereits

früher erwähnte, nicht dem öffentlichen Verkehr dienende Tor, das in den großen Hof hineinführt, durch den ich seinerzeit, als ich meine Audienz beim Sultan hatte, zuerst hindurchgehen mußte, und den ich damals als Exerzierplatz und Lagerplatz für die Sultansarmee bezeichnet hatte. Ein lebensvolles, hochinteressantes und buntes Bild liegt vor uns. Nach Westen hin ist der Hintergrund bedeckt mit den weißleuchtenden Zeltlagern der Kabylen, die zum Fest erschienen sind, und nach der Stadtseite hin ist der ganze Abhang bedeckt mit Menschen, die mit ihren frischgewaschenen Gewändern hoch zu Maultier oder zu Pferd das Ihrige dazu beitragen, um das echt orientalische Bild zu beleben und zu vervollkommnen. Nach einer Stunde des Harrens werden im Sultanspalast Kanonenschüsse gelöst, und gleich darauf sieht man auch bereits die Vorreiter aus dem Tor des Dar el Makhsen herausziehen. Sie treiben vor sich her sechs gesattelte und mit seidenen Schabracken belegte Streitrosse des Sultans. Dann folgt eine Art Ehrenkompagnie, die sofort nach beiden Seiten hin ausschwärmt und eine breite Gasse frei läßt, durch die hindurch man bereits den Sultan selbst erkennt, der auf einem weißen Rosse reitet, während ein schwarzer Makhasni sich dicht neben ihm hält und sich bemüht, den großen seidenen Sonnenschirm dem Sultan stets über das Haupt zu halten, um ihn vor den Strahlen der sengenden Sonne zu schützen. Der Sultan ist umgeben von seinen Ministern und von zahlreichem Gefolge. Gleich hinter ihm erscheint ein Wald von Fahnen und Wimpeln, und der ganze Zug bewegt sich in breiter Front die Anhöhe hinauf, überall laut begrüßt von den Stimmen der Festteilnehmer. Als der Sultan oben angelangt ist, läßt der Kaid Mc Lean, der die reguläre Truppe kommandiert, die direkt vor uns Aufstellung genommen hat, diese „Gewehr bei Fuß" nehmen. Als der Zug vor dem Sultansbaldachin angelangt ist, steigt der Sultan vom Pferd, und nun kommt der feierliche Moment, da er zunächst unter dem Baldachin seine Andacht verrichtet. Feierliche Stille herrscht ringsum, und die zahlreichen Zuschauer, soweit sie nicht Militär sind, liegen ebenfalls auf den Knien und preisen Allah, den Propheten und Mulei Idris. Nunmehr schließt das Opfer an. Die ganze Prozedur erfolgt sehr schnell, und was man davon zu sehen bekommt, ist eigentlich nur,



Zuschauer beim Ait el Kebir.

daß plötzlich die Priester in wildem Lauf mit dem Hammel, den sie an den Hörnern schleppen, davonjagen nach der Stadt zu, gefolgt von einer Anzahl von Neugierigen und Zeugen, die bei dem Schauspiele nicht fehlen dürfen. Dann ist dieser Teil der Feierlichkeit vorüber, und es folgen nun die Huldigungen der Armee und der Kabylen.

Jetzt entspinnt sich ein buntes, militärisches Treiben. Zunächst wendet sich der Sultan zur regulären Armee, die unter Kaid Mc Leans Befehl angetreten ist. Es ist meist Infanterie. Nur eine einzige Batterie Gebirgsgeschütze befindet sich dabei. Die Batterie ist zerlegt und Maultieren aufgepackt. Sie paradiert vor dem Sultan, indem sie einfach an ihm vorbeimarschiert. Die Infanterie präsentiert das Gewehr. Der Sultan reitet mit seinen Ministern unter Führung von Mc Lean die Front ab. Dann schließt sich die gesamte reguläre Armee ohne Tritt und in unregelmäßigen Haufen dem Sultanszuge an, der sich jetzt zu den einzelnen Kabylen wendet. Auf einem etwas erhabenen Platz macht der Sultan Halt, und nunmehr reitet eine Kabyle nach der anderen an. In wilder Fantasia sprengt sie bis dicht heran und macht dann Halt. Der Führer tritt vor und wird von dem Zeremonienmeister gefragt, wie er heißt und welche Kabyle er befehligt. Er nennt daraufhin laut den Namen seines Stammes und begrüßt den Sultan feierlich, woraufhin der Sultan ihm danken läßt. Dann schließt sich die Kabyle ebenfalls dem Zug des Sultans an, der sich nunmehr weiter bewegt zur nächsten Kabyle, wo wieder das gleiche Manöver vor sich geht. Nachdem der Sultan auf diese Weise die sämtlichen Kabylen abgeritten hat, und diese sich ihm angeschlossen haben, bildet das Ganze nur noch einen wirren, tollen und ordnungslosen Haufen. Als eine der letzten Kabylen ritten die gefürchteten Semmur an, die in ziemlicher Stärke erschienen sind, und die erst kürzlich durch den Sultan zur Heerfolge gezwungen wurden. Die Semmur hatte man stets als verdächtig betrachtet. Sie galten von vornherein als unsichere Bundesgenossen, und daraus erklärt sich ein Zwischenfall, der dieses Ait el Kebir noch besonders interessant machte. Bereits während des Anrittes der übrigen hatten die Semmur auf dem Wiesenplan in der Nähe ihres Lagers eine wilde Kriegsfantasia geritten.

Sie fingen an, ihre Gewehre in der Luft herumzuwirbeln und abzuschießen. Sie ließen ihre Kriegsrufe laut werden und benahmen sich überhaupt wesentlich anders, als die anderen Kabylen. Daraufhin schickte der Sultan sofort zu ihnen einen Kurier und ließ ihnen das ungebührliche Fantasiareiten verbieten. Gleichzeitig erteilte er Befehl, an die regulären Truppen scharfe Patronen zu verteilen. In der Tat eine etwas aufregende Wendung, die das Fest nahm! Den Semmur aber schien infolge der Haltung des Sultans doch die Lust zu irgend einem abenteuerlichen Impromptu vergangen zu sein. Denn sie stellten ihr Fantasiareiten ein und schlossen sich schließlich ganz dem Zuge des Sultans an. Allerdings



Abordnung einer Kabyle im Begriff, dem Sultan zu huldigen.

dings genossen sie nicht die Ehre, daß sie den Sultan feierlich begrüßen durften und von ihm seinerseits feierlich angeredet wurden. Somit wurden denn die scharfen Patronen wieder eingesammelt, und an ihre Stelle traten die Platzpatronen, die bereits vorher verteilt worden waren, zu dem militärischen Tamtam, das nun folgte. Während nämlich der Sultan auf der Höhe noch eine zeitlang verharrte und teils Huldigungen entgegennahm, teils seinerseits sich mit seinen Ministern und mit den Stammeshäuptern freundschaftlich unterhielt, eilten die Regulären voraus und bildeten an dem Wege, auf dem der Sultan zum Palast zurückreiten sollte, Spalier. Einer der französischen Instrukteure, der zur sogenannten



Die Gebirgsartillerie des Sultans bei der Parade.

Militärmission gehörte, befehligte zwei mehr böllerartige, als wirklich kriegstüchtige, kleine Kanonen, die von den Artilleristen selbst gezogen wurden. Er nahm mit seinen beiden Geschützen auf dem Weg, den der Sultan kommen sollte, Aufstellung, während die reguläre Infanterie Spalier bildete. Als die Vorbereitungen getroffen waren, bewegte sich dann auch der Sultan mitsamt seinem Gefolge unter Vorantritt einer Kapelle, die europäische Blasinstrumente in einer geradezu herzzerreißenden Weise malträtierte, langsam vorwärts. Sobald die Vorwärtsbewegung begann, ließ der französische Instrukteur seine Kanonen abziehen, und die Sultanssoldaten fingen an, reihenweise Schnellfeuer in die Luft abzugeben. Zwischen diesem Schnellfeuer von Platzpatronen hindurch und den Böllerschüssen entgegen ritt der Sultan mit seinem Gefolge. Die Soldaten, die der Sultan bereits passiert hatte, liefen hinter dem Spalier, so schnell sie konnten, entlang und stellten sich vorn wieder an, um dann, wenn der Sultan erneut an ihnen vorbeikommen würde, wieder von neuem ihre Platzpatronen in die Luft zu knallen. Der französische Militärinstrukteur wandte jedesmal, wenn er seine Kanonen hatte abfeuern lassen, sein Roß und sprengte in voller Karriere etwa 50 Meter weiter, während die marokkanische Soldateska mit den Kanonen hinterher jagte. Wiederum wurden diese herumgeworfen, neu geladen. Wiederum erschollen zwei Böllerschüsse, dann wurde erneut abgeprotzt, und nach 50 Metern ging das Vergnügen von vorn los. Auf diese Weise verließ der Sultan das Maifeld, bei dem er die Häupter seiner Lieben zählte und herausfand, daß unter ihnen manch teures Haupt fehlte. Er sah auch ziemlich traurig aus, als er bei der Mauer, auf der ich Posto gefaßt hatte, um den Zug an mir vorbeigehen zu lassen, mitsamt Menebi, Abd el Kerim ben Sliman und den anderen vorbeizog, umgeben von seiner regulären Soldateska, der es auch nicht darauf ankam, jetzt innerhalb des Spaliers von hinten nach vorn zu rennen, um wieder am Platze zu sein, wenn der Sultan weiter unten vorbeikommen würde. Ich stand auf meiner Mauer so exponiert, daß er mich sehen mußte. Ich grüßte, und er dankte mit freundlichem, kurzen Nicken. Dann saß er wieder stumm und mit ernstem Antlitz, in einen weißen Burnus gehüllt, mit hochgezogenen Knien auf seinem

Pferde, überschattet von dem großen, blauseidenen Sonnenschirm, während die sechs Streitrosse, die vor ihm hertrabten, sich in koketten Sprüngen ergingen. Sie wußten ja nichts von den Sorgen, die an diesem Tage die Gedanken des jungen Sultans in wesentlich dunklere Schatten hüllten, als der seidene Sonnenschirm sie warf, der doch hin und wieder bei einer ungeschickten Bewegung seines Trägers gestattete, daß ein Sonnenstrahl das Haupt des Mulei Abd el Asis erleuchtete. —

Der arme Sultan! Der Hammel, den er geopfert hat, ist unterwegs verendet, ehe er in der Moschee ankam. Nun hat auch noch das große Orakel gesprochen, und ganz Marokko weiß es: Im nächsten Jahre hat der Sultan kein Glück — der Hammel ist unterwegs verendet. Nun, der Sultan ist trotz seiner europäischen Anwandlungen Fatalist; hat er dieses Jahr kein Glück, dann hat er es vielleicht im nächsten: Wie Allah will — er hält still! — — Der arme Sultan!

* * *

22. März.

Die Tage bis zur Abreise sind den Vorbereitungen für den Serhun gewidmet. Ich habe auf dem Konsulat die dort vorhandenen Karten exzerpiert, soweit das Gebirge in Betracht kommt, und halte mich im übrigen an die Feststellungen meiner Vorgänger, insonderheit die Reisen von Theobald Fischer, der das Serhungebirge sowohl im Norden wie im Süden vollständig umgangen hat, und des Grafen Pfeil, der ebenfalls wichtige Untersuchungen, namentlich geologischer Natur, am Fuße des Gebirges unternommen hat. Mein Plan ist der, zunächst auf derselben Strecke, auf der ich gekommen bin, bis Beni Amar zurückzureiten, dann hinaufzusteigen nach den an dieser Seite klebenden Felsennestern und von hier aus an der Ostseite des Gebirges etwa in halber Höhe entlang zu marschieren bis zu den höchsten Erhebungen, die sich in der Südwestecke des Serhun anstauen. Bei meiner Ausreise allerdings war ich vollständig unvorbereitet darauf, daß ich weitergehende geographische Aufnahmen machen würde. Vor allen Dingen ist es mir nicht möglich gewesen, mich mit geographischen Instrumenten zu versehen, abgesehen von einer

Handbussole, mit der sich zwar schwierig, aber doch ungefähr zuverlässig Winkel messen lassen. Für Höhenmessungen diente mir stets eine Wasserflasche, über deren Wasserfläche sich hinweg visieren läßt. Natürlich sind die auf diese Weise gewonnenen Höhenschätzungen nur relativ. Leider gelingt es mir trotz eifriger Umfrage nicht, in Fas für absolute Höhenmessungen ein Barometer aufzufinden. Allerdings wären auch meine barometrischen Höhenmessungen ebenfalls nur von zweifelhaftem Wert gewesen, da ich nicht in der Lage gewesen wäre, für regelmäßige Ablesungen an der Küste oder in Fas besorgt zu sein, um dadurch die Fehler aus meinen Messungen herauszukorrigieren, die herbeigeführt werden durch die täglichen Luftdruckschwankungen. Somit muß ich denn vollständig auf Höhenmessungen verzichten.

* * *

23. März.

Das Serhungebirge nimmt in dem topographischen Aufbau des nördlichen Marokko eine eigenartige Stellung ein. Es rechnet weder zum Atlasgebiet, noch zum Rif, noch zum sogenannten Djebel, sondern kennzeichnet sich als ein selbständiges Gebirge innerhalb des Atlasvorlandes. Geographisch gesprochen charakterisiert sich dieses Atlasvorland als ein geradezu klassisches Schollengebiet. Ohne an dieser Stelle näher auf rein fachgeographische Fragen einzugehen, sei nur erwähnt, daß man sich über die Entstehung des Serhungebirges, das, von welcher Seite man sich auch ihm nähern mag, straff aus der umgebenden Flächenform heraussteigt, im Zweifel ist. Soviel ist bereits festgestellt worden, daß auch das Serhungebirge an seinen allseitig scharf abgebrochenen Steilrändern dieselbe Bodengattung zeigt, die für das ganze nördliche Atlasvorland charakteristisch ist, und die vorwaltend zwischen Kalk, Mergel und Ton sich bewegt. Aber da die Höhen und das Innere des kleinen Gebirges dem Geographen noch völlig unbekannt sind, so liegt immerhin die Möglichkeit vor, daß der Grundstock des Gebirges noch von anderen Mineralien von wesentlich höherem Alter gebildet wird. Es wäre ja immerhin möglich, daß auch für die Entstehung des Serhungebirges noch andere Kräfte maßgebend gewesen sind, als diejenigen, die zunächst von allen Seiten gleich

augenfällig zutage treten, nämlich Erosion und Denudation. Das Serhungebirge liegt zwischen zwei stark begangenen Verkehrsstraßen. Südlich führt hart an dem Gebirge entlang die Straße Fas-Meknas, die von Meknas aus im Tale des Uad Rdam weiterführt. Dieser hat sich teilweise in engen Schluchten einen Weg gebahnt zwischen Serhun und Tselfat einerseits und Djebel Kafs und Djebel Utita andererseits. Er tritt dann in der Klamm von Ssidi Kassem in die Ssebuebene hinaus, läuft in dieser auf eine lange Strecke neben dem Ssebu einher und ergießt sich erst im letzten Teil des Unterlaufs des Ssebu in diesen. Die Straße führt dann von Ssidi Kassem aus in großem Bogen um das Gebiet der Semmur herum, durchschneidet das Gebiet der Beni Ahsen und erreicht schließlich bei Rabat den Ozean. Am Nordrande des Gebirges läuft eine Straße entlang, die, von Fas ausgehend, sich bereits angesichts des Gebirges bei Beni Amar gabelt. Der eine Zweig führt nach Westen, und zwar gabelt er sich wieder in zwei Wege, von denen der links in der Nähe von Ssidi Geddar mit dem schon oben beschriebenen Wege über Meknas sich vereinigt, während der andere den Ssebu unterhalb der Einmündung des Uad Uargha überschreitet und dann auf dem rechten Ufer des Ssebu hinunterführt zunächst nach Mehedija und dann durch das Küstengebiet nach Salee und Rabat. Der andere, bei Beni Amar abgehende Zweig führt in zunächst nordwestlicher und schließlich nördlicher Richtung nach El Ksar el Kebir und von dort aus teils über El Araisch, teils direkt nach Tanger. Trotz dieser Lage zwischen zwei außerordentlich stark betretenen Verkehrsadern ist es bisher noch keinem Europäer gelungen, die oberste Stufe des Gebirges zu erforschen, dessen Zugänglichkeit schon deshalb sehr beeinträchtigt ist, weil es sowohl das Grab des Begründers von Marokko, Mulei Idris des Älteren, als auch sonst noch zahlreiche heilige Berge und Stätten enthält, die Gräber von großen muhammedanischen Heiligen aufweisen oder ihnen geweiht sind. Unter diesen haben Ssidi Abdallah ben Taasist und Ssidi Ali ben Hamdusch noch dadurch besondere Bedeutung, daß sie die Schutzheiligen fanatischer muhammedanischer Sekten sind. So ist z. B. einer der höchsten Berge, der Djebel Kanusa, dem ersten Heiligen geweiht, dessen Grabmal er auch trägt, während Ssidi Ali

den Hamdusch einem anderen der höchsten Berge den Namen gegeben hat. Fischer gibt in einem besonderen, dem Serhun gewidmeten Abschnitt seiner „Wissenschaftlichen Ergebnisse einer Reise im Atlasvorlande von Marokko“ (Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen Nr. 133) einen Überblick über die verschiedenen Reisen, die vor der seinigen sich mit der Erforschung dieses Gebietes beschäftigt haben: „Das Gebirge wirklich überschritten hat nur Gerhardt Rohlfs 1864 und auch nur in dem schmalen, äußersten Ostzipfel und unter so ungünstigen Verhältnissen, daß er nur von herrlichen Öl- und Weinpflanzungen ringsumher und an dem Kamm des Gebirges spricht.“ Rohlfs ging aus von der „Zauia Ain Ali“, die Beni Amar gegenüberliegt, und bezüglich deren Identifizierung mit der Sania Ssidi Abdallah ben Brahim ich bereits gelegentlich unseres Besuches von Beni Amar meine Zweifel geäußert habe. Sein Weg führte alsdann zu einem Dorfe „Uled Ssidi Hassen“, das auf der anderen Südostecke des Gebirges ca. 300 m unterhalb des höchsten Serhungipfels gelegen sein soll. Dieser Weg dürfte derjenige gewesen sein, den auch ich mir vorgenommen habe, um zu den obersten Erhebungen des Gebirges zu gelangen. Von jenem Orte aus trat er den kurzen Abstieg nach der zwischen Meknas und Fas gelegenen Ebene an.

Auch Lenz gibt in seinem Reisewerke (Timbuktu I S. 84) nichts weiter über das Serhungebirge an, als die Bemerkung, die von ihm überschrittenen Ausläufer des Gebirges beständen aus mächtigen Ablagerungen eines der Tertiärformation angehörenden Sandes, der stellenweise zu festem Sandstein erhärtet sei.

Auch wäre der Vollständigkeit halber noch ein französischer Archäologe, namens de la Martinière, zu nennen, der nach Fischer zahlreiche, vorwiegend archäologische Reisen in Nordmarokko in staatlichem Auftrage ausgeführt hat. Seine Reise kann leider noch weniger, als die von Rohlfs und Lenz für eine nähere Kenntnis des Serhungebirges verwertet werden, da sich in der ganzen französischen Marokko-Literatur nichts weiter darüber findet als die Bemerkung in einem Briefe von ihm (C. R. Soc. Géogr., Paris 1888, S. 509, und 1898, S. 34), daß er — Fischer vermutet gegen Ende 1888 nach einwöchigem Aufenthalte in Volubilis — auf dem Gipfel des Serhun sorgsam die Topologie

dieses Gebirgslandes aufgenommen und eine byzantinische Zitadelle entdeckt habe. Die französischen Generalstabskarten, die sonst viel unzugängliches Material enthalten, zeigen keinerlei Verarbeitung dieser Aufnahmen. Jedenfalls enthält schon diese kurze Notiz eine Oberflächlichkeit. De la Martinière bezeichnet die Zitadelle als eine byzantinische. Diese Annahme ist aus historischen wie archäologischen Gründen ohne weiteres hinfällig. Auch erklärte mir ein französischer Maler, der gegenwärtig in Tanger lebt und sein Reisegenosse war, de la Martinière sei im Serhun über Volubilis nicht hinausgekommen. Mit der Notiz ist also nichts anzufangen, im Gegenteil, die einzige Veröffentlichung de la Martinières über diesen Gegenstand ist nur geeignet, Verwirrung anzurichten. Auch noch aus weiteren Gründen, die in der Flüchtigkeit jener Notiz liegen, habe ich Veranlassung, an dem Inhalt der zitierten Bemerkung zu zweifeln. Mindestens ist es wunderlich, daß ein Archäologe vom Fach die Behauptung aufstellt, es handle sich um eine byzantinische Zitadelle, ohne auch nur die Spur eines Beweises zu erbringen dafür, daß jemals Byzantiner in diese Gegend gekommen sind.

Am klarsten ist die Stellung des Serhungebirges innerhalb des Atlasvorlandes gekennzeichnet worden von Fischer. Wegen ihrer Wichtigkeit lasse ich seine darauf bezüglichen Bemerkungen hier folgen:

Fischer hebt zunächst hervor, daß der Djebel Serhun als ein inselartig aus der Umgebung aufsteigendes kleines Gebirge erscheint und sich mit einer relativen Höhe von etwa 400 m prall über ihr erhebt. „Besonders steil ist der Absturz an der Süd- und Südostseite, weniger steil nach Nordwest. Diese Aussonderung, die zugleich eine erschwerte Zugänglichkeit zur Folge hat, läßt den Djebel Serhun als eine natürliche, die Umgebung beherrschende Festung, als eine Zufluchtsstätte Verfolgter oder Weltmüder erscheinen. Der Wasserreichtum macht diese Festung auch bewohnbar. So erklärt sich die dichte Besiedelung des Gebirges mit ziemlich unabhängigen, vermutlich auch ethnisch ziemlich rein erhaltenen, wenn auch arabisch sprechenden Berbern. So erklärt sich die Rolle des Gebirges als eines heiligen, welche nun auch ihrerseits die Erforschung erschwert hat. Daß der Serhun aus älterem

Gestein besteht, wie die Umgebung, und daß seine Formen, ja sein Vorhandensein darauf zurückzuführen ist, unterliegt für mich keinem Zweifel. Aus welchem Gestein er besteht, welcher Formation dasselbe angehört, ist mir unbekannt. Eine jurassische Insel, welche auf der internationalen geologischen Karte von Europa nördlich von Meknas eingetragen ist, wird sich wohl auf den Djebel Serhun beziehen. Ist diese Deutung richtig, so ist diese Insel viel zu klein. Worauf die Annahme jurassischen Alters für den Serhun beruht, ist mir unbekannt. Vermutlich geht sie auf französische Quellen, nämlich auf Bleicher zurück. Bleicher (a. a. O. S. 1714) schrieb den in der Umgebung von Volubilis auftretenden kompakten Kalksteinen nach dem Vorkommen von Ammoniten, Trigonien, Gervillien, Terebrateln usw. jurassisches Alter zu. Ich bin der Ansicht, daß der Serhun, eben weil er aus festerem (und wohl älterem) Gestein besteht, zu dem heutigen inselartig ausgesonderten Gebirge aus den ihn ehemals ganz umhüllenden Tertiärschichten herauspräpariert worden ist. Tafellagernde Tertiärschichten umgeben ihn ringsum. Als ältere Scholle steigt er prall aus dem niedrigeren Tafelland auf. Der Uad Mekkes und der Uad Rdam haben die denudierten Massen davon geführt. Nur aus dieser weit fortgeschrittenen Denudation ist die von dem Karawanenwege von Fas nach Ssidi Kasem benutzte Hohlform und die Durchbrechung des tertiären Salzgebirges, welches derselben und dem Ssebu parallel verläuft, durch den Uad Mekkes und die kleinen, vom Serhun herabkommenden Flüsse, wie dem Uad Rdam, als epigenetische Talbildung zu erklären. Nach Nordwesten hin ist die orographische Verbindung noch am innigsten, weil dort die zum Rdam und unmittelbar zum Ssebu gehenden Gewässer divergieren. Dort setzt sich, wie schon erwähnt, der Serhun geradezu in tertiären Denudationsrücken zwischen Uad Rdam und Uad Mulei Idris einerseits, zwischen diesem und dem Flusse von Segotta bis zum Tselfat andererseits fort. Aber auch da erhebt sich noch der eigentliche Serhun mit sehr scharf ausgeprägtem Steilansteig über der tertiären Hochfläche. Über die Lagerungsform der den Serhun aufbauenden Gesteine äußert sich Bleicher nicht. Ich habe nur am Nordostrande Bemerkungen machen können, so oft ich denselben mit dem

Glase auch von allen Seiten abgesucht habe. Dem Durchbruchstal des Uad Mekkes gegenüber, etwa nach Südosten, habe ich gefaltete, nach Nordwesten einfallende Schichten festgestellt, überlagert von ungefalteten, nach Nordwesten sanft geneigten, Stufen bildenden Schichtentafeln, in der Weise, daß man auf der Höhe des Gebirges, sich nach Westen bewegend, wiederholt über die einen Steilabsturz bildenden Schichtenköpfe emporzusteigen hätte, um sich dann auf den Schichtflächen weiterzubewegen. Bei Beni Amar sieht man diese nahezu wagerecht liegenden Deckschollen 15 m hohe Steilabstürze bilden. Hätten wir hier das tertiäre Deckgebirge vor uns? Dem entspräche es, daß der Serhun in der Tat eine im allgemeinen sich nach Norden und Nordwesten neigende, wenn auch schmale Hochfläche zu sein scheint. Dem entspräche ferner der erstaunliche Quellenreichtum des Serhun, namentlich an der Nordwest- und Nordseite. Es würden eben die auf der Hochfläche gefallenen Meteorwasser an geeigneten Stellen hoch oben an den Gehängen des Gebirges in der Berührungslinie des Deck- und Grundgebirges zutage treten, wie ich dies an einer Stelle beobachten konnte. Diese Quellen haben dann die Flanken des Berges je nach ihrer Größe in mehr oder weniger tiefe Täler gefurcht und geöffnet. Zum Teil treten sie, wie der Bach von Beni Amar, den großen Höhenunterschieden entsprechend, aus engen, wilden Schluchten hervor. Auch da ist als Folge der Schichtenlagerung bezeichnend, daß der hohe Süd- und Südostrand, aus welchem einige höhere Felspyramiden aufragen, von denen aber keine 1000 m übersteigen dürfte, wenig gegliedert und durch Täler geöffnet erscheint, daß dort die sich zum Rdam auf der einen, zum Mekkes auf der anderen Seite vereinigenden Flüsse und Bäche gegen den Djebel Serhun hin und seinem Flusse parallel fließen, ja, der Uad Djedida und der Mekkes geradezu den Ostzipfel des Berges auf 26 km Länge umfließt, aber, soweit wir bis jetzt urteilen können, auch nicht ein Bach dort aus dem Gebirge hervortritt, um sich mit diesen Flüssen zu vereinigen. Ähnlich wie der Mekkes im Osten umschließt der Rdam das Gebirge im Südwesten und Westen, ja mit dem Uad Mulei Idris sogar im Nordwesten. So ist dasselbe zu drei Viertel noch von tiefen Flußtälern umschlossen und

erscheint so noch mehr ausgesondert. Im Norden, wo auch die relative Höhe auf etwa 300 m herabsinkt, ist es am leichtesten zugänglich."

Nach den Beobachtungen Fischers würde also der Grundstock des Gebirges von einem älteren Schollengebiet gebildet werden, das von einer ziemlich mächtigen Kalk- und Mergelschicht überdeckt ist, die späterhin durch erodierende und denudierende Kräfte dem alten Skelett entsprechend neu gegliedert wurde. Von besonderer Wichtigkeit sind gerade nach dieser Richtung hin die Feststellungen des Grafen Pfeil, der die Deckschicht, die er im ganzen nördlichen Atlasvorlande festgestellt hat, auch in der Umgebung des Serhungebirges eingehend untersucht hat. Er findet überall die von ihm bereits auf der Tour von Tanger zum Djebel Tselfat auch von mir vielfach beobachteten Ton- und Mergelschichten wieder. Als er, vom Tselfat kommend, von Nordwesten her um den Bergstock des Serhungebirges herumbiegt, beobachtet er an der Mekkesbrücke wiederum die in dessen Denudationsgebiete freigelegten Mergelschichten. Er erläutert diese Schicht in seinen „Geographischen Beobachtungen in Marokko" (Jena 1902, S. 28 ff.) folgendermaßen:

„Wir müssen uns an den kleinen, südlich vom Serhun gelegenen Ort Meheduma versetzen. Um dahin zu gelangen, sind wir auf einem Plateau einhergewandert, welches aus weichem Kalk besteht. Bei Meheduma bildet ein kleiner Fluß, aus dem sich später der Mekkes entwickelt, einen Wasserfall von bedeutender Höhe, indem er in eine etwa 150 m tiefe Schlucht hinabstürzt. Diese ist an ihrem oberen südlichen Ende, wo sich der Wasserfall hineinergießt, sehr eng, erweitert sich jedoch bald, um sich mit dem Tale am Fuße des Serhun zu vereinigen. Ihre Wände sind fast senkrecht und lassen bei ihrer Höhe ihre Zusammensetzung aus verschiedenen Gesteinsorten genau erkennen. Zu oberst liegt eine etwa 20 m mächtige Kalkschicht. Sie bedeckt die Gegend, man kann sagen das ganze nördliche Marokko. Darunter findet sich eine einzige, vielleicht 100 m mächtige Schicht, in der wir sogleich die so oft gefundenen Tone wiedererkennen. Wir werden nun untersuchen müssen, ob dieses Material sich nur stellenweise vorfindet, oder ob es als Liegendes der Kalkschicht, wie diese, weite

Landstrecken überzieht. Diese Frage wird sich am besten durch Vergleichung der verschiedenen Höhenmessungen beantworten lassen. An der tiefsten Stelle, bei der Brücke des Mekkes, finden wir durch Messung mittels einiger Aneroide die Meereshöhe von 160 m. Wir wollen annehmen, daß wir uns hier auf der Sohle der erwähnten Schicht befinden, sehen wir sie uns doch in Gestalt von nicht unbedeutenden Gipfeln überragen. Auf dem Plateau, welches wir von hier aus bald erklimmen, finden wir mittels derselben Instrumente die Höhe von 415 m. In Fas, welches niedriger liegt, haben wir etwa 330 m, finden aber im östlichen niedrigen Teile der Stadt bei den Tongruben der Töpfereien Anzeichen, daß wir uns auf den Köpfen der genannten Schicht bewegen. Bei Meheduma, bis wohin wir nicht unbedeutend anzusteigen haben, findet sich die höchste Erhebung mit etwa 480 m, wobei indessen zu bemerken ist, daß wir auch noch die auflagernde Kalkschicht unter uns haben. Bei Ssidi Kassem, wo wir die Schichten wieder treffen, haben wir eine Höhe von 250 m. Bei Beni Amar, wo wir sie zum ersten Male entblößt sehen, nachdem wir sie vom Tselfat aus wahrgenommen haben, stellen wir die Höhe mit 270 m fest, und da, wo wir zum ersten Male die Schicht selbst berühren, auf dem Wege zwischen Beni Amar und der Mekkesbrücke, finden wir sie in einer Höhenlage von 310 m. Nehmen wir an, daß wir bei dieser Brücke uns auf der Sohle der Schicht befinden und in Fas gerade auf ihrem Kopfe, so erhalten wir im Durchschnitt für ihre Gesamtmächtigkeit den Betrag von etwa 170 m, während wir für ihr Hangendes die ungefähr gleiche Zahl von 150 m erhalten. Die ganze Mächtigkeit von 320 m ist gleich der Dicke der Schicht, welche, wenn man Meheduma als den höchsten gemessenen Punkt annimmt, dem die alten Schollen bildenden Kalkgestein auflagert. Die Wichtigkeit dieser Schicht besteht darin, daß sie stark salzführend ist oder wenigstens abbauwürdigem Steinsalz von stellenweise ganz hervorragender Qualität auflagert."

Charakteristisch für den Hochflächen- und Schollencharakter des Gebirges ist sein Hauptsteilabfall, der nach Südostsüden gerichtet ist, das heißt nach der weit ausgedehnten Hochebene zu, auf der Fas und Meknas liegen, und die den Übergang zu dem

Mittleren Atlas vermittelt. Verlängert man die Bruchlinie, so erhält man mit dem südöstlichen Steilabfalle des Djebel Tghat und des Djebel Salagh eine gerade Linie. Auch davon entwickelt Graf Pfeil ein anschauliches Bild.

„Wir verlassen Fas, um teilweise auf dem Wege, den wir kamen, nach Westen reisend unseren Weg nach Meknas fortzusetzen. Wir finden unsere Auffassung, daß die hohen Berge in der Nähe von Fas als Randschollen einer großen Bruchlinie aufzufassen sind, durch den Augenschein bekräftigt. Solange wir auf dem Plateau reisen, haben wir den westlicheren der beiden Berge (den Djebel Tghat. D. Verf.) uns zur Rechten und gerade vor uns den Serhun, ein wildzerklüftetes Bergland, das wie eine Festung, umgeben von einem tiefen Wallgraben, auf seine Unnahbarkeit trotzend, einsam in die Lande schaut." —

Als Ursache der Aufrichtung der verschiedenen Schollen des Serhun, des Tghat, des Salagh und auch des später zu behandelnden, mit dem Serhun orographisch zusammengehörigen Djebel Tselfat nimmt Graf Pfeil eine Schrumpfung an (S. 33). „Diese Bewegung mußte neben der Aufrichtung gewisser Teile der Erdkruste die Herabdrückung anderer, in unmittelbarer Nachbarschaft der ersteren zur Folge haben. Mindestens müssen die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Schollen den Eindruck einer stattgehabten Senkung hervorrufen. An eine solche dürfen wir in der Umgebung des Serhun glauben, denn nur so läßt sich der ihn umgebende, völlig umziehende Graben erklären. Der von diesem hervorgerufene Eindruck wird jedoch von einer Kontrastwirkung wesentlich gehoben. Es ist ziemlich gleich, von welcher Seite wir uns diesem Gebirge nähern, stets finden wir uns an dessen Fuße in einer Hohlform, von welcher aus betrachtet der Gebirgsstock uns in mächtiger, eindrucksvoller Höhe überragt. Die einzelnen der ihn zusammensetzenden Schollen türmen sich wild übereinander und ragen in den wunderlichsten Formen empor, von bestimmten Stellen aus betrachtet Türmen und Bastionen gleichend. Steht man auf dem Plateau von Fas, da, wo man es nach Verlassen der Mekkesbrücke zum ersten Male wieder erstiegen hat, kann man am Serhun mit völliger Genauigkeit die Lage der Schichten und das Vorhandensein der Kalkdecke

wahrnehmen, und wenn man die das Plateau bildende Schicht in ehemaliger Ausdehnung wiederherstellen könnte, würde diese das ganze Gebirge wieder zudecken. Wir erkennen somit in dem Serhungebirge eine Schollengruppe desselben Charakters wie der Tselfat, Salagh und andere. Der Unterschied besteht hauptsächlich in der Aufhäufung der verschiedenen Schollen. Ob diese sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt gruppieren oder sich regellos nach allen Richtungen lagern, hat noch nicht festgestellt werden können. Noch ist es niemand gelungen, in das Gewirr dieser verschiedenen und zahlreichen Gipfel einzudringen und das ihrer Anordnung zugrunde liegende System zu erklären ... Nach erfolgter Aufrichtung der verschiedenen Schollen glitt das Regenwasser an ihnen entlang in die Tiefe, bis es am Fuße der zu erheblicher Höhe ragender Türme Abfluß fand. Hier spülte es sich allmählich eine Rinne, die stetig an Weite und Tiefe zunahm, bis sie zu dem Graben anwuchs, der heute das Gebirge umzieht ...

Die Tiefe der hier stattgehabten Einsenkung ist vermutlich nicht gar so bedeutend. Sie erscheint nur so wegen der Mächtigkeit der Schichten, die ihre Umrandung bilden. Das spülende Abflußwasser des Serhun schnitt in die Schichten ein, sie so weit fortschaffend, als es seine Menge erlauben wollte. Die Beschaffenheit des angeschnittenen Materials ließ dieses steile Wände bilden, die jetzt die Grabenränder darstellen. Den Prozeß, der sich während der Bildung des Grabens abspielte, können wir noch heute sich vollziehen sehen an der Stelle, wo der Fluß bei Meheduma stetig tiefer und tiefer in das Gelände einschneidet, auch hier eine ungeheure Schlucht mit steilen Rändern bildend. Fast überall, wo wir den Serhun aus nächster Nähe betrachten können, befinden wir uns innerhalb dieses Grabens, so daß wir den Eindruck erhalten, als überrage uns das Gebirge bis zu mächtiger Höhe. Wir überschätzen diese somit leicht, und vom Plateau von Fas aus vermögen wir zu erkennen, daß dieses zu größerer Höhe ansteigt, als das anscheinend so mächtige Gebirge."

Wenn mir diese letzte Behauptung zwar von vornherein zweifelhaft erscheint, so geht aus alledem doch hervor, daß die Aufgabe außerordentlich dankenswert ist, in die bestehenden Zweifel einiges Licht zu bringen. Nachdem das Schicksal mir

nicht gestattet hat, meinen ursprünglichen und namentlich nach der wirtschaftspolitischen Seite hin für mich interessanten Plan zur Ausführung zu bringen, den Ssebu auf seine Schiffbarkeit hin zu untersuchen, hat es mir die Möglichkeit zu einer Serhunforschung als ein gänzlich unverhofftes Geschenk in den Schoß geworfen. Nachdem ich auf diese Weise in den Besitz eines so kostbaren Privilegiums gekommen bin, halte ich es trotz meiner durchaus mangelnden Vorbereitung und Ausrüstung für geographische Zwecke doch für anständig, selbst mit den primitivsten Mitteln, die mir zur Verfügung stehen, und meiner noch primitiveren Ausrüstung an wissenschaftlichen Instrumenten das zur näheren geographischen Kenntnis dieses wichtigen Teiles Marokkos beizutragen, was mir unter solchen Umständen möglich ist. Besonderen Reiz hat das Gebirge auch noch deshalb, weil es, wie bereits bekannt ist, verschiedene alte römische Kulturstätten birgt. Wenn ich auch kaum in die Lage kommen werde, große archäologische Entdeckungen zu machen, so ist die Reise doch sicherlich auch nach der archäologischen und kolonialgeschichtlichen Seite hin besonders interessant, und die Hoffnung ist nicht unberechtigt, daß es mir eventuell gelingen wird, auch noch einige vergessene römische Funde zu machen.

* * *

24. März.

Der heutige Tag war wieder einmal ziemlich aufregend. Es waren noch eine ganze Menge von Vorbereitungen zu treffen. Außerdem habe ich dem Minister Abd el Kerim ben Sliman meinen Abschiedsbesuch gemacht. Dann wurde bei den Herren Löhr und Schultheis nochmals gebacken und gekocht, und an die Henkersmahlzeit schloß sich ein kurzes Spiel an, bis Hadj Hussein, wie er es regelmäßig jeden Abend tat, erschien und mich abholte zum Hause Ssidi Omar Bradas. Die verschiedenen Stadtteile von Fas werden nachts durch Tore verschlossen, und wenn ich mir auch die Gunst der Nachtwächter ständig durch kleine Geschenke erhalte, so passiert es ihnen doch hier in Fas anscheinend noch leichter als anderswo, daß sie über ihren Nachtwachen einschlafen, und dann ist Hadj Hussein ben Muhammed stets notwendig, da

er nicht nur die Landessprache beherrscht, sondern auch über ein kräftiges Organ verfügt, um den schlafenden Nachtwachen die marokkanische Strafpredigt gleich gehörig in die Ohren zu schreien.

Morgen früh um 9 Uhr soll die Reise vor sich gehen. Wir haben mit den Makhasnis das Bab Mahruk als Treffpunkt verabredet. Der ältere der beiden Kaids wird vorher noch in der Sultanskanzlei die Geleitsbriefe abholen, die bis dahin fertiggestellt sein sollen.



الحمد لله وحده

وصلى الله على سيدنا ومولانا محمد وآله

Einer der Geleitsbriefe des Sultans für den Verfasser.

Achtes Kapitel.

Auf verbotenen Wegen.

25. März.

Die Abreise von Fas geht nicht ganz glatt vonstatten, und zwar ist die Ursache der Scherereien mein verehrlicher Hauswirt, der fremdenfreundlich gesinnte spanische Konsularagent Ssidi Omar Brada. Während man sonst in Fas für eine Wohnung, wie die meinige, einige wenige Peseten den Monat bezahlt, verlangt Ssidi Omar Brada, als wir abrechnen wollen, für den Tag einen Duro, also für den Monat 150 Peseten für eine Dachwohnung, zu der man mittels einer Hühnerstiege hinaufsteigen muß, die keine Fenster besitzt, und in die es von oben her durch das einzige Luft- und Lichtloch hineinregnet. Die Fremdenfreundlichkeit des Ssidi Omar Brada erscheint mir plötzlich in einem durchaus anderen Lichte. Der gute Mann scheint sie in erster Linie deshalb zu betreiben, um die Europäer, die gewöhnlich für die Preise in solchen Ländern keine Schätzungsanhalte besitzen, nach Noten zu schröpfen. Meine Sympathien werden für ihn nicht größer, als ich von meinen

Leuten höre, daß er, um die Wohnung an mich vermieten zu können, vorher arme Leute, die sie inne hatten, hinausgesetzt hat. Wenn diese Maßnahme auch für seine Fremdenfreundlichkeit besonderes Zeugnis ablegt, so reagiere ich doch auf seine Forderung, die er gestern anbrachte, sehr sauer. Ich erkundige mich durch meinen Dolmetscher, welches der übliche Preis für derartige Wohnungen ist und erfahre, daß das etwa 7 bis 8 Peseten monatlich sind. Es ist das einzige Mal während meiner ganzen Reise bis hierher, daß ich von meinem Prinzip eine Ausnahme gemacht und den Preis nicht vorher mit Ssidi Omar Brada ausgemacht habe. Das kam aber daher, daß die beiden deutschen Reisegenossen mir die Wohnung besorgt und ihrerseits verabsäumt hatten, einen Akkord zu treffen. Somit habe ich nun die Schererei davon, und Omar Brada hat gestern den ganzen Tag ein schiefes Gesicht gezogen, woran dadurch nichts geändert wurde, daß ich ihm 15 Peseten als mehr denn ausreichende Mietssumme hinunterschickte, denen ich noch 10 weitere Peseten dafür beifügte, daß er meinem Bu Hamara ein Geschwür am Rücken aufgeschnitten hatte. Omar Brada verfügt nämlich nicht allein über die amtliche Eigenschaft als spanischer Konsularagent und Inhaber nebst Fabrikant der Authentik der spanischen Gesandtschaft in Tanger, sondern er vollführt auch noch sonstige Geschäfte, die ihm, wenn er in Europa lebte, den Titel eines Krawattenmachers oder Halsabschneiders einbrächten. Zum Überfluß behauptet er auch noch, medizinische Bildung zu besitzen. Er erfreut sich namentlich wegen dieser seiner Kenntnisse bei der Landbevölkerung großen Ansehens und guter Praxis. Es kommt ihm aber nicht darauf an, gelegentlich mit derselben Spritze einem Bauern und meinem Bu Hamara die geschnittenen Geschwüre auszuspritzen. Die Erfahrung wegen der Wohnung hat mich ihm gegenüber noch besonders mißtrauisch gemacht, und somit habe ich mit ihm ein Übereinkommen getroffen, demzufolge ich die Miete für das Maultier, die sich auf 37,50 Peseten beläuft, bei Herrn Schultheis deponieren würde. Ich würde alsdann dem Knecht, den Omar Brada mir mitschickt, einen Brief an Herrn Schultheis mitgeben, worin ich diesem über den Verlauf der Reise berichte und ihn bitte, das deponierte Geld auszuzahlen, wenn das Maultier und der Knecht die Gegenleistungen verrichtet haben

würden, die wir ausgemacht haben. Es bleibt dem Ssidi Omar Brada, der natürlich auf diesen Verdienst nicht verzichten will, nichts anderes übrig, als darauf einzugehen. Aber heute morgen, als es vorwärts gehen soll, erhebt er nochmals kräftige Einwendungen wegen des Mietpreises. Infolgedessen nehme ich ihn mit zu Herrn Löhr, und dieser fertigt den Quacksalber mit der Bemerkung ab, er solle sich beruhigen, es ginge alles auf seinen Kopf. Nachdem ich Herrn Löhr noch das feste Versprechen abgenommen habe, dem fremdenfreundlichen Ssidi Omar unter keinen Umständen auch nur noch eine halbe Pesete weiter zu verabfolgen, verabschiedete ich mich nochmals mit vielem Dank für die genossene Gastfreundschaft. Dann geht es mit der Karawane hinauf zum Bab Mahruk, wo die beiden Makhasnis uns erwarten sollen.

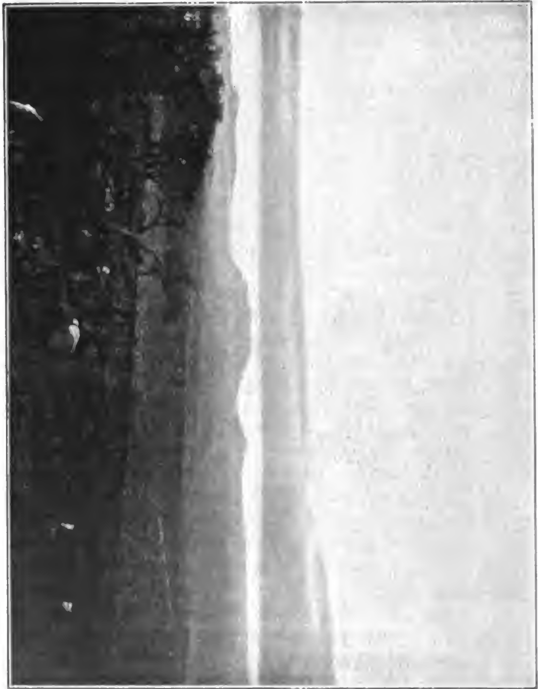
Hadj Hussein hat gestern nachmittag nochmals mehrere Stunden zum heiligen Mulei Idris gebetet, und während wir durch die Straßen ziehen, ruft er und der gutgezogene halbsudanesische Pferdeknecht des Ssidi Omar Brada andauernd nach Mulei Idris. Selbst Buschma, der Heide, wird gelegentlich von der Stimmung des Momentes überwältigt und macht den Versuch, sich ebenfalls mit dem heiligen Mulei Idris in Verbindung zu setzen. Es hindert ihn das aber nicht, sich unterwegs noch gehörig mit Tabak und einem Paar neuer Lederpantoffeln zu versehen. Als wir hinaufkommen zum Bab Mahruk, sehen wir uns vergebens nach unseren Makhasnis um. Geduld ist aber eine Gabe, die man gut tut, wenn man sie nicht von vornherein besitzt, sich für solche Zwecke anzugewöhnen, und somit warten wir denn auch eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden und schließlich zwei Stunden geduldig auf die Makhasnis. Als zwei Stunden herum waren, während deren wir uns mühsam in dem allmählich immer kleiner werdenden Schatten des Torturmes verborgen hatten, riß mir schließlich die Geduld. Ich stieg zu Pferde und ritt einfach los, mochten die Makhasnis sehen, wie sie nachkamen. Gleich darauf aber sprengten sie auch bereits in wildem Fantasia-Galopp, vom Bab Ssagma kommend, heran. Der ältere der beiden Makhasnis schwenkte ein in ein rotes Taschentuch eingebundenes Bündel mit Sultansgeleitsbriefen in der Luft herum und behauptete, er hätte die Briefe eben erst in der Kanzlei be-

kommen. Die Bemerkung, daß es seinem besonderen Drängen zu verdanken wäre, daß ich die Briefe so schnell bekommen hätte, überhöre ich, weil sie so viel bedeuten wie: „das verdient ein Trinkgeld!" Schließlich gegen 10 Uhr können wir uns in Bewegung setzen. Das geschieht denn auch in der Weise, daß ein vierstimmiges Geschrei losgeht: „Mulei Idris! Mulei Idris! Mulei Idris!" Buschma hat für seine Verhältnisse bereits ein übriges getan und stimmt daher in das allgemeine Gebet nicht weiter mit ein.

* * *

Als wir von Fas, d. h. vom Bab Mahruk, abritten, war es bereits nach 10 Uhr. Ich hatte darauf gerechnet, am ersten Tage gleich bis Beni Amar zu kommen und dann am nächsten Morgen mit frischen Kräften den eigentlichen Aufstieg auf das Gebirge zu unternehmen. Durch die zweistündige Verspätung ist aber mein Reiseplan, wie mir scheint, über den Haufen geworfen. Denn die Tour würde einschließlich der unterwegs notwendigen Pausen sich nahezu bis 7 Uhr abends ausdehnen, und erst mit einbrechender Dunkelheit einzutreffen, ist entschieden unratsam. Wir reiten zunächst, das Heiligtum des Ssidi M'hammed el Blassen, sowie die großen Makhasni-Kasernen, die über ihm an der Höhe zwischen dem Bab Mahruk und dem Bab Ssaghma liegen, rechts lassend, in der Richtung auf das Bab Ssagma. Durch ein einfaches Tor betreten wir nochmals einen Platz, der sich zwischen der eigentlichen Mauer und einer äußeren Verstärkungsmauer ausbreitet, und dann erst reiten wir durch das Bab Ssagma erneut aus der Stadt heraus und haben nunmehr den Sultanspalast zu unserer Linken. Wir passieren das Zeltlager der Semmur, die direkt oberhalb des Sultanspalastes ihre M'halla aufgeschlagen haben. Dann haben wir eine zeitlang den Uad Fas zur Linken, und nach etwa anderthalb Stunden, ehe sein Lauf sich nach Süden wendet, rasten wir, indem wir den Pferden noch schnell einen Trunk aus dem klaren Wasser gönnen. Wir ziehen dann, während alsbald linker Hand die Straße nach Meknas abzweigt, in vorwaltend westnordwestlicher Richtung weiter auf demselben Wege, den wir bereits bei unserem Hermarsch gewandert sind. Wiederum kommen wir vorbei an

zahlreichen hier befindlichen Dörfern und Ruinenstätten. Gegen ½2 Uhr passieren wir die schon erwähnte Wasserleitung von



Blick auf den Serhun vom Plateau von Fas aus.

Mulei Jacub und steigen dann hinauf nach dem kleinen, grasbewachsenen Plateau, einem Ausläufer des Djebel Tghat. In sanfter Steigung geht es auf dieses kleine Plateau hinauf bis

nahezu an die Stelle, da es steil zu einem Salzbächlein abfällt, da, wo auf der Hinreise der Ort Nsala Djebub verzeichnet wurde. In der Tat drängte sich mir hier die Überzeugung auf, daß es nicht mehr möglich sein würde, heute noch Beni Amar zu gelegener Zeit zu erreichen. Somit überlegte ich mir, ob es nicht angängig sei, von hier aus eventuell direkt auf den Ostzipfel des Gebirges, das heißt auf dessen höchste Erhebungen hin, loszureiten. Ich müßte dann allerdings die Strecke Beni Amar bis zu den höchsten Gipfeln aufgeben. Doch liegt mir aus verschiedenen Gründen sehr daran, keinen Tag zu verlieren. Diese Änderung meines Reiseplanes erscheint mir um so verlockender, als wir, auf der Anhöhe des Plateaus angelangt, nunmehr den Gebirgsstock des Serhun direkt vor uns liegen haben. Durch das tief eingeschnittene Mekkestal von uns getrennt, das zu unseren Füßen liegt, erscheint der Aufbau des Gebirges von dieser Stelle aus besonders imposant, und somit nehme ich den Dolmetscher beiseite und bespreche mit ihm meinen Plan. Als der Dolmetscher mit den beiden Kaids die Änderung der Tour bespricht, stößt er ganz unvermutet bei dem älteren der beiden, dem Serhuni, auf nachhaltigen Widerstand. Er sei ausdrücklich dafür verantwortlich gemacht worden, mich den Weg zu führen, der in den Geleitsbriefen vorgeschrieben sei, und dieser führe nach Beni Amar. Mich auf einem anderen Wege in den Serhun zu geleiten, dazu hätte er keine Berechtigung. Ich berief mich auf das Gespräch mit dem Sultan, der mir ausdrücklich gestattet hatte, überall im Serhun meine Schritte hin zu lenken, wohin ich wollte, nur nicht zu den Heiligtümern. In der Eile der Abreise war ich noch nicht dazu gekommen, mir vom Dolmetscher die Sultansgeleitsbriefe, insonderheit den offenen Geleitsbrief, der unterwegs vorgezeigt werden sollte, übersetzen zu lassen. Als nun der Dolmetscher übersetzt, stellt sich heraus, daß in dem Geleitsbriefe eine feste Route vorgeschrieben worden ist, die lautet: nach Beni Amar, von dort aus nach Volubilis und dann zum Tselfat! Außerdem versichern die Soldaten, sie hätten die Instruktion erhalten, mich nirgends anderswo, als auf dieser Route zu führen. Ich bin im höchsten Grade überrascht und kann mir nicht vorstellen, daß hier ein Mißverständnis vorliegen soll. Auch der Dolmetscher ist derselben Meinung. Ob es nun dem

Sultan leid geworden ist, die mir gegebene Zusage zu erfüllen, oder ob der wohlweisliche Makhsen, der ja schließlich dem Brief die letzte Form gegeben hat, klüger sein wollte als der Sultan, jedenfalls ist, wenn ich diese Route einhalte, für mich jede Aussicht geschwunden, gerade in den noch unbekannten Teil des Gebirges einzudringen. Denn die Route Beni Amar—Volubilis und von Volubilis zum Tselfat läßt diesen ganzen geheimnisvollen Aufbau des Gebirges links liegen. Außerdem ist schon mancher Europäer in Volubilis gewesen, und letzthin hat noch Graf Pfeil sehr eingehende Untersuchungen im Tselfatgebiet angestellt, so daß also eine Befolgung dieser Vorschrift für mich geradezu das Aufgeben der Reise bedeutet. Ich zweifle im ersten Augenblick, ob es besser ist, nach Fas zurückzukehren und das Mißverständnis aufzuklären. Aber ich gewärtige, daß man mich dann mit allen möglichen Praktiken der Politik hinhalten wird, und daß dann überhaupt der ganze Zweck der Reise verloren geht. Wenn ich einfach auf eigene Faust weiterreite, könnte man in Fas glauben, man hätte mir einen geschickten diplomatischen Streich gespielt, und sich ins Fäustchen lachen, während, wenn ich die Sache an die große Glocke hänge, mir das erstens nichts nützen wird, und mir zweitens dann erst recht Hindernisse in den Weg gestellt werden dürften. Das ist aber, wie gesagt, ganz ausgeschlossen, etwa von Volubilis aus die Tour in das innere Serhungebirge anzutreten. Denn die Straße dahin führt über die Stadt, die die heilige Moschee des Mulei Idris einschließt. Da aber diese Stätte die gefährlichste im ganzen Gebirge ist, so kann man die Festung nur nehmen, indem man von hinten herum kommt und nach Möglichkeit versucht, sich beim Abstieg um Mulei Idris herumzudrücken. Ich bin einerseits niedergeschlagen, andererseits empört über diese Enttäuschung. Aber bald gewinnt guter Mut die Oberhand, und somit heißt es denn auf eigene Gefahr handeln und die Treulosigkeit, die mir gespielt wurde, mag sie liegen auf welcher Seite sie will, durch List in ihren Wirkungen zu neutralisieren. Bereits unterwegs habe ich aus der Unterhaltung mit meinen beiden Soldaten gesehen, daß zwischen ihnen eine gewisse Rivalität besteht, die sich natürlich nur auf die von mir erwarteten Trinkgelder bezieht. Somit behandle ich denn zunächst die für mich so

schmerzhafte Entdeckung äußerlich durchaus ruhig und marschiere ein Stück in der ursprünglichen Richtung weiter. Doch nehme ich mir den Dolmetscher auf die eine und den jüngeren der beiden Kaids, nicht den alten Serhuni, sondern den Schrarda, der an sich für das Serhungebiet unverantwortlich ist, auf die andere Seite. Ich lasse ihm von meinem Dolmetscher ein blankes Durostück in die Hand drücken, das zunächst die Wirkung ausübt, daß sich das narbige Gesicht meines Schrarda wie Sonnenlicht aufhellt. Dann wird der Dolmetscher auf ihn gehetzt. Er soll ihm auseinandersetzen, da wäre doch gar nichts weiter dabei, wenn wir nun einfach auf den Serhun losmarschierten. Dem Kaid liegt natürlich daran, den ersten Erfolg auszunutzen. Die Hoffnung auf weitere blanke Duros macht ihn gefügig, zumal der Dolmetscher geflissentlich auf den alten Serhuni ihm gegenüber schimpft und ihm ausdrücklich klar macht, dieser bekäme keinen blanken Duro von mir, weil er ein solcher Feigling wäre. Der Makhasni zeigt sich auch den Vorschlägen jetzt durchaus nicht mehr abgeneigt. Bereits fängt er an, den Alten zu hänseln. Er bleibt ein Stück zurück und jagt dann plötzlich in toller Fantasia von hinten an dem Alten vorbei. Dieser reitet ein sehr nervöses Pferd, das nun kaum mehr zu bändigen ist. Dann geht die Ulkerei weiter. Der Schrarda hänselt den alten Serhuni, er wäre ein ganz schlapper Kerl, und er, der Schrarda, wenn er die Verantwortung für den Serhun hätte, er wollte mich überall hinführen, ohne daß mir, so lange er dabei wäre, auch nur ein Härchen gekrümmt würde, und wenn ich wollte, dann wolle er mich auch jetzt im Serhun führen, wohin ich es wünschte. Der Alte streitet sich nun eine Weile mit seinem jüngeren Kameraden herum. Während die beiden noch im besten Zanken sind, befestige ich gelassen meine Uhr am Lederarmband, binde mir an zwei Enden eines Bindfadens Notizbuch und Bleistift fest, stecke meinen Kompaß in die linke Brusttasche und notiere in aller Gelassenheit in mein Notizbuch: „2 Uhr 5 Min. am Rande des Hochplateaus von der Richtung der Fischerschen Route beim ersten ‚n' in ‚Tonboden' ab nach SW 60 W. Grassteppe, geringe Steigung [1])". Damit lenke ich mein Pferd, einem

[1]) Die hier verzeichneten Kompaßpeilungen sind sämtlich magnetisch. Bei der Kartenzeichnung ist eine durchschnittliche örtliche Mißweisung von 16 Grad

schmalen Pfade folgend, nach links ab in der Richtung auf die Berge zu. Meine Leute mit den Tieren folgen ohne weiteres. Die beiden Kaids, die währenddessen in der ursprünglichen Richtung vorausgeritten sind, sprengen, als sie sehen, daß ich die andere Route einschlage, quer über die Halde. An die Spitze des Zuges setzt sich der unverantwortliche Schrarda, der Kaid Buschda, der, wie es scheint, ein ganz mutiger Bursche ist, wenn man seinem Mut gelegentlich mit einem Silberlinge zu Hilfe kommt, und zögernd folgt der Karawane der verantwortliche Alte, der ein über das andere Mal jammert, was wir Schlimmes täten, und abwechselnd Mulei Idris den Jüngeren und Mulei Idris den Älteren anruft, dessen Grab und Heiligtum inmitten des Serhungebirges wir durch unser Erscheinen zu entweihen uns anschicken. Er erfleht die Nachsicht der Heiligen für das Unternehmen, an dem er ohne seinen Willen teilzunehmen gezwungen wird, und das ziemlich treffend beleuchtet wird durch eine Bemerkung des Grafen Pfeil, in der es heißt, das Eindringen in das Gebirge dürfte ein nicht ganz rätliches Unternehmen sein. Die Bewohner des Gebirgslandes seien äußerst unabhängiger Natur. Wollten sie doch selbst dem Sultan kaum eine Oberherrschaft über sie zugestehen. Nur zu oft unterließen sie die Abführung der fälligen Steuern, die der Pascha dann nur unter den größten Schwierigkeiten und unter allerhand Kunstkniffen einzuziehen imstande sei. Noch ein anderer Umstand erhöhe die Unzugänglichkeit des Gebirges. Graf Pfeil meint die Tatsache, daß das Serhungebirge das Grabmal des Mulei Idris birgt. Das Heiligtum sei noch heute Gegenstand höchster Verehrung, und der Zugang den räudigen Christen aufs strengste untersagt. Es könne aber dem wißbegierigen Forscher selbst ohne seinen Willen passieren, daß er, von einem Gipfel herabsteigend, keinen anderen Weg finden könne, als den zum Heiligtum. Dieses wäre dann ohne Frage entheiligt. Der Reisende aber dürfte alsbald dahin entsandt werden, wo er dem Heiligen dauernd Gesellschaft zu leisten in der Lage wäre. Da mir

---

angenommen worden. Die hier mitgeteilten Richtungen wären also durchweg um die Differenz von 16 Grad zu korrigieren, wenn sie auf die Karte angewendet werden sollen.

an dieser letzteren Aussicht, aufrichtig gesagt, wenig gelegen ist, so heißt es also um so mehr vorsichtig sein, als meine Schützer nicht ganz zuverlässig sind und ihre Entschließungen nach dem blanken Duro richten. In kluger Politik habe ich übrigens nicht unterlassen, unbemerkt einmal zurückzubleiben und dem alten Makhasni ebenfalls einen Duro in die Hand zu drücken, um ihn wenigstens einigermaßen über den Streich, den wir ihm gespielt haben, zu trösten. Unser Weg geht nun vorwaltend über Bänke von festem Kalkstein hin, die durch kleine, jetzt trocken liegende Bächlein leicht gegliedert sind. Wir erreichen alsbald den Duar El Aubad, der aus etwa 30 Lehmhütten und Kamelhaarzelten besteht. Das Ackerland ringsum ist mit grüner Saat bestanden. Wir befinden uns jetzt am WSW-Rand des Hochplateaus und steigen über den Kopf der fast wagerecht und ungestört lagernden obersten Kalksteinschicht hinweg, um mit einem etwa 15 % durchschnittlich betragenden Falle hinunterzusteigen zu dem tiefen Graben des Mekkes. Unter der obersten Kalksteinschicht entspringt eine kleine Quelle, die Quelle des Uad Mghela[1]), der sich offenbar mit dem am Nsala Djebub vorbeifließenden Salzbächlein vereinigt, um zum Mekkes zu fließen. Nach kurzer Zeit befinden wir uns an einem zweiten kleinen Flüßchen, dem Uad Kana, dem wir zunächst folgen, um ihn alsbald zu überschreiten. Von rechts her leuchtet ein weißes Haus zu uns herüber, der Mittelpunkt eines auf einem kleinen Hügel gelegenen Duar, der ungefähr auch den einen der beiden Mittelpunkte einer ovalen, durch die zum Mekkes abfließenden Gewässer gewaschenen Talsenkung darstellt. Der Hügel, auf dem das Dorf liegt, besteht aus festerem Gestein. Er ist fast rings von kleinen Gewässern umflossen und wird durch diese aus dem Plateau immer mehr herauspräpariert. Infolge des Wasserreichtums liegen hier saftige Wiesen, auf denen zahlreiche Pferde- und Rinderherden weiden. Der Talkessel macht geradezu den Eindruck eines Quellenhorizontes. Übrigens muß

[1]) Der Name dieses Flusses (besser Uad Mghila) gibt nach Prof. Schnell einen außerordentlich wertvollen Fingerzeig, wo die nach Leo Africanus (Ausgabe vom Jahre 1632, S. 383—84) von den Römern gebaute Stadt Magilla zu suchen ist. Die Annahmen Tissots und anderer würden auf diese Weise berichtigt werden.

diese Gegend der Ort sein, auf dem die Archäologen eine alte römische Stadt annehmen. In der Tat finde ich alsbald ein Ruinenfeld, von dem allerdings sich nicht ohne weiteres behaupten läßt, daß es aus der römischen Zeit stamme. Im Volksmunde heißt dieser Ort Fas el Bali, also das alte Fas, angeblich gleichfalls ein Versuch Mulei Idris des Jüngeren zur Städtegründung, die nach arabischer Überlieferung indessen wieder aufgegeben sein soll. Doch nennt die Legende die Gründe dafür nicht, und sie würde keineswegs der Annahme widersprechen, daß es sich hier um wesentlich ältere Ruinen handelt. Derartige Bezeichnungen besitzen in Marokko überhaupt nur sehr geringen Wert. Um zu den Ruinen zu gelangen, überschreiten wir zunächst einen starken, hier in vier Armen über das Geröll hinfließenden Fluß, der von OSO. kommt und zum Mekkes fließt. Wie ich später feststelle, ergießt er sich mittels eines auf mehr denn 100 m Höhe zu schätzenden Wasserfalls zum Mekkestal hinunter. Ich verfolge den Fluß stromaufwärts. Solange er seine Wasser nicht teilt, ist er 5—6 m breit. In der Mitte des Flusses steht ein altes Bauwerk, ein Brückenrest oder eine ehemalige Wasserstaue, und auf dem jenseitigen (dem rechten) Ufer, etwa 50 m vom Wasser entfernt, befindet sich ein alter Turm auf horizontal lagernden Kalksteinschichten, in die das Flußbett eingegraben ist. Der Turm steht nur noch als eine der Länge nach geborstene Ruine und wird, da die eine Seite abgebrochen ist, auch „Halber Turm" (Es Sumaa el Megerdja) genannt. Der Fluß, der an dieser Stelle Uad ben Kassa genannt wird, kommt nach den Angaben meiner Leute aus dem Lande der Beni Mtir. Der Name „Kassa" ist insofern leicht erklärt, als er der Name einer Kabyle ist, die oberhalb dieser Stelle zwei oder drei Duars bewohnt[1]).

[1]) Der Uad ben Kassa ist, wie Herr Professor Dr. Schnell auf Grund seiner Vergleichungen feststellt, identisch mit dem bei Fischer zwischen Uad Rdja und Uad Meheduma namenlos verzeichneten Fluß, der bei de la Martinière Uad ben Hazza, bei Freiherr von Oppenheim (Manuskript) Uad ben Kassa, auf Graf von Pfeils Karte Uad Bl. Kassa heißt. Er ist kein selbständiger Zufluß des Uad Meheduma, wie bei Fischer angedeutet wird, sondern vereinigt sich mit dem Uad Rdja, den er namenlos macht. An den Unterlauf des Uad Rdja legen die Geologen des Mittelalters die alte Stadt Beni Basil, die zu

Mittlerweile haben wir uns im Bogen um das schon erwähnte weiße Haus herumbewegt, das die Kaidwohnung des Asib el Khiaita Fimrila ist. Jetzt bleibt das Haus, das eine gute Wegmarke abgibt, zu unserer Rechten. Bei einem Heiligtum, einer traurigen Lehmhütte, die von einem Baume beschattet wird haben wir die obere Schicht der Hochebene wieder erreicht, von der wir bis zu dem Niveau des Flusses hinuntersteigen mußten, und nun beginnt ziemlich steil der Abfall zum Mekkestale. Es geht zunächst über mehrere Höhenrücken hinweg, die ihre Entstehung zweifellos dem herabfließenden Regenwasser verdanken. Die durch das Wasser angeschnittenen Schichten lagern an dieser Stelle ebenfalls wagerecht. Wir dringen nun zur Sohle der vom Grafen Pfeil untersuchten Kalkdecke und sehen diese Kalkschicht rechts von uns in einem schroff nach Westen hin gerichteten Steilabfall anstehen, über den sich mittels des erwähnten Wasserfalls der Uad ben Kassa zum Tale ergießt. Hier bildet er dann mit dem von uns später zu überschreitenden Uad Mehebuma den Mekkes. Der Wasserfall des Uad ben Kassa (über 100 m) und der des Uad Mehebuma (nach Fischer 100 m, nach Graf von Pfeil 150 m) geben die Tiefe der Erosionsfurche an, in der der Mekkes bezw. sein Oberlauf, der Mehebuma, den Ostfluß des Djebel Serhun bloßgelegt hat. In Windungen, doch vorwiegend in westlicher Richtung, bewegen wir uns auf Ackerland, Mergel- und Lehmboden vorbei an dem Duar el M'haia, der links über uns liegt, zum Ufer des Uad Mehebuma. Dieser entspringt aus der Quelle Ain el Amßaddar, wie meine Leute behaupten, am Fuße der

Anfang des 15. Jahrhunderts zerstört wurde (Leo Africanus, Ausgabe vom Jahre 1632, S. 272). In neuerer Zeit wurden die Ruinen am Uad ben Kassa, in deren Nähe sich auch eine Anzahl Dolmen findet, von de la Martinière besucht. (Vergl. Morocco, S. 361/62.) Die Bezeichnung der Ruinen als „Fas el Bali" im Munde der Umwohnenden ist kaum ernst zu nehmen, da sie auch in anderen Gegenden Nord-Marokkos, z. B. für Ruinen am Uad Uargha, auftritt. (Braithwaite, The History of the Revolutions etc., London 1729, S. 137; de la Martinière, Morocco, Kartenblatt 3.) Immerhin könnten die Baureste am Uad ben Kassa wegen ihrer Lage zwischen der Stadt Serhun, dem alten Ualili und dem heutigen Fas jene Bezeichnung mit mehr Recht beanspruchen. (Vergl. Roudh el-Khartas, Histoire des Souverains du Maghreb et annales de la ville de Fas, Paris 1860, S. 31/32.)

Berge von Siſru, wo auch der zweite Quellfluß des Uad Mekkes, der Uad Djebida, herkommen ſoll. Beide Flüſſe haben ſich an dieſer Stelle bereits vereinigt.

* * *

Hier beginnt nun der eigentliche Aufſtieg zum Serhun-Gebirge. Wir ſind heruntergeſtiegen von einer Hochebene, die ungeſtörte, meiſt wagerechte, nur hin und wieder kaum merklich gefaltete Schichten aufweiſt und nur durch Eroſion und Denudation gegliedert iſt. Die tiefſte Einſchnittsfurche wird herbeigeführt vom Mekkes. Wenn auch dieſer hier ſeinen Namen „Mekkes“ noch



Berbergehöft im Serhun.

nicht führt, ſo iſt doch kein Zweifel, daß der Uad Mehebuma gegenüber dem Uad ben Kaſſa als Quellfluß des Mekkes angeſprochen werden muß, vielmehr als deſſen Oberlauf, ſchon weil ſeine Rinne erheblich tiefer liegt, als die des Uad ben Kaſſa. Auch der Uad Djebida kann nur als Nebenfluß des Uad Mehebuma angeſehen werden, was auch ſchon daraus hervorgehen dürfte, daß der Mehebuma auch nach ſeiner Vereinigung mit dem Uad Djebida im Munde der Eingeborenen noch ſeinen Namen beibehalten hat, wie an der Stelle konſtatiert werden konnte, an der ich den Fluß überſchritt. Vorwaltende Richtung des Flußlaufes war an der Übergangsſtelle NO., doch biegt der Fluß bald in einer ſcharfen Kurve nach NW. aus, um ein Flüßchen von links aufzunehmen.

Jenseits beginnt nun ein sehr steiler Aufstieg auf eine schroff nach Norden abfallende Muschelkalkbank und dann auf ein Plateau von festem Kalkstein hinauf. Eine kleine Quelle entspringt am Wege. In der Nähe stehen zwei alte Bäume, auffallend wegen der allgemeinen Baumlosigkeit, darunter eine Lehmhütte — ein Heiligtum.

Um 4 Uhr 20 Min. treffen wir bei der Zeltlagerstelle des Duar Skhunat ein. Das Dorf liegt auf einer kleinen, nach allen Seiten, außer nach Süden, abfallenden Terrasse, und zwar dem langen Tal vorgelagert, das sich von dem Paß zwischen den beiden Serhun-Kegeln, Djebel Kanusa und Djebel Ait Ssidi H'ssein, hinunterlehnt.

* * *

Der Duar Skhunat ist bewohnt von Berbern, die sich selbst als solche bezeichnen. Wir sind bereits im Begriff, auf dem bei dem Dorfe befindlichen Platz unser Zelt aufzuschlagen. Mittlerweile ist der Kaid Buschda in das Dorf gegangen und wird dort zufällig begrüßt durch einen Bekannten, der hier seinen Dar, sein Haus, besitzt. Dieser lädt uns allesamt ein, in seinem Gehöft zu wohnen. Der erste Empfang im Djebel Serhun ist also nicht so schlimm, wie wir es uns vorgestellt haben. Wir nehmen die Einladung auch gern an. Denn auf der Plateauecke, wo unser Zelt stehen sollte, weht ein scharfer Wind. Somit ziehen wir hinein in das Gehöft. Dieses besteht aus einem einstöckigen, aus Kopfsteinen gebauten Haus, das erste Mal, daß wir einen derartigen Steinbau näher kennen lernen, der charakteristisch ist für die Berbergebiete. Der Hof ist annähernd quadratisch. Das Haus steht in einer Ecke des Quadrats, und zwar besteht es aus zwei rechtwinklig aneinandergesetzten Flügeln, die je aus einem Raum bestehen, der zu ebener Erde liegt, dessen Fußboden aus Lehm gestampft ist, und zu dem man durch eine Holztür ohne weiteres von draußen hineintritt. Der eine Raum, der sonst dem Hausherrn und der männlichen Bewohnerschaft des Hauses als Aufenthaltsort dient, wird uns zur Verfügung gestellt, während die Frauen in dem anderen Raume untergebracht sind, wo sich auch die Feuerstätte und die Handmühle befindet, die in keinem

derartigen Hause fehlt. Auf dem Dach des Hauses hat ein Storch sein Nest aufgeschlagen. Er ist so zahm, daß er nicht wegfliegt, als die ausländische Karawane in den Hof hineinzieht, sondern gelassen auf einem Beine steht und mit dem Schnabel klappert. Das Steingebäude ist mit einem Strohdach gedeckt, das zugleich die Decke des Innenraumes bildet. Außer diesem Hause steht auf dem Hofe noch ein großes Ziegenhaarzelt. Es dient als Wirtschaftsgebäude. Darunter stehen die Pflüge und Tröge. Der



Kindertypen aus dem Serhun.

andere Teil des Hofes wird eingenommen von einem großen Misthaufen, sowie von dem Platz, auf dem während der Nacht die Herden, die gegenwärtig noch draußen weiden, lagern. Das Ganze ist umgeben von einem Dornenwall, dessen Eingang in der üblichen Weise nachts ebenfalls mit Dornen verstopft wird. Unsere Gastfreunde bezeugen uns große Liebenswürdigkeit. Sie putzen das Gemach, in das ich einquartiert werde, schön sauber. Ich habe ja jetzt zur Freude von Hadj Hussein und Buschma einen „Esel," den mir Herr Löhr geliehen hat, und dieser braucht

bloß aufgeklappt zu werden, dann ist das Bett fertig. Infolgedessen benutze ich meine eigene Erfindung nur noch in Gestalt des Tisches. Dieser wird draußen aufgeschlagen. Die Hauswand schützt uns einigermaßen vor Wind, und während die Leute braten und backen, überlese ich meine Notizen des Tages und stelle sie bereit, um die tägliche Durchsicht, Korrektur und Übertragung vorzunehmen. Vorerst aber besuche ich noch einen interessanten, hinter dem Dorfe gelegenen Ort, wo sich drei heiße Quellen befinden. Ich versehe mich mit Handtuch, Seife und sonstigen Zutaten, da ich beabsichtige, in einer der Quellen den Staub des Tages herunterzubaden. Dann wandern wir gemeinsam, voran der Kaid Buschda mit der Flinte, dann der Dolmetscher, der Wirt und sein Sohn, nach einem kleinen Talkessel, aus dem das kleine Bächlein herauskommt, das, wie schon erwähnt, hinunterfließt zum Uad Meheduma. Nach wenigen Minuten sind wir in einem richtigen Talkessel, der umgeben ist von niedrigen Rändern. In diesem Talkessel befinden sich drei trichterförmige Wassertümpel, deren Abfluß eben jener kleine Bach ist. Der größte der Trichter soll der tiefste sein. Er wird streng von den Dorfbewohnern gemieden, denn er gilt als ein verrufenes Wasser. Der Sage nach soll hier einmal ein Hochzeitszug vorbeigezogen sein. Das Kamel, auf dem die Braut saß, stürzte in den Quellentrichter hinein, und Kamel nebst Reiterin sah man niemals wieder. Auch noch eine zweite Sage wird erzählt. Es soll einst ein Heiliger hierher gepilgert sein, den der Durst geplagt hat. Er soll dann, wie einst Moses, an den Stein geklopft haben, und die Quellen sind geflossen. Offenbar passierte die Geschichte zu einer Zeit, da der Uad Mehednma noch nicht existierte, denn sonst hätte es der Heilige einfacher gehabt, 5 Minuten weiterzugehen und aus dem Flusse zu trinken. Die Quelle, die ich mir zum Baden aussuche, ist die mittlere. Leider verfüge ich über kein Thermometer; aber ich schätze die Temperatur auf etwa 26 Grad Reaumur. In der Tat eine wundervolle Erfrischung, nach heißem Tage am kühlen Abend in einem warmen Bad herumschwimmen zu können! Die Leute warnen mich aber ängstlich, daß ich nicht über den eigentlichen Trichter hinwegschwimmen soll. Ich bade daher nur in dem erweiterten Trichterbecken, fühle jedoch die Ränder des

Trichters ab, die plötzlich steil nach unten abfallen. Über dem Trichter selbst findet ein lebhafter Auftrieb statt, ebenso Gasentwicklung, die sich in andauerndem Aufsprühen von vermutlich Kohlensäurebläschen äußert. Die Warnungen der Eingeborenen ließen vielleicht auf eine intermittierende einsaugende Tätigkeit des Trichters schließen. Ich habe diese jedoch nicht vorgefunden, sondern ausschließlich eine Auftriebstätigkeit feststellen können. Auch diese Quelle, d. h. ihr Trichter, gilt bei den Eingeborenen als verrufen. Es soll von ihm schon mancher unvorsichtige Badende verschlungen worden sein. Ich kann mir diese Mitteilungen nur in der Weise erklären, daß vielleicht die starke Kohlensäureentwicklung über dem eigentlichen Quellentrichter dem Badenden den Atem benommen hat, und daß er, der Erstickung nahe, seiner Kräfte nicht mehr mächtig war und ertrunken ist. Jedenfalls hätte es keinen Zweck, persönlich die Richtigkeit dieser Theorie auszuprobieren. Daß Neugier auch bei den Berbern heimisch ist, das beweisen mir die zahlreichen Köpfe, die über die Ränder der kleinen Talmulde hinweglugen und auf allerhand Zaungäste aus dem Dorfe schließen lassen. Über die Tiefe der Quelle kann ich nichts sagen. Ich notiere nur, daß die Eingeborenen gelegentlich 384 arabische Ellen gelotet haben wollen, ohne den Grund zu erreichen. Der Faden langte nicht mehr. Allerdings kann ich nicht sagen, wie lang eine arabische Elle ist. Bereits mit Einbruch der Dunkelheit kehre ich in das Dorf zurück. Die Frauen des Hauses sind mittlerweile sehr fleißig gewesen.



Berberfrau mit Wasserkrug.

Man hat schnell frische Schafbutter hergestellt und Brotkuchen gebacken. Nun steht beides bereit, und es ist in der Tat ein Genuß, den frischen Brotteig in die milde Schafbutter zu drücken, während dazu als erstes eine Tasse frischbereiteter Kaffee genossen wird. Der schwedische Petroleumkocher surrt und schnurrt. Auch gibt es frische Milch und Eier, und bald ist auch das Omelett fertig, das mitsamt Brot und Schafbutter den ersten Hunger stillt. Aber auch sonstige Genüsse harren unserer noch. Die Frauen drehen nämlich in der Hütte fleißig an Graupen, die mit Hammelfleisch zusammen Kußkussu abgeben sollen. Indessen müssen wir auf dieses Gericht noch eine Stunde warten; so lange dauert es mindestens noch, bis es gar ist. Infolgedessen benutze ich die Zeit, um mit den Einwohnern des Dorfes schnell noch einmal die Aufzeichnungen des heutigen Tages durchzugehen. Ich befrage sie über jeden einzelnen Namen, den ich aufgeschrieben habe, und korrigiere mit ihrer Hilfe noch manches an ihnen herum. Auch vergegenwärtige ich mir nochmals genauestens die Situation auf der Karte und studiere wiederholt das Wissenswerte über den Serhun, um es mir stets gegenwärtig zu halten, damit ich Anhaltepunkte habe für die Aufnahmen unterwegs und für die eigenen Beobachtungen. Meine Stalllaterne ist natürlich längst von Buschma zerschlagen worden. Infolgedessen helfe ich mir in der Weise, daß ich ein Stearinlicht auf den Tisch stelle und nach der Windseite ein Buch aufgeschlagen davor setze. Nun brennt die Flamme ruhig, und ich kann ungestört die Bleistiftnotizen des Tages mit Tinte umschreiben und sie ergänzen, soweit das bereits jetzt möglich und nötig ist.

* * *

Der Kußkussu ist gegessen, und Hadj Hussein hat sich des Langen und Breiten mit den Leuten des Dorfes unterhalten. Sie haben auch nach unserer Reise gefragt, und nun nähert sich mir Hadj Hussein geheimnisvoll und behauptet, er hätte mit mir etwas sehr Wichtiges zu besprechen. Er hat mir mitzuteilen, daß es nun leider doch unmöglich sein würde, von dieser Seite aus den Serhun zu besteigen. Denn hier im Dorfe hätten wir Glück gehabt, gerade einen Gastfreund unseres mutigen Makhasni zu

finden. Aber auf den Bergen wohnten nur unabhängige Berber, bösartige Menschen, die miteinander im ständigen Krieg lägen, und selbst wenn unsere Sultansbriefe in diese Gegend gelautet hätten, so würde doch sicherlich niemand ihnen irgend welche Beachtung schenken. Denn die Leute oben auf den Bergen erkennten den Sultan nicht als ihren Herrn an. Er hätte sich auch bereits mit den Dorfbewohnern, die uns doch sicherlich nur Gutes wollten, besprochen, und es sei ganz ausgeschlossen, daß wir von hier aus direkt hinaufritten auf das Gebirge. Ich möchte vielmehr nur getrost im Mekkestale um das Gebirge herumziehen, und wir wollten versuchen, von Beni Amar aus in die Berge einzudringen. Dort hätten wir doch wenigstens auch die beiden Makhasnis ohne weiteres auf unserer Seite. Allerdings zweifle er, daß überhaupt unter diesen Umständen die Reise auszuführen sei. Ich versuche seine Bedenken zu zerstreuen und bin, als das nicht möglich ist, anfangs der Meinung, auch der Dolmetscher sei trinkgeldgierig geworden und beabsichtige, mir nur deshalb vor der Weiterreise Angst zu machen, um sich den späteren Trost eventuell durch ein größeres Geldgeschenk von mir bezahlen zu lassen.

Daß der Dolmetscher umfällt, ist für mich außerordentlich peinlich. Denn ich bin schließlich von ihm abhängig und gänzlich aufgeworfen, wenn er nicht mehr willig ist, meinen Befehlen mit dem notwendigen Nachdruck Geltung zu verschaffen. Bis zu einem gewissen Grade ist ja in der Tat der Dolmetscher der Kommandierende der einheimischen Begleitung, und von seiner Energie hängt beinahe alles ab. Ich biete ihm daher zunächst eine Belohnung an, wenn er konsequent bleiben und die Leute überreden würde, mit mir weiter zu reiten. Aber meine Kalkulation ist falsch. Er meint: „Sie können mir noch so viel bieten, ich könnte Sie nicht führen.“ In der Tat befinde ich mich in einer im höchsten Grade peinlichen Situation. Ich stehe jetzt trotz des Schnippchens, das ich heute den Makhasnis gespielt habe, vor dem Augenblick der Entscheidung, entweder das Ganze aufzugeben oder das Ganze zu wagen. An solchen Momenten hängt in der Tat bisweilen der ganze Erfolg einer Reise. Bin ich nun aber so weit gekommen, so will ich mir wenigstens später

nicht den Vorwurf machen, inkonsequent gewesen zu sein. Somit entschließe ich mich dafür, das Ganze zu wagen. Ich schicke daher die Leute zunächst schlafen. Die beiden Makhasnis und meine Araber haben sich bereits unter dem vorstehenden Strohdach des Hauses neben den männlichen Bewohnern des Gehöfts ihre Schlafstätten zurechtgemacht, und es fällt ihnen auch nicht schwer, einzuschlafen. Denn sie haben sich, da die Gastfreundschaft außerordentlich reichlich gewährt wurde, den Magen vollgeschlagen, wie sie es immer tun, wenn ihnen erlaubt wird, zu essen, so viel sie wollen, und außerdem erscheint es so, als hätte die Erklärung des Dolmetschers genügt, um mich nun doch noch zu veranlassen, von der gefahrvollen Reise in letzter Minute zurückzutreten. In diesem Bewußtsein, wieder einmal einer großen Gefahr entgangen zu sein, schnarchen sie denn auch bald und schlafen den Schlaf des mit klitschigem Brot und Schafbutter bis oben hin ausgefüllten marokkanischen Magens. Ich sitze noch und mache meine Notizen. Dann lege auch ich mich schlafen. Es ist kein angenehmes Gefühl, mit dem ich heute mich niederlege. Der Verdruß und das Ungeziefer läßt mich nicht schlafen, und in meinem Traumzustand überlege ich mir, wie ich morgen meinen Willen meinen sämtlichen Leuten gegenüber, einschließlich des Dolmetschers, durchsetzen werde.

* * *

26. März.

Es ist Tagesanbruch und kurz nach 6 Uhr, als ich mich von meinem Lager erhebe, mich schnell ankleide und dann mit wildem Schreien und Schimpfen unter die Schläfer fahre, bei denen das Übermaß der Nahrung eine ähnliche Wirkung auszuüben scheint, wie bei unsereinem eine kräftige Waldmeisterbowle am Abend zuvor. Jedenfalls taumeln sie, als sie sich erhoben haben, ziemlich energielos hin und her. Es ist in der Tat nicht angenehm, in dieser polternden Weise vom Herrn aufgeweckt zu werden und sich von ihm gleich in frühester Morgenstunde anfahren und ausschelten zu lassen. Ich spiele heute morgen sozusagen den wilden Mann. Ich schimpfe und schreie absichtlich über jede Kleinigkeit. Lappalien, die ich sonst ohne weiteres hätte durch-

gehen lassen, werden zu großen Ereignissen aufgebauscht. Da ist auch kein einziger, der nicht seinen gehörigen Wischer bekäme, weil er irgend etwas versehen hat oder nicht ordentlich macht. Am meisten bestürzt ist Buschma, der sich sonst stets meiner besonderen Zuneigung erfreut hat, und der mir auch gern als Zielscheibe gutmütiger Hänseleien diente. Schließlich weiß er gar nicht mehr, was er machen soll, sondern steht da wie ein einfältiger Pinsel und kratzt sich unter dem Turbantuch. Hadj Hussein behält noch am meisten den Kopf oben. Er will mir mit Vernunftsgründen beikommen. Ich bin aber heute für diese vollständig unzugänglich und weise ihn barsch ab, indem ich ihm sage, er hätte den Mund zu halten und das zu tun, was ich ihm beföhle. Auch die beiden Kaids sind einigermaßen überrascht und greifen von selbst fest zu beim Aufpacken und Satteln, während die armen Wirtsleute gar nicht wissen, was eigentlich für ein Teufel in mich gefahren ist, der ich gestern abend noch so freundlich gestimmt war. Indessen sehen sie die Sache bald etwas ruhiger an, als ich nach marokkanischer Sitte dem jüngsten Kinde als Gastgeschenk einen harten, blanken Duro in die Hand drücke, und das kleine Baby damit triumphierend zu den Eltern läuft. Nun bedanken sie sich mit vielen Kratzfüßen. Währenddessen ist alles gesattelt und gepackt. Die Karawane steht abmarschbereit auf dem Hofe, und die Makhasnis schwingen sich bereits zu Pferde. Ich lasse sie noch einen Augenblick warten und rufe mir den Dolmetscher. Dann frage ich ihn: „Sie weigern sich also, mich weiter dahin zu führen, wohin ich es wünsche?“ Er wiederholt, er könne es nicht verantworten, daß er mich, wie meine Absicht sei, auf das Gebirge hinaufführe. Das sei zu gefährlich, und Allah und die Heiligen würden ihn noch besonders strafen. Daraufhin steige ich zu Pferde, und die Karawane setzt sich in Bewegung. Als wir aus dem Dornengehege heraus sind, rufe ich dem Dolmetscher zu, er soll mich auf dem direkten Weg nach Fas führen. Daraufhin herrscht einige Bestürzung. Er fragt mich, warum denn nach Fas, wo wir eben herkämen. Ich hätte doch gesagt, ich wollte nach der Küste reisen und von dort hinauf nach Tanger. Ich antworte ihm: „Wir reiten deshalb nach Fas zurück, weil ich mir dort in der Mellah einen Juden an Ihrer Stelle als

Dolmetscher engagieren will, da Sie mir den Gehorsam verweigern." Hadj Hussein wußte im ersten Augenblick nicht, was er sagen sollte. Denn oft genug hatte auch er mir zu verstehen gegeben, wie sehr er als frommer Moslem die Juden verachte. Dann braust er auf und sagt: „Sie haben mich als Dolmetscher für die ganze Reise engagiert, und ich dulde keinen Juden noch neben mir!" Ich antworte ihm gelassen: „Gewiß habe ich Sie als Dolmetscher für die ganze Reise engagiert. Wenn Sie mir aber den Gehorsam verweigern, bin ich gezwungen, mir einen anderen Dolmetscher zu nehmen. Ich entlasse Sie daher auf der Stelle, will Ihnen indessen erlauben, mit der Karawane zusammen zur Küste zu wandern. Dort werden Sie Ihr Dampferbillet bekommen, und dann können Sie zurückreisen nach Tanger. Aber der Jude ist dann mein Dolmetscher, und Sie haben überhaupt nichts mehr zu sagen. Also vorwärts nach Fas!" Er trifft noch keine Anstalten, den Leuten den Befehl mitzuteilen. Ich schreie ihn also an, er soll den Makhasnis übersetzen, daß es nach Fas zurückgeht. Hadj Hussein tut es aber nicht, sondern tritt an mich heran, küßt mir das Knie und sagt: „Herr, ich führe Sie, wohin Sie wollen, und wenn der heilige Mulei Idris gleich einen Fels vom Berge auf mich wirft. Wie können Sie mir das antun, daß Sie mir drohen, an meiner Stelle einen Juden zu engagieren?" Ich sage daraufhin nichts weiter und bin dessen auch überhoben. Denn alsbald ist Hadj Hussein wieder derjenige, der sich als Herr der Situation fühlt und nun seine ganze Autorität seinen eigenen Landsleuten gegenüber einsetzt, als er ihnen erklärt, wir würden doch auf die Berge hinaufreiten. Ich kann es an den dummen Gesichtern sehen, die sie machen, als der Dolmetscher ihnen diese überraschende Wendung mitteilt. Sie widersprechen zwar, allerdings nur sehr vorsichtig. Schon aber wirft sich der Dolmetscher in die Brust und ergreift den Zügel des Maulesels von Ssidi Omar Brada und lenkt diesen auf den Weg zu den Bergen. Wie es sehr häufig ist, wenn Wille gegen Willen ausgespielt wird: der stärkere Wille siegt, und somit folgen auch die anderen schließlich ganz von selbst dem Dolmetscher und mir, die wir bereits im Begriff sind, um das letzte Haus des Dorfes herumzubiegen in der Richtung auf den Kanufa los. Es ist 3/4 9 Uhr,

als wir nun endlich aufbrechen. Der Weg führt zunächst in der Talsenkung hin, die an dem Paß zwischen den beiden höchsten Serhun-Bergen wurzelt. Alsdann geht es, in sanften Windungen leicht ansteigend, an der linken (südlichen) Lehne des Tales entlang, vorbei an Getreide- und Weideland. Die Talmulde besteht vorwiegend aus Mergelboden. Zeitweilig tritt aus der Mergelschicht Muschelkalk in Bänken zutage. Bald verlassen wir den Hang und den daran entlang ziehenden Weg, der zu zwei am Abhange des Kanufa liegenden Duars führt, und ziehen auf der Talsohle weiter. Nach etwa 20 Minuten überschreiten wir eine von links den Abhang hinunterziehende trockene Regenrinne. Der Hauptweg führt an der von uns verlassenen Lehne entlang in westlicher Richtung weiter. Bald beginnt der Weg steiler anzusteigen. Das Tal verbreitert sich zu einer Mulde, die sich später steil aufrichtend zwischen die beiden Gipfel Kanufa und Ait Ssidi H'ssein hinaufschiebt bis zu der Stelle, an der die beiden Bergrücken scheinbar zusammenwachsen. Die Schichten des Kanufa ragen unter, die des Ait Ssidi H'ssein über dieser Halde in die Höhe. Rechts neben uns läuft längs unserem Wege ein Flüßchen, etwa zwei Meter breit und etwa einen halben Meter tief in vielen Windungen in das die Halde bildende Gemisch von Geschotter und lehmig-tonigem Bindemittel eingeschnitten. Unser Weg führt über Schwarzerde, die mit Gerste und Weizen gut bestanden ist. Die sämtlichen Vorhügel bestehen, soweit erkennbar, aus tonigem Mergel. Die Schichten der Berge und Hügel zur Rechten lagern anscheinend ungestört. Die Schichten an der uns zugekehrten Seite des Kanufa sind nach SO. aufgerichtet. Nach Osten hin, also auf der uns halb zugekehrten Seite, sind sie ziemlich schroff abgebrochen, so daß ihre Lagerung an dieser (seitlichen) Bruchstelle ein annähernd senkrecht zu ihrer Fläche geschnittenes Profil ergibt. Das Dorf am Fuße des Berges vor uns rechts, des Djebel Ait Ssidi H'ssein, mit Namen Asib Ait Ssidi H'ssein, das wir schon am Tage vorher rechts aus bedeutender Höhe herunterlugen sahen, verschwindet hinter einer Vorhöhe. Im Westen erkennen wir die beiden Dörfer am Fuße des Kanufa, zu denen der Hauptweg vom Duar Skhunat aus, den wir verließen, hinführt. Nach ¾ Stunde überschreiten wir das

Flüßchen, dessen Name Uad Ait Ssidi H'ssein ist[1]). Nach steilem Aufstieg auf die nördliche Berglehne bewegen wir uns eine zeitlang auf der Höhe ihres Rückens, eines Ausläufers des Djebel Ait Ssidi H'ssein, der etwa NW.-SO. streicht. Der Weg führt an der obersten Partie der Berglehne entlang über Mergel. Gegen 10 Uhr überschreiten wir den von rechts herunterkommenden Uad Ait Ssidi H'ssein von neuem und befinden uns dann in einem kleinen Olivenhain. Es beginnt ein sehr steiler Aufstieg. Der Weg ist mit Steinen und wilden Feigen eingefaßt. Zahlreiche Herden weiden dort, namentlich von Ziegen, deren einige silberne Gehänge in den Ohren tragen. Diese Ziegen sind in ganz Marokko berühmt. Sie gelten als heilig, und man findet sie besonders häufig als Schoßtiere der Frauen. Rollstücke von Sandstein, Marmor, Muschelkalk und Quarz liegen umher.

Durch zahlreiche größere Bruchstücke, die vom Steilabfalle des Djebel Ait Ssidi H'ssein stammen, gelangen wir zum Dorfe gleichen Namens, dem Asib Ait Ssidi H'ssein, wo einst Rohlfs übernachtete, dessen Route ich hier kreuze. Das Dorf besteht nur aus Steinbauten: Hütten aus unbehauenen Feldsteinen mit Giebeln und Reisigdächern. Nur das Haus des Priesters zeigt städtische (arabische) Bauart, gerade Mauerlinien mit weißem Bewurf und flaches Dach. Das Dorf wird ausschließlich von Schürfa bewohnt, die sich selbst als „Berber" bezeichnen.

Hier beabsichtige ich nun mehrere Tage zu rasten, um die beiden höchsten Berge des Gebirges, zwischen denen es in der Mitte etwa 250—300 m unter ihren höchsten Spitzen liegt, zu ersteigen. Im Süden der Stelle, wo ich das Zelt aufschlage,

[1]) Dieser Fluß entspringt am Djebel Ait Ssidi H'ssein, und zwar am N.-Abhange. Seine Quelle ist annähernd unterhalb der höchsten Spitze des Ait Ssidi H'ssein zu suchen, und zwar in der Nähe des schon erwähnten römischen Kastells. Die Quelle läßt ihr Wasser zunächst in etwa ONO. weiterfließen in der Talform zwischen der den Djebel Ait Ssidi H'ssein bildenden Schicht und der sich darüber schiebenden nächsten nördlichen Schicht. Da, wo der Steilabfall des Djebel Ait Ssidi H'ssein im Osten zu Ende ist, windet sich dann das Abflußwasser der Quelle nach Süden hinunter zu dem Tale, in dem wir uns bewegen. Hier vereinigt es sich mit dem Uad Ssidi Abdallah ben Taasist, dessen Quelle unvergleichlich kräftiger und mit ihrem Wasser auch maßgebend ist für die Richtung des Erosionstales, in dem wir hinaufzogen.

erhebt sich der runde Rücken des Djebel Kanusa, während unser Dorf selbst direkt unterhalb des Steilabfalls des Djebel Ait Ssidi



Kiesse aus dem Ksib Ait Ssidi H'ssein.

H'ssein gelegen ist. Es ist allerdings noch zweifelhaft, welchen Empfang man mir bereiten wird. Wir wandeln ja hier auf verbotenen Wegen, und gerade vor den Dörfern auf den beiden

erwähnten heiligen Bergen hatte man meine Leute auf das Eindringlichste gewarnt. Ich schicke also den einen Soldaten mit den Sultansbriefen zu den Ältesten des Dorfes, während ich mittlerweile mit den zurückbleibenden Leuten auf der Lagerstelle das Zelt aufschlagen lasse.

Naturgemäß hat das Erscheinen eines Fremden an dieser Stätte Aufsehen erregt. Die Dorfältesten haben sich schon versammelt und bezeigen eine ganz auffallende Zurückhaltung. Nun wird erst der Priester gerufen, der lesen und schreiben kann, und er verliest denn auch bedächtig den ihm von dem alten Serhuni überreichten Sultansbrief. Wie es scheint, will es den Leuten absolut nicht einleuchten, daß der Weg nach Beni Amar, der in dem Sultansbriefe vorgeschrieben ist, durchaus über ihr Asib führen soll. Sie schicken daher den Soldaten zurück mit dem Auftrag, diesen Einwand aufzuklären. Ich lasse ihnen antworten, ich sei in der Tat auf der Reise nach Beni Amar begriffen. Wir hätten uns aber verlaufen und würden von hier aus auf dem ihnen ja bekannten Wege auch nach Beni Amar weiterreiten. Vorderhand aber bäten wir um die Gastfreundschaft des Dorfes. Es entspinnt sich nun eine Diskussion, an der sich jetzt auch der Kaid Buschda beteiligt, der sich bei den Schürfa durch einige schlechte Witze einführt. Wenigstens strampelt er bei seiner Erzählung mit den Armen und Beinen in der Luft herum und erregt bei den so bedächtigen Schürfa wahre Lachsalven. Mittlerweile haben wir in aller Eile bereits das Zelt aufgerichtet, und Hadj Hussein hat auch sofort meiner Anweisung gemäß den Petroleumkocher in Brand gesetzt. Während dieser Diskussion haben sich nach und nach auch die Ältesten des Dorfes genähert und sind an das Zelt herangekommen. Die Diskussion stockt, und sie betrachten sich neugierig den Petroleumapparat. Mit Erstaunen bemerken sie, wie plötzlich aus dem Eisen die Stichflamme herausschlägt. Diese Situation benutzt Hadj Hussein, um ihnen mit Aufgebot vieler Worte zu erzählen, wie die Stichflamme entsteht. Die Leute sehen neugierig zu, schwatzen und fragen und lassen sich das interessante Ding immer wieder neu erklären, weil sie es nicht verstanden haben. Über all dem kocht das Teewasser. Hadj Hussein bereitet in aller Gelassenheit, und

indem er die Dorfältesten andauernd durch sein Schwatzen unterhält, den Tee, und als dieser fertig ist, reicht er die gefüllten Teegläser den Ältesten, wie es marokkanische Sitte ist. Diese sind mittlerweile in das Zelt hineingekrochen und haben sich niedergehockt. Sie können sich immer noch nicht über den Petroleumapparat beruhigen und nehmen arglos die Teegläser in die Hand, woraufhin sich dann das übliche Glucksen und Schlürfen hören läßt. Plötzlich fährt einer der Schürfa mit einer erschreckten Bewegung auf und macht die anderen darauf aufmerksam, sie hätten ja bereits in meinem Zelte Tee angenommen, und damit sei die Gastfreundschaft, über die sie sich noch nicht schlüssig geworden wären, besiegelt. Somit bleibt ihnen nichts weiter übrig, als sich allgemeiner Heiterkeit zu erfreuen und mich nunmehr ohne weiteres einzuladen, in ihrem Asib als ihr Gastfreund zu wohnen. Sie ersuchen mich, in das Dorf hineinzukommen und bieten mir zur Wohnung eine Steinhütte an. Ich lehne aber, durch die Erfahrungen der vergangenen Nacht gewitzigt, ab. Denn trotz des Windes, der hier oben weht, ziehe ich mein reinliches Zeltlager im allgemeinen doch stets der Unterkunft in einer marokkanischen Hütte vor. Mittlerweile gehen wir an die Zubereitung des Mittagessens. Nachdem erreicht ist, daß wir über unsere Sicherheit beruhigt sein können, ist keine Zeit zu verlieren. Denn ich beabsichtige, den Nachmittag noch auszunutzen, um eine Exkursion zu unternehmen auf den am schwierigsten zugänglichen und heiligen Berge Kanufa.

* * *

Ich lasse die Ältesten des Dorfes bitten, mir aus ihrer Mitte einige Leute mitzugeben zur Führung und zum Schutz. Aber trotz der Gastfreundschaft sind sie dazu nicht zu bewegen. Denn sie liegen mit den beiden Dörfern, denen der Djebel Kanufa angehört, und denen speziell die Bewachung des Grabmals des Heiligen vom Berge, des Ssidi Abdallah ben Taasist obliegt, in beständiger Fehde. In der Tat finden wir bestätigt, was uns bereits im Duar Skhunat gesagt wurde, daß hier noch Krieg herrscht zwischen Dorf und Dorf. Die Leute aus dem Ait Ssidi H'ssein wagen es daher nicht, das Gebiet jener beiden Dörfer zu

betreten, und ich muß also mit meinen Leuten allein losziehen. Ich bin gefaßt darauf, daß diese Besteigung zu Verwickelungen



Berberhütte im Ksib Ait Ssidi H'ssein.

führen kann, und somit werden denn sämtliche verfügbaren Waffen mitgenommen. Hadj Hussein gibt seinen Revolver an Buschma ab und nimmt dafür den Hinterlader des alten Serhuni mit, der

wieder einmal vor Angst zittert und deshalb zurückgelassen wird als Wache bei dem Zelt und beim Gepäck. Allein begleitet von Hadj Hussein und Buschma, der mit Sack und Steinhacke ausgerüstet ist, und von dem mutigen Kaid Buschda, dessen Mut ich inzwischen wiederum mit einem Duro zu Hilfe gekommen bin, ziehe ich, bis an die Zähne bewaffnet los, und zwar geht es zunächst zwischen Gräbern und Votiv-Steinpyramiden steil den Hang hinab zum Tal des kleinen Flüßchens, das teils weiter oben aus der Hohlform, in der wir uns befinden, seine Wasser bezieht, in der Hauptsache aber gespeist wird aus einer Quelle, die da zutage tritt, wo die oberste hier wegradierte Kalkdecke des Gebirges dem Grundgebirge aufliegt. Es geht nun zunächst auf die beiden schon mehrfach erwähnten Dörfer am Fuße des Kanufa los. Sie gehören zusammen, das heißt sie verdanken wohl demselben Ansiedlungsakte ihren Ursprung und Namen als El Asib dar Dmana Dah't el Kanufa [1]).

[1]) Es ist dasselbe Dorf, in dem der französische Reisende Marquis de Segonzac, dessen Reisen übrigens zu jener Zeit noch nicht publiziert worden waren, und von denen ich erst nach meiner Rückkehr nach Europa Kenntnis erhalten habe, unerkannt als muhammedanischer Begleiter eines der Schürfa von Uasan gewohnt hat, die auch hier im Serhun große Besitzungen haben. Das Dorf heißt bei de Segonzac: Asib de Sidi abd Allah ben Tazist. Marquis de Segonzac hatte in dem Nsala Bu Kaschusch im Gebiete der El Ubaia übernachtet. Das Dorf liegt an dem Verbindungsrücken zwischen Djebel Serhun und Djebel Tselfat und ist von mir auf der Hinreise nach Fas passiert worden. Von hier aus stieg de Segonzac offenbar hinab zu dem Nsala Beni Amar, das auf der Talsohle zwischen dem Serhun und dem im Norden vorgelagerten Salzgebirge liegt, und von da aus zu den steilen Felsennestern hinauf, die an dieser Stelle etwa 300 m über Nsala Beni Amar am obersten Rande des nördlichen Steilabfalles des Serhungebirges wie Adlernester kleben. Er folgte nun vermutlich der Route von Rohlfs, der auf schlüpfrigen Wegen, Mulei Idris rechts liegen lassend, über steile Berge und Klippen zum Kamme des Gebirges (Djebel Ait Sfidi H'ssein) emporstieg, den er in sieben Stunden erreichte. Von dort aus sah Rohlfs Fas el Djedid, den Djebel Salagh und die unteren Stufen des Mittleren Atlas im Süden, nicht aber das durch Berge verdeckte Meknas, und gelangte in einer weiteren Stunde zu seinem schon erwähnten Nachtquartier, demselben Dorfe Ait Sfidi H'ssein, wo wir lagerten. Leider sagt de Segonzac über seine Route zum Djebel Ait Sfidi H'ssein gar nichts. Er erklärt nur, daß er das Tal des bei Beni Amar aus dem Gebirge tretenden Uad Skhirat aufwärts gezogen ist, das nach Süden zu

Im Tale angelangt, überschreiten wir den Fluß Uad Sſidi Abdallah ben Taasist. Dieser entspringt in etwa ein Viertel Höhe über der von uns überschrittenen Stelle am Kanusa zwischen weichem Sandstein und darunter liegendem Ton. Toniges Schwemmland füllt das schmale Erosionstal aus. Wir steigen, das Dorf links lassend, bei einem heiligen Baume, unter dem eine Moschee, eine Lehmhütte, steht, steil in die Höhe und erreichen ein unter Bäumen verstecktes steinernes Heiligtum, das ebenfalls links bleibt. Es ist das Grab des Sſidi Abdallah ben Taasist, der an Heiligkeit gleich hinter Mulei Idris dem Älteren kommen soll. Nach 10 Minuten befinden wir uns an der Quelle. An ihr vorbei führt ein schmaler Weg, vom Dorfe herkommend, nach der Höhe des Berges. Die durch die Quelle angeschnittenen

immer enger wird (er verzeichnet hier den Ort „Kenadaq", Khandak = Schlucht) und in die Mulde („cuvette") „Dobian" gelangte, die ich selbst späterhin als kreisrunden Kessel im Nordwesten und etwa 150 m unterhalb der höchsten Spitze des Djebel Ait Sſidi H'ſſein feststellte. Er wandte sich von dort aus, offenbar ohne die Spitze des Gebirges zu ersteigen und dort Beobachtungen anzustellen, jedenfalls auch ohne zu bemerken, daß er sich hier unterhalb der höchsten Erhebung des Gebirges befand, zu der bereits von dem französischen Archäologen de la Martinière erwähnten römischen Zitadelle, die de Segonzac ziemlich willkürlich als „Kasbah Zerhoun" bezeichnet. Von dieser Zitadelle aus, die bei den Eingeborenen „Kſar er Rumi" (siehe S. 393 ff.) heißt, stieg er offenbar in der Talmulde, an deren Rand sie liegt, nach Osten hinunter, dem Laufe eines kleinen Flüßchens folgend, und bog dann um den Ostrand des nach Südosten seine Flächen kehrenden Steilabfalles des Djebel Ait Sſidi H'ſſein nach Süden ab, um so den Ort Aſib Sſidi Abdallah ben Taasist zu erreichen, wo er übernachtete. Rohlfs dagegen hat sich offenbar von der „cuvette de Dobian" aus, in der vier Wege zusammentreffen, südlicher gehalten und ist unterhalb des Steilabfalles des Djebel Ait Sſidi H'ſſein zu dem dort gelegenen Aſib gleichen Namens gezogen, wo er übernachtete. Meine eigene Route steht in der Hauptsache senkrecht zu diesen beiden zum Teil identischen Routen. Mit der Route von Rohlfs habe ich gemeinsam den Weg vom Dorfe Ait Sſidi H'ſſein bis zur „cuvette de Dobian" — nur in umgekehrter Richtung. Die Route de Segonzacs setzt in dieser Hohlform mit einem Winkelscheitel auf die meinige auf. Das zweite Mal schneidet seine Route die meinige an der Stelle, an der ich den vom Kſar er Rumi kommenden Bach östlich des Aſib Ait Sſidi H'ſſein überschreite. Außerdem habe ich seine Route noch an mehreren Punkten unterhalb des Djebel Kanusa und auf dem Plateau des Djebel Ait Sſidi H'ſſein am Kſar er Rumi berührt.

Schichten sind nach SSO aufgerichtet. Hier treffen wir einen Mann, der uns fragen soll, wer uns erlaubt hätte, hierher zu kommen, der Sultan oder der Heilige. Ich lasse ihm antworten: „Beide!" Da uns Gefahr droht, so verlieren wir keine Zeit, sondern ziehen rasch weiter bergan. Es dauert auch nicht lange, so hören wir im Dorfe kurz hintereinander zwei Flintenschüsse. Unterdessen steigen wir weiter bergauf auf dem Fußwege. Bald ist unser



Reisigsammlerin am Djebel Kanusa.

Standort nur noch wenig niedriger, als unser Zelt auf dem gegenüberliegenden Abhang des Djebel Ait Ssidi H'ssein. Über uns steht steil aufgerichtetes Gestein an — weicher Sandstein. Der Hang, in den der Fußweg eingeschnitten war, besteht aus Schwarzerde. Gegen 1 Uhr halten wir eine kurze Rast unter einer senkrechten Sandsteinwand. Das Regenwasser, das daran herunterfloß, hat kleine Höhlungen gewaschen und in diesen einen fingerdicken, weißen Kalkbelag abgesetzt. Westlich von der Stelle

zieht sich, vom Bergabhang herunter, ein langgestrecktes Schotterfeld hin, wie es scheint, ein Steinbruch oder der Rest alten Bergbaues. Jenseits des Schotterfeldes, das in die obere Decke dieser Scholle eingegraben ist, tritt die Schichtung sehr deutlich zutage. Angeblich wird an dieser Stelle Gold gefunden, auch Silber und Eisen. Wir sind bereits ein erhebliches Stück weitergekommen, und ich habe Zeit gehabt, eine Reihe von Beobachtungen anzustellen. Wir ziehen gerade durch den Steinbruch, als wir hinter uns oder vielmehr unter uns eine Schar Bewaffneter herankommen sehen, die auch bereits anfangen, zu knallen. Kaid Buschda will wieder schießen. Ich halte ihn aber zurück und lasse durch den Dolmetscher hinunterrufen, man solle mit dem Feuern aufhören, sonst schössen wir wieder. Die Leute entgegnen, sie würden nicht weiterschießen, wenn wir herunterkämen. Unser Vorsprung beträgt etwa 100 m, um die unser Standort über dem unserer Verfolger liegt. Also können wir es schon wagen, den Vorteil auszunutzen, zumal diese zuverlässig eine Weile warten würden. Anstatt aber nach unten zu steigen, eilen wir im Schutze des Steinbruches die Anhöhe hinan. Schließlich, nach anderthalb Stunden, erreichen wir, zuletzt über eine sanft ansteigende Halde hinschreitend, den Kopfrand der Randscholle des Serhun-Gebirges. Die eigentliche Spitze des Berges gilt als sehr heilig und ist über und über mit Votivpyramiden aus Feldsteinen bedeckt. Meknas sehen wir in W 80 SW. Zum ersten Male gewinne ich einen Blick in einen Teil des inneren Serhuns. Die Schichten sind steil nach SO aufgerichtet. In weiter Ferne (NO 70 O) erscheint der Ort Aischa Mugetaia, ein weißer Fleck, ungefähr in der Richtung des erwähnten Wasserfalls des Uad ben Kassa, doch erheblich entfernter, auch el Melha el Mulei Jacub (Salzgrube des Mulei Jacub) genannt. Seine Lage stimmt auf der Karte genau überein mit der, die Weißgerber mittels Itinerar Fas — Mulei Jacub bestimmte. Es ist derselbe Ort, zu dem die alte Wasserleitung führt, die wir auf dem Wege von Fas passiert haben.

Um 2 Uhr 45 Min. beginne ich den Abstieg, und zwar nach OSO. Wir klettern von Fels zu Fels um den Berg herum, am Steilabfall hinunter. Der vormittags bereits beobachtete östliche (sic!) Steilabbruch des Bergblocks besteht in seinem unteren

Drittel aus einer mächtigen Schicht Sandstein, auf der die anderen Schichten auflagern. Nach einstündigem Abstieg gehen wir zwischen den beiden Duars, die zu dem Asib Dar Dmana Dah't el Kanusa gehören, hindurch und überschreiten unterhalb der Stelle, an der wir den Fluß auf dem Hinweg überschritten, das Wasser erneut. Damit sind wir wieder auf dem Boden des Asib, das uns Gastfreundschaft geboten hat, und neben dem mein Zelt steht. Die beiden Dörfer, denen der Kanusa gehört, und die mit Gewalt die Fortsetzung meiner Besteigung verhindern wollen, sind bewohnt von Rifberbern, die durch einen der Schürfa von Uasan hier angesiedelt wurden. Der Ort gilt als Asyl für politische Verbrecher und Günstlinge der Schürfa und ist daher gefürchtet. In der Nähe der Quelle warten übrigens die Bewohner beider feindlicher Dörfer auf meine Rückkehr, die sie auf dem Fußwege vermuten, den meine Leute mit den Verfolgern verabredet hatten, und sind sehr erstaunt, als ich von der anderen Seite herunterkomme. Doch sind wir bereits jenseits der Grenze, und zur Herbeiführung eines Grenzzwischenfalles haben sie scheinbar keinen Mut. Um 4 Uhr, also nach 3¾ Stunden, treffen wir wieder beim Zelte ein, das mittlerweile vom Wind umgeweht ist. Der von uns zurückgelassene alte Kaid hat unterdessen eine solche Angst ausgestanden, daß ihm gar nicht einmal der Gedanke gekommen war, das Zelt wieder aufzurichten. So müssen wir uns nach der anstrengenden und aufregenden Tour, zu der wir uns sonst vielleicht die doppelte Zeit gegönnt hätten, schachmatt daran machen, das Zelt gemeinsam wieder aufzurichten. Als wir bei der Arbeit sind, fängt es überdies an zu regnen, und so nehme ich, ungeachtet der schlechten Erfahrungen in der vergangenen Nacht, doch das Anerbieten an, eine Hütte zu beziehen.

* * *

Am Abend gibt mir das Dorf ein Gastmahl, und es macht mir trotz der Müdigkeit außerordentliches Vergnügen, wie ein Spaßmacher mir Berberlieder vorsingt und vortanzt, wobei er einen meiner Kochtöpfe als Handtrommel benutzt, um zu den Melodien die Begleitung zu schlagen. Auch ich werde gebeten, einmal zu singen, wie man es bei uns zu Hause gewohnt sei.

Ich singe den Berbern „Deutschland, Deutschland über alles“ vor, das ihnen dann der Dolmetscher übersetzt. Selten ist wohl dieses Lied mit solcher Andacht angehört und unter so eigenartigen Nebenumständen gesungen worden, wie hier inmitten des Serhun-Gebirges im Dorfe der Heiligen des Ait Ssidi H'ssein.

* * *

27. März.

Der Tag ist der Besteigung des höchsten Serhun-Berges, des Djebel Ait Ssidi H'ssein, gewidmet. Er gehört meinen Schürfa. Das Unternehmen ist also weniger gefährlich, als das des vergangenen Tages. Der Weg führt zunächst über eine nach SSO geneigte Halde, die aus abgebrochenem und verwittertem Geröll des fast eine senkrechte Mauer bildenden Steilrandes des Berges besteht. Bald befinden wir uns am Fuße des Steilabfalles, der durchschnittlich auf 100 m Höhe zu schätzen ist. Sein sichtbarer Teil, schematisch dargestellt, bildet ein langgestrecktes Rhomboid, dessen spitzer Winkel etwa 35° sein dürfte, dessen kurze Seiten senkrecht stehen zur horizontalen Fläche, während die Fläche des Rhomboids selbst etwa im Verhältnis 1:2 von oben gerechnet mittels eines zu den kurzen Seiten parallelen Scheitels einen Winkel bildet, der sich aus den Peilungen auf rund 150° berechnen läßt. Die höchste Höhe des Berges liegt auf dem kurzen Schenkel dieses Winkels. Ziemlich genau auf dem Scheitel des Winkels liegt das mehrfach erwähnte römische Kastell. Über dem langen Schenkel erheben sich sechs Höhen, offenbar durch Schrumpfung entstanden, da die Schichten an der Bruchstelle der Schwingung der obersten Konturen leicht mitfolgen. Die Hauptschicht des Steilabfalles ist ein harter Sandstein von grauer Farbe. Der Weg führt am Hang entlang in vorherrschend östlicher Richtung. Nach etwa einhalbstündigem Steigen treffen wir auf mächtig aufstrebende Gesteinsmassen ohne im einzelnen erkennbare Schichtung. Eine elende Hütte, nur aus einem gegen Boden und Felsrand gelehnten Strohdach bestehend, dient einem armen Hirten als Wohnung. Bald entdecken wir, daß hier Kulturmenschen gearbeitet haben. Rings sehen wir in Schächte, Stollen und Steinbrüche hinein. Kein Zweifel, wir befinden uns an der Stelle eines alten

Bergbaues. Kalkiges, sehr hartes, leicht rot gefärbtes Gestein, mit Versteinerungen durchsetzt, ist vorherrschend. In der Steilwand selbst befindet sich an einer Stelle ein offenbar in jüngerer Zeit angefangener Stollen. Diese Gesteinsschicht ist noch nicht die oberste, die die Decke der Scholle bildet. Die Richtung der Wand verläuft senkrecht bis hinauf zum Rande des Steilabfalles. Ich unternehme einen halsbrecherischen Abstieg in einen der zum größten Teil verschütteten Schächte, in diesem Falle wohl richtiger Brüche, da man es mit Tagesabbau zu tun hat. Da ich den Versuch, von dem jetzt verschütteten, im Osten gelegenen Eingang des näher untersuchten Bergwerks aus einzudringen wegen mächtiger nachgestürzter Steintrümmer, die eine Vorstellung davon geben, wie sehr diese Seite des Berges durch Felsabstürze angerissen wird, aufgeben muß, so klettere ich an einer anderen Stelle zwischen und unter den Felstrümmern hindurch nahezu 30 m tief in den Abbaugraben hinein. An der tiefsten erreichbaren Stelle des Bruches sieht man einen mehrere Meter breiten Felsen, der offenbar bearbeitet worden ist und wie weißer Marmor aussieht. Neben dieser Schicht weißer Steine liegt eine andere Gesteinsmasse, die ebenfalls ausgearbeitet worden ist. Tropfsteinbelag hat sich mit den Jahren über die Stellen des Gesteins gelegt, an denen das Regenwasser heruntergerieselt ist. Auffallen muß, daß man den Eindruck gewinnt, der Bergbau sei diesem annähernd senkrecht stehenden Riff gefolgt. Es wäre eventuell die Frage, ob hier nicht ein Spalt bestanden hat, der mit der Zeit durch das später den Gegenstand des Abbaues bildende Gestein, vielleicht auf vulkanischem Wege, ausgefüllt ist. In einem noch weiter westlich gelegenen Schachte, von dem ich erst nach meiner Rückkehr ins Dorf Kenntnis erhalte, sollen die anwohnenden Berber jetzt noch auf Silber und Eisen arbeiten. Über das Metall, das in dem von mir untersuchten Schachte gefördert worden sein könnte, bin ich mir nicht klar geworden. Wer weiß, ob ich überhaupt an die Metall führende Schicht hinangekommen bin, ob diese nicht vielleicht tiefer und erheblich unter der gegenwärtigen Verschüttungslinie liegt. Die mitgeführten Proben ergeben keine sicheren Schlüsse. Sollte später einmal daran gegangen werden, diese Stätte alten, wie ich vermute, römischen Bergbaues des

Näheren zu untersuchen, so möchte ich empfehlen, die Untersuchungen auch gleichzeitig bei einem mehr östlich gelegenen Schachte einsetzen zu lassen. Dieser Schacht ist verhältnismäßig eng. Zwar ist auch er durch Gesteinsmassen verschüttet, doch sind diese nicht so mächtig wie in dem viel breiteren, eben beschriebenen Steinbruch, so daß sie verhältnismäßig leicht weggeräumt werden könnten. Auch läßt sich annehmen, daß auf dem Boden des Schachtes, über dessen Tiefe ich kein Urteil habe, nicht so viel Schutt liegt, wie auf dem des sich oben weit öffnenden Steinbruches. Es wäre also da wesentlich leichter, an die alten Abbaustellen heranzukommen, als durch eine Untersuchung des



Ksar er Rumi (der Grundriß in ca. 1:5000 befindet sich auf der beigehefteten Karte).

Steinbruches. Aus einem anderen Grunde noch, als um des Erzvorkommens willen, ist diese Feststellung eines ausgedehnten Bergbaues interessant. Sie ermöglicht nämlich eine handgreifliche Begründung dafür, daß die Römer gerade auf dem höchsten Gipfel des Serhun-Gebirges ein Kastell anlegten. Man hat das Motiv bisher ausschließlich darin suchen können, daß das die Umgegend prächtig beherrschende Gebirge an sich schon ein natürliches Bollwerk abgegeben hat, um die umwohnenden Berber in Botmäßigkeit zu erhalten. Selten aber haben die Römer nur aus reinen Zwingburgrücksichten Kastelle angelegt, wenn dafür nicht auch gleichzeitig kolonialwirtschaftliche Momente mitsprachen. In diesem Falle ist das Erzvorkommen jedenfalls mit maßgebend gewesen. —

Nach kurzem Aufstieg über den letzten Teil des Steilabfalles hinweg überschreiten wir den Schollenrand und befinden uns auf der obersten Schicht der mächtigsten Scholle des Serhun-Gebirges. Die höchste Spitze heißt El Medjma es Ssalihin (die Betstelle der Heiligen).

Der in sehr spitzem Winkel auf den westlichsten Teil des Djebel Ait Ssidi H'ssein zulaufende, nach Norden hin vorgelagerte Höhenzug (die nächste Scholle), der aus zwei Erhebungen besteht und mit Niederholz bewachsen ist, heißt an seiner westlichen Erhebung, wohl wegen seines Bestandes mit Niederholz, Djebel



Die Mauer des Ksar er Rumi.

el Khdar¹), „das grüne Gebirge", an seiner östlichen El Kudia Mulei Jdris.

Es erfolgt nun ein etwa 5 Minuten langer Aufstieg in der Talmulde, in der der tags zuvor erörterte Uad Ait Ssidi H'ssein entspringt, zu dem Osttor des römischen Kastells, das die Eingeborenen „Ksar er Rumi" (Römerburg) nennen. Diese Bezeichnung wäre allein nicht hinreichend, um den römischen Ursprung der Ruinen zu beweisen. Der Ausdruck Ksar er Rumi wird von mehreren Ruinen in Marokko berichtet, angeblich sogar von solchen,

¹) Wahrscheinlich nach Prof. Schnell vulgäre Kürzung für Djebel el Akhdar.

an denen sich notorisch niemals Römer nachweisen ließen. Das Wort „Rumi“, wörtlich Römer, bedeutet überhaupt nicht mehr als „Fremde“, und selbst die an der Mündung des Ssebu, bei Mehedina gelegenen, zweifellos portugiesischen Ruinen werden ebenfalls als den „Rumi“ ihren Ursprung verdankend bezeichnet. Hier oben haben wir es also in der Tat mit einer römischen Siedelung zu tun[1]). Heute findet sich nur noch eine Stadtmauer vor. Bauten, die das Alter dieser Mauer erreichen, lassen sich mangels irgend welcher Ausgrabungen nirgends feststellen. Dagegen kleben einige Lehm- und Reisighütten des berberischen Hirtenstammes aus dem Rif, der heute hier oben haust, dem Auge sogar schwer erkennbar, wie Schwalbennester an der Mauer. Man hat es also hier mit einer befestigten Stadt zu tun, deren Häuser aus wesentlich weicherem und vergänglicherem Material bestanden, als die Mauer. Die Stadt lehnte sich mit ihrer höchsten Spitze an den NO-Abhang des dritten Gipfels[2]) an und erstreckte sich sodann mit einem Abfall von etwa 20 Prozent nach N zum Tal hinunter, auf dessen Sohle der Uad Ait Ssidi H'ssein entspringt. Aber auch nach Westen hin ist eine Senkung zu verzeichnen, und zwar zu dem Schrumpfungstal zwischen dem Gipfel, auf dem das Kastell liegt, und dem höchsten Gipfel. Die Mauer überschreitet dieses Tal und steigt noch ein Stück am Ostabhang des Medjma es Ssalihin hinauf. Die Stadt besaß zwei Tore. Das Haupttor war das westliche. Es lag an der Stelle, wo die Talsenkung zwischen Gipfel 2 und 3 sich vereinigt mit dem Längstal zwischen der Scholle, auf der wir uns befinden, und der nächstfolgenden (nördlich aufliegenden) Scholle. Das Tor wurde später einmal vermauert, dann wurde wieder ein Loch geschlagen, das heute den

---

[1]) Diese Feststellung verdanke ich auf Grund der zahlreichen von mir mitgebrachten Photographien und topographischen Messungen dem bekannten Festungsbautheoretiker Herrn Oberstleutnant Frobenius in Berlin. Die willkürliche Behauptung de la Martinières, daß die Ruinen byzantinischen Ursprungs seien, ist schon deshalb hinfällig, weil die Byzantiner zum Festungsbau stets doppelte parallele Mauerführung benutzten, ganz abgesehen davon, daß es unersichtlich ist, wie und wann denn überhaupt Byzantiner in diese Gegend gekommen sein sollen.

[2]) Von oben gerechnet. Der Medjma es Ssalihin ist Nr. 2.

Verkehr mit dem Westen vermittelt. Das zweite Tor lag an der Nordostecke der Befestigung, deren tiefsten Teil es bildete. Es war gesichert durch einen breiten Turmbau. Ehe man von dieser Seite die Ruinen betritt, geht man ein Stückchen neben dem Turm her zu dem nach O sich öffnenden Eingang. Durch diesen gelangt man in den Turmbau, der sich nach N zu einer erhabenen Ver-



Die heutigen Bewohner des Ksar er Rumi.

teidigungsstellung erweitert, und durch diesen erst betritt man die Stadt. Zu beiden Seiten führen ansteigende Auffahrten hinauf. Der Weg zwischen den beiden Toren bezeichnet ungefähr die Talsohle. Die Mauer selbst ist durchweg über zwei Meter dick. Sie ist einfach, von Graben und Wall ist nichts zu sehen. Für die römische Echtheit spricht außerdem die Tatsache, daß trotz des Fehlens von Ziegeln doch die typische Ziegelbauart festgehalten

ist. Hat der Römer den Ziegelstein, sein beliebtestes Baumaterial, zur Hand, so setzt er die Ziegeln auf horizontale Unterlagen, die er sich zunächst und dann immer wieder schafft, hochkantig, im Winkel von 45 Grad auf. Darüber kommt dann wieder eine flache, horizontale Schicht. Hier, wo nur Bruchsteine (Feldsteine, nicht behauene kleine Steine) zur Verfügung standen, ist doch peinlich darauf geachtet worden, daß die flache Horizontalschicht immer wiederkehrt, wie beim typischen römischen Ziegelbau. Ein anderes Volk hätte auf diese Horizontalschicht sicherlich nicht so pedantisch Wert gelegt.

Außer dem beschriebenen Turmbau am Osttor weist die Befestigung noch drei weitere Türme auf, einen runden und zwei viereckige. Von diesen beiden befindet sich der eine an der höchsten Erhebung der Mauer im SO. Vom Innern der Stadt herauf führt zu ihm ein Fahrweg. Er steht, ebenso wie der andere viereckige Turm außerhalb der Mauerflucht, an diese angelehnt. Das Innere ist verschüttet, wahrscheinlich ist es von vornherein ausgefüllt worden. Nicht dasselbe gilt von dem runden Turm im W, der in unmittelbarer Nachbarschaft des zweiten viereckigen Turmes und des Westtores steht. Er bildet gewissermaßen nur die Abrundung einer sonst rechtwinkligen Mauerecke und ist innen hohl gewesen, jetzt freilich ebenfalls verschüttet. Eine Steintreppe führt aus dem Innern der Stadt zu ihm hinauf. In seinen oberen Partien, d. h. von Mauerhöhe an, ist er nach der Stadt zu offen. Reste von Zinnen sind deutlich erkennbar. Die Häufung der Verteidigungsstellungen dürfte hier nicht ausschließlich der Nähe des Westtores zuzuschreiben sein, sondern in erster Linie wohl dem Umstande, daß der Medjma es Ssalihin hier ziemlich ansteigt, so daß von seinem Hange her bereits aus kurzer Entfernung über die Mauer hinweg geschossen, und ein Angriff daher hauptsächlich von dieser Seite her erwartet werden konnte. Somit machte sich eine künstliche Verstärkung dieser schwächsten Stelle der Befestigung notwendig. Ihre bei weitem stärkste Stelle ist die Südseite. Denn unmittelbar hinter ihr beginnt der Steilabfall des Berges, oberhalb dessen Knickes wir uns hier gerade befinden. — Die heutigen Bewohner des Ksar er Rumi machen einen wenig intelligenten Eindruck. Sie sollen vor nicht langer



Der Medjma es Ssalihin, die höchste Erhebung des Djebel Ait Ssidi H'ssein.

Zeit erst hier angesiedelt worden sein und zählen wohl keine 20 Köpfe. Sie stammen angeblich aus dem Rif und sind Schützlinge irgend eines Scherifen. Ich lasse sie fragen, ob sie niemals hier Münzen gefunden hätten. Sie erklären, das sei der Fall, aber die Münzen befänden sich in den Händen der heimatlichen Priester [1]).

Nachdem ich vom westlichen quadratischen Turm aus noch eine Anzahl Rückpeilungen vorgenommen habe, beginne ich den letzten Aufstieg zum Djebel el Medjma es Ssalihin. Ich komme an mehreren Hütten aus Holz, Reisiggeflecht und Lehmbewurf vorbei. Während die Hunde ein wütendes, aber desto ungefährlicheres Gebell anheben, bringen uns die Hirten Milch. Würden wir sie zurückweisen, so würde das den gastfreundlichen Leuten, die ebenfalls Schürfa zu sein behaupten, Unglück bringen. Also trinken wir die Ziegenmilch trotz der darin herumschwimmenden ziegenebeherrlichen Barthaare, und zwar vom zweiten Schluck an mit Genuß. Der Aufstieg wird in seinem letzten Teile außerordentlich felsig und steil. Ein ganz schmaler, von Heidelbeeren und Dornengestrüpp überwucherter Pfad führt uns. Nach 20 Minuten ist

[1]) De Segonzac hat eine Anzahl römischer Münzen mitgebracht, die auf Diokletian und seine Zeit zurückführen. Indessen ist es mir nicht gelungen, bezüglich ihrer Fundstätten irgend etwas Genaueres aus seinen Veröffentlichungen festzustellen, das mit Bestimmtheit die Annahme erlaubte, die Münzen stammten aus dem Ksar er Rumi. Übrigens möchte ich hier noch bemerken, daß die auf den Serhun bezügliche Konstruktion des Reiseweges de Segonzacs durch de Flotte Rocquevaire nur ein recht ungenaues, zum Teil sogar rein phantastisches Bild von diesem Teile Marokkos gestattet. Die Benennung der Ruinen als „Quasba Zerhoun“ und des Berges als „Djebel Quasba Zerhoun“ seitens de Segonzacs dürfte ebenfalls einigermaßen willkürlich sein, etwa wie wenn jemand die Wartburg „Thüringer Waldburg“ und den Wartberg „Thüringer Wald-Burg-Berg“ nennen wollte. „Ksar er Rumi“ ist zwar auch nur ein lokaler Ausdruck, aber doch immerhin ortsüblich, und das muß für den Reisenden bis auf weiteres maßgebend sein. Der französische Reisende gelangte zu den Ruinen von Westen kommend, auf einem schon früher kurz erwähnten Wege, der aus der „cuvette de Dobian“ durch das Längstal zwischen Djebel Ait Ssidi H'ssein und Kudia Mulei Idris nach Osten führt. Der von ihm erwähnte vielbesuchte Wallfahrtsort Kef el Mujahidin (Fels der Kämpfer für den Glauben) dürfte identisch sein mit dem Djebel el Medjma es Ssalihin (Betstelle der Heiligen).

das Ziel erreicht. Ich reite breitbeinig mit dem Gesicht nach Westen gekehrt auf dem steil aufgerichteten scharfen Grat, vor mir das geheimnisvolle Innere des Serhuns überschauend, während der Blick nach links hinunterspielt in ein Gewirr von scharfen Spitzen, Graten und Kanten, die sich bis dahin erstrecken, wo tief unter mir fast senkrecht der ausgezackte Steilabfall sich auf das Schotterfeld zwischen den beiden höchsten Serhun-Bergen hinunterläßt. Die oberste Spitze des Grates aber, auf dem ich sitze, haue



Auf der höchsten Spitze des Gebirges.

ich mit der Pickelhacke ab und stecke sie zum ewigen Andenken in die Tasche, mir der Schandtat wohl bewußt, die ich vollbringe, indem ich das heilige Serhun-Gebirge um den Teil beraube, mit dem es bisher Allah, dem Propheten und Mulei Idris am nächsten gestanden hat. Aber ich tröste mich: Die obere Partie des Felsstückes, das die Spitze bildet, ist vom Regen etwas ausgewaschen worden. Der Wind hat in das in der Höhlung verbliebene Wassertümpelchen von etwa 1 Kubikzentimeter Inhalt Erdpartikelchen hineingeweht. Diese Erdpartikelchen haben sich niedergeschlagen und ein Samenkörnchen, das ebenfalls in der

kleinen Mulde gelandet ist, gebettet. Hieraus ist ein kleines Pflänzchen entstanden, das von dem alten und dem neu hinzugeflogenen Humus genährt und vom Regen genetzt wird. Bereits jetzt erhebt es sein Köpfchen höher als der oberste Rand der kleinen Höhlung, der gleichzeitig die höchste Serhunspitze ausmacht. Diese ist also eigentlich gar nicht mehr die höchste Spitze des Serhuns, sondern das ist vielmehr das kleine Pflänzchen! Mit dieser sicherlich echt muhammedanischen Logik beschwichtige ich den Protest meiner Leute, denen die an sich vielleicht schnöde Tat an die heiligsten Gefühle geht. Und während ich an der höchsten Serhunspitze herumhämmere, lösen sich Splitter ab, die den Steilabfall hinunterfliegen. Sie schlagen im Fallen an die von Sonne und Wasser gleichermaßen spröde gemachten Kalksteinspitzen an, und jedesmal klingt es wie ein Wimmern des Berges über das pietätlose Beginnen des Rumi, der rittlings dort oben auf dem obersten Grat sein Wesen treibt. Wie der letzte Ton eines zerspringenden Glöckchens klingt es von unten herauf, und die Schläge der Pickelhacke, die kein Echo erzeugen, stören dumpf die Bergesstille, so daß sie ordentlich beängstigend klingen und das Gefühl erzeugen, als stünde jemand hinter mir, nach dem ich mich umsehen müßte.

Aber nach dieser ersten Sentimentalität gehe ich zu praktischeren Dingen über. Ich unternehme eine nach Möglichkeit sorgfältige Bestimmung der topographischen Zusammenhänge des Serhun-Gebirges, dessen Inneres sich mir von hier aus erstmalig völlig enthüllt. Zunächst kehre ich mich rückwärts und übersehe die Gegend, aus der ich gekommen bin: Mit unbewaffnetem Auge kann ich den neuen Stadtteil von Fas liegen sehen. Genau im Osten erscheint der Djebel Salagh. Der ihm benachbarte Djebel Tghat schließt sich[1]) an. Mehr im Vordergrunde kommt dann das Salzgebirge bei Mulei Jakub zum Vorschein, weiter nach vorn das Plateau von Fas, an dessen Westrand Fas el Bali liegt, und über dessen schärfste Westkante hinweg sich der Uad ben Kassa in hohem Fall zum Mekkes ergießt. Tief unter uns im Tale liegt der Duar Skhunat, der uns als erstes Nachtquartier diente. Von

[1]) In SO 89 O.



Panorama des inneren Serhun-Gebirges

(vom Medjma es Sjalihin aus).

dort herauf zieht sich dann die Halde, auf der wir den Aufstieg zum Afib Ait Ssidi H'ssein unternahmen. Unmittelbar vor uns schiebt sich der dicke Rücken des Djebel Kanufa in die Höhe, dessen Rückgrat im Djebel Mussaua seine Fortsetzung findet, so daß hier eine ganz klar erkennbare Südrandscholle vorliegt, die weiter westwärts den Namen Djebel Ssidi Ali ben Hamdusch annimmt und sich in den Mulei Idris im Süden umfangenden Bergen fortsetzt. Die Abgrenzung der Berge selbst voneinander ist nur undeutlich und wahrscheinlich der auch schon am Djebel Ait Ssidi H'ssein beobachteten Schrumpfung zuzuschreiben. Ganz im Hintergrunde hinter dem Djebel Ssidi Ali ben Hamdusch hervorlugend steht (auf der Grenze der Stämme Semmur, Keruan und Beni Mtir) der dreigipfelige Djebel Kafs und nördlich davon der Djebel Utita. Zwischen der Randscholle und der folgenden zieht sich das obere Längstal hin, das sich hier und da zu ansehnlichen Kesseln erweitert. Für das Auge wird der Talschluß gebildet von dem Djebel Kifan, dessen beide Spitzen ziemlich genau im Nordwesten (nördlich vom Djebel Ssidi Ali ben Hamdusch) erscheinen. Die nächste (der Randscholle auflagernde) Scholle beginnt mit den Höhen nördlich vom Wege Duar Skhunat — Afib Ait Ssidi H'ssein. Sie erreicht ihre höchste Erhebung im Medjma es Ssalihin, um sich fortzusetzen in einem Rücken, den wir späterhin auf dem Wege vom Afib Ssidi H'ssein zu einer Hohlform[1]) zu überschreiten haben werden, der dann den Südrand dieses fast kreisrunden Kessels bildet, von dem Uad Dbian unmittelbar nach der Geburt unterbrochen wird und dann seine Fortsetzung findet im Djebel Dbian nebst den sich an diesen anschließenden Bergen von niedriger relativer Erhebung. Die dritte Parallelscholle wird gebildet vom Djebel el Chdar, dem Kudia Mulei Idris und den sich nach Westen anschließenden, den Nordrand der Hohlform bildenden und sich dann entsprechend fortsetzenden Höhen. Völlig parallel laufen die Schollen nicht, sondern divergieren nach Westen zu, indem sie zahlreiche Mulden, die meistens von grüner Saat bestanden sind, bilden. Am Ende des nördlichen Horizonts liegt die Gegend von Beni Amar. Man erhält den Eindruck, als hätte

[1]) Die „cuvette de Dobian" de Segonzacs.

von Nordosten her ein heftiger Wind geweht, der ein Meer in hohen Wellengang versetzt hätte, und plötzlich sei dann dieser Wellengang erstarrt. Ein Steilabfall schiebt sich aus der Richtung von Beni Amar kommend über den andern. Und doch kann diese Erscheinung den Eindruck nicht verwischen, daß wir es hier mit einem großen Hochplateau zu tun haben. Die Theorie Fischers, die dieser auf Grund seiner Beobachtungen an den Randteilen gewonnen hat, wonach der Serhun, als aus festerem und älterem Gestein bestehend, zu dem heutigen inselartig ausgesonderten Gebirge aus den ihn ehemals ganz umhüllenden Tertiärschichten durch Erosion und Denudation herauspräpariert worden ist, erfährt hierdurch eine sehr kräftige Unterstützung. Fischer sieht in der bei Beni Amar wagerecht liegenden Deckscholle, die 50 m hohe Steilabstürze bildet, einen Teil des tertiären Deckgebirges und erklärt dementsprechend den Serhun für eine im allgemeinen sich nach N und NW neigende Hochfläche. Dem entspricht auch der erstaunliche Quellenreichtum auf der Nordwest- und Nordseite, und der Mangel von Quellen an der Südost- und Südseite. Bisher nahm man an, daß an diesen beiden Rändern überhaupt keine Flüsse entsprängen (denn der Quellenhorizont bei Ain Toto steht mit dem Serhun-Aufbau nicht mehr in Zusammenhang). Auch die Feststellung der beiden Flüßchen Uad Ssidi Abdallah ben Taasist und Uad Ait Ssidi H'ssein ändert nicht die Voraussetzungen der Fischerschen Theorie, da beide Flüsse auf den Nordseiten ihrer Quellberge entspringen. Keine der neu festgestellten Tatsachen widerspricht also der Theorie Theobald Fischers, die ich im Gegenteil nur durch die Beobachtung bestätigt finde.

Nachmittags 4 Uhr 20 Min. beginne ich den Abstieg mit dem frohen Bewußtsein des Faustschülers: „Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.“ Ich steige den Südabhang des Berges auf einem schmalen und steilen Pfade hinunter und gelange auf die mehrfach erwähnte Halde ungefähr in der Höhe eines Berberdorfes, das auf einem kleinen stehen gebliebenen Rest eines übrigens vom Wasser abgespülten Plateaus liegt und für den Wanderer, der von unten kommt, den irreführenden Eindruck macht, als liege es auf der Paßhöhe zwischen Djebel Kanusa und Djebel Ait Ssidi H'ssein. Das



Berberwohnung im Serhun.

Dorf heißt Asib Ssidi Abd ed Djebar dar Dmana und wird von Schürfa aus dem Rifgebiet bewohnt. Das Dorf ist ebenfalls eine Meierei eines der Schürfa von Uasan. Gegen 6½ Uhr treffen wir wieder in unserem Quartier ein, wo die Schürfa schon wieder Kußkussu und Hammelfleisch mit großen Rosinen zu bereiten anfangen. Ich kann ihnen aber heute zu meinem Bedauern nicht helfen, die guten Sachen aufzuessen. Denn ich bin von den Anstrengungen der beiden letzten Tage zu sehr ermüdet und wache auch dann nicht auf, als die Schürfa und meine Leute gemeinsam die Finger in die Fleischtöpfe stecken, und der Komiker von gestern abend sich wieder seine Fäuste an meinen Kochtöpfen rußig macht, um den Takt zu den berberischen Liedern zu schlagen, die er vor meinem Feldbett aufführt. Sie handeln von Frühling, Ständchen und bunten Blumen, vom Liebesbuhlen zweier Schönen um einen geliebten Mann, dessen Interesse sie durch eine Art Bauchtanz zu erregen suchen, wobei sie sich schließlich mit den Leibern zusammenreiben, um seine männlichen Triebe zu reizen — Bewegungen, die der Sänger taktmäßig nachmacht. Auch bewußte Zoten und unzarte Anspielungen auf bestehende Leibesmängel, natürlich nur von Frauen, bilden den Gegenstand vieler dieser Lieder, und gerade diese Sorte ist die beliebteste — wie mir mein Dolmetscher später mitteilt. Denn ich selbst schlafe, wie gesagt, während dieser Vorstellung bereits Vorrat für den folgenden Tag.

* * *

28. März.

Heute soll es nun weitergehen — der gefährlichste Teil der Reise — quer durch den Serhun nach Mulei Idris, Volubilis, und von dort zum Tselfat, dessen höchste Kuppe, an ihrer konischen Form leicht erkennbar, ich bereits vom Djebel Medjma es Ssalihin aus an der äußersten Grenze des Horizontes beobachtet habe, eine wichtige Landmarke für die spätere Konstruktion meines Reiseweges und der Karte!

Auf den Rat Hadj Husseins wird auch den Schürfa des Asib Ait Ssidi H'ssein nicht gesagt, daß wir nach Mulei Idris wollen. Vielmehr wird die Behauptung aufrecht erhalten, daß wir nach Beni Amar reiten werden. Ein direkter Weg nach Beni Amar

führt östlich um den Steilabfall des Djebel Ait Ssidi H'ssein herum und bewegt sich am Ostrande des Gebirges entlang. Ich bin nicht ganz sicher, ob nicht auch Rohlfs diesen Weg gezogen ist, obgleich ich zunächst angenommen habe, daß er einen westlicheren Weg genommen hat und von Westen her nach dem Asib Ait Ssidi H'ssein gelangt ist. Die Vorsichtsmaßregeln treffen wir deshalb, weil in dieser Gegend gewöhnlich die Gastfreundschaft nicht über die Grenzen des Dorfes hinausreicht. Wenn nun auch von unseren Schürfa vielleicht nicht zu erwarten ist, daß sie mir, wie es vorkommen soll, nachsetzen, sobald ich über die Grenze des Dorfes hinaus bin, und mir etwa meinen zauberhaften schwedischen Kochapparat rauben werden, so soll doch vermieden werden, daß die am Wege von hier bis Mulei Idris wohnenden Leute früher von unserer Reiseabsicht etwas erfahren, als bis sie uns leibhaftig ankommen sehen. Nur einige wenige Dorfbewohner sind in unser Geheimnis eingeweiht und stehen heute morgen mit Waffen, die sie unter der Djellaba verborgen halten, zu unserem Schutze bereit für den Fall, daß irgend ein Zwischenfall sich ereignen sollte. Diese Hilfeleistung danke ich aber meinen Hadj Hussein und Buschma. Als weitgereiste Männer gehören sie einem der zahlreichen in Marokko üblichen Geheimbünde an. Man weiß darüber noch verhältnismäßig wenig. Doch glaube ich, man kann sie unterscheiden in zwei Arten: Die erste Art (übrigens wohl die jüngere) sind die Sekten bezw. Orden. Zu ihnen gehören z. B. die gefürchteten Assaua und diejenigen Bünde, die in Sanias (Klöstern) sich ihre Heimstätten geschaffen haben. Die andere Art möchte ich eher mit unseren Logen vergleichen. Eins ihrer obersten Gebote scheint es zu sein, dem bedrängten Bruder beizustehen — Bündnis zu Schutz und Trutz. Ein Angehöriger einer solchen Loge ist beraubt worden. Er geht ins nächste Dorf, ruft seine Logenbrüder zusammen, und sie setzen gemeinsam den Dieben nach. Brüder sind auf der Reise. Sie treffen gerade auf zwei im Kampfe befindliche feindliche Dörfer. Sie kehren den Lauf ihrer Flinten nach unten. Die Logenbrüder aus beiden Dörfern treten zusammen, das Gefecht steht eine Weile still, die Fremden ziehen zwischen den Streitenden hindurch, bieten ihnen „Slama!" und sobald sie durch sind, treten die Logenbrüder wieder zurück,

und die Dörfer bekämpfen sich weiter. Die Logenbrüderschaft scheint also nicht auszuschließen, daß Logenbrüder gegeneinander kämpfen, wenn Stammespflichten es verlangen, würde aber doch wieder zulassen, daß zu sonst friedlichen Zeiten fremde Logenbrüder selbst vor Stammesgenossen geschützt werden. Der Logenmoralkodex ist jedenfalls etwas kompliziert. Hadj Hussein und Buschma gehören nun einer solchen weitverbreiteten Loge an, die außerordentlich angesehen sein soll. Den Ältesten dieser Loge hat der Dolmetscher ins Vertrauen gezogen, und so kommt es, daß jener mit seinen Logenbrüdern bei unserer Abreise zu unserem Schutz heimlich bereit steht, wenn etwa die übrigen handgreiflich dagegen protestieren sollten, daß wir nicht nach Nordosten ziehen und oberhalb des Mekkes am Hange des Gebirges entlang nach Beni Amar, sondern nach wenigen Minuten, die wir nach dem Verlassen des Dorfes in dieser Richtung geritten sind, nach Nordwesten abbiegen und uns auf den Weg setzen, der zum Paß hinaufführt.

Wir nähern uns wieder dem Schürfadorfe auf dem stehen gebliebenen Schollenrest, dem Asib Ssidi Abd ed Djebar dar Dmana. Die Felsen des Dorfuntergrundes sind rötlich gefärbt, dieselbe Färbung wie die Steilschicht des Djebel Ait Ssidi H'ssein und das Gemäuer des Ksar er Rumi.

Nach genau einer halben Stunde befinden wir uns in der Nähe des Dorfes. Nun hört die heftige Steigung auf. Wir bewegen uns auf einer nach Osten sanft geneigten Halde, deren ursprüngliche Fortsetzung etwa in der Richtung der Oberfläche des stehen gebliebenen kleinen Plateaus stattgefunden haben dürfte. Die stärkere Senkung von hier bis zum Meheduma hinunter wurde durch das Wasser abgewaschen entsprechend der Gliederung der alten Scholle, die als Grundgebirge angenommen ist. Läßt man das Auge ungefähr die durch den stehen gebliebenen Schollenrest angedeutete Fläche ausfüllen, dann würde die Fläche ziemlich genau sich zu der Hochfläche des Plateaus hinübersenken, das wir am ersten Tage überschritten. Das Mekkestal wäre dann ausgefüllt, und die ehemalige Hochebene, aus der der Serhun nur noch mit etwa 200 m (dem Kopf der alten Scholle) hinausragen würde, wäre dadurch wiederhergestellt. Nirgends ist mir dieser

Zusammenhang so evident klar geworden, wie an dieser Stelle, die geradezu beweisend ist für die Fischersche Genesis des Gebirges.

Direkt über uns rechts haben wir den höchsten Gipfel, den Medjma es Ssalihin. Vom Fuß des Steilabfalls sind wir etwa 200 m entfernt. Links in der Fluchtlinie des Kanufa-Rückens erhebt sich der Verbindungsrücken, der zum Mussaua führt, in vier Wellen. Unter dem vierten Wellenkopf — von Osten gerechnet, dem höchsten, befindet sich im Tale eine Hütte und eine Viehhürde. Die Sohle des Tales bildet zwischen Wiesen eine kleine, nur zeitweilig Wasser führende Rinne, die südlich an dem Dorfe vorbeiführt und weiter unten das Wasser der Quelle am Kanufa aufnimmt. Der Djebel Ait Ssidi H'ssein besitzt westlich vom Medjma es Ssalihin noch eine niedrige Kuppe. Unter ihr langen wir[1]) um ½10 Uhr an.

Die Talsohle bleibt andauernd links von uns liegen. Der Talschluß wird gebildet durch den Djebel Mussaua und den schmalen Rücken, in dem sich der Djebel Ait Ssidi H'ssein nach Westen zu fortsetzt. Die erste Kuppe des Ait Ssidi H'ssein zu unserer Rechten erhebt sich höchstens 90 m über unseren Weg. Mehrere Gehöfte bleiben links von uns im Tale liegen.

Um 9 Uhr 41 Min. kommen wir an fünf alte Bäume, die ein Heiligtum und eine Ruinenstätte beschatten. Diese Stelle heißt heute noch Dar Ssidi Abdallah ben Taasist (Haus des Abdallah ben Taasist, des Heiligen, an dessen Grab wir vorbeizogen, als wir den Kanufa bestiegen). Unsere Wegrichtung schwenkt scharf nach Norden herum. Dann geht es über ein Schotterfeld und über nach SOS aufgerichtete Schichtenköpfe steil hinauf zum Paß. — Um 9 Uhr 51 Min. haben wir die Paßhöhe. Von hier aus erscheint der Kopf des Kanufa nur ganz unbedeutend höher, als unser Standort. Die Differenz ist mittels Visierens über die Flüssigkeit der Wasserflasche nur schwer festzustellen, doch ist der Kanufa entschieden höher, als der Paß. Der Ausläufer des Djebel Ait Ssidi H'ssein, den wir eben überschreiten, erhebt sich höchstens noch 50 m, der höchste Gipfel des Gebirges noch etwa 160 m über den Paß. Dieser Paß ist mir deshalb wichtig, weil

---

[1]) Mit vorwiegend NW 55 W-Richtung.

es mir bei der Beobachtung vom Kanusa zum Djebel Ait Ssidi H'ssein aus so vorkam, als liefen die Rücken des Kanusa, des Ait Ssidi H'ssein und des Khdar nebst Kudia Mulei Jdris an dieser Stelle ungefähr zusammen, so daß man — allerdings auch nur kartographisch — hier von einem Mittelpunkte des Gliederungssystems des östlichen Serhun, eventuell auch des ganzen Gebirges, hätte sprechen können. Wenn nun auch schon für den inneren Bau des Gebirges festgestellt werden konnte, daß es Schollencharakter besitzt, wobei die Schichtenköpfe, wenn sie schematisch gezeichnet würden, fast durchweg parallel laufen und ihre Steil-





Über den Paß hinab zur Hohlform Tbian.

abfälle nach SOS wenden, so wird auch die oberflächliche Annahme eines Mittelpunktes hinfällig, da sich vom Paß aus die bereits vom Medjma es Ssalihin aus beobachtete Tatsache ganz klar ergibt, daß die Hauptschollen von Süden nach Norden scharf voneinander geschieden in der dort bereits mitgeteilten Reihenfolge einander auflagern in der Weise, daß man von Beni Amar aus nach Süden gehend andauernd die Schichtenflächen sanft hinauf und über die Schichtenköpfe steil zur nächsten Schichtenfläche wieder hinuntersteigen würde.

Wir steigen unsererseits nun über ein entsetzliches Gewirr von aufgerichteten kantigen Schichtenköpfen, zwischen denen die Tiere andauernd straucheln, den ziemlich geneigten Abhang in Windungen hinunter zu einem fast kreisrunden Kessel, der mit

gutem Boden ausgefüllt ist, auf dem Erbsen gezogen werden. Diese kleine kreisrunde Ebene auf dem Grunde des trichterförmig zwischen Schichtendecke und Steilabfall der nächsten Schicht ausgehöhlten Zwischenraumes ist die mehrfach erwähnte fast kreisrunde Hohlform. Sie sammelt die von ihren Rändern herabfließenden Meteorwasser, saugt sie auf und gibt sie an einer am Nordwestrande gelegenen Stelle in einem Bach wieder frei. In der Einsenkung zwischen dem Djebel Ait Sſidi H'ſſein und der nördlich übergelagerten Schicht führt von dieser kleinen Ebene aus der schon von der Höhe des H'ſſein aus in seiner Verlängerung beobachtete Fußweg fast von der Breite eines Fahrwegs zum Kſar er Rumi. Dieser Weg, dem wir später in der umgekehrten Richtung folgen, dürfte den Verkehr zwischen Volubilis und den Serhun-Bergwerken vermittelt haben.

Wir reiten quer über die kleine runde Ebene und haben sie nach einer Viertelstunde durchschritten. Der Kessel öffnet sich nach NW 35 W (Wegrichtung) und gibt hier den Bach Uad Dbian frei, den „Bach von Mulei Idris" Fischers. Um 10 Uhr 20 Min. überschreiten wir den Bach, der (10 Uhr 32 Min.) fast rechtwinklig entsprechend einer Erweiterung des Tales in der Richtung auf den Mussaua abbiegt, von dem er jedoch an seinem Fuße wieder gezwungen wird, die ursprüngliche Richtung erneut einzuschlagen. Der Fluß windet sich am reich bewaldeten Djebel Mussaua und später an dem unbewaldeten Djebel Sſidi Ali ben Hamdusch hin, während der Weg in direkter Linie, und zwar vorwiegend in der Richtung NW 50 W, weiterläuft. Auf der anderen Seite des Mussaua, also auf dem uns abgewandten südlichen Abfall des Berges ziemlich unterhalb des obersten Teiles des Steilabfalls soll die Stadt Dschar Mussaua fun Serhun (fun Serhun?) liegen, angeblich eine volkreiche Stadt mit lebhafter Industrie, doch ist eine auch nur annähernde Schätzung der Einwohnerzahl nicht zu erhalten. Sämtliche geradeaus sichtbaren Schichten sind in einem Winkel von etwa 30 Grad nach SOS aufgerichtet. Rechts neben und vor uns liegen vier Hügel, die den Djebel Dbian bilden. Zu beiden Seiten des Weges lagert Ackerland, das sich bis an den Fuß der Höhen zieht. Die Aussaat ist, wahrscheinlich infolge der höheren Lage, erheblich zurück

hinter der in der Ebene von Fas und in der Sſebuebene. Mulei Idris liegt geradeaus südlich eines am Horizont auf einem Hügel sichtbaren Olivenwäldchens. Das Tal verbreitert sich erheblich. Zwischen uns und dem Fuß des Hambusch liegen 3—4 km Fläche. Jenseits dieser Talfläche an den Hängen weiden nach Hunderten zählende Herden von Schafen, Rindern, Pferden (wohl ausschließlich trächtige Stuten) und Ziegen. Vor wenigen Tagen erst haben die benachbarten räuberischen Semmur einen Raubzug in diese Gegend unternommen und an 100 Stück Vieh fortgetrieben.

Die Geschwindigkeit der Fortbewegung beträgt — wie gewöhnlich — 650 Schritte in fünf Minuten. Von vornherein habe ich stets strengstens darauf geachtet, daß die Bewegung der Karawanentiere möglichst gleichmäßig geblieben ist. Es hielt im Anfang schwer, die Leute hieran zu gewöhnen. Aber als sie merkten, worauf es mir ankam, achteten sie schon von selbst darauf. Maßgebend für die Geschwindigkeit ist mir bisher stets gewesen der Schritt der beiden Lasttiere, des Maultieres und meines Bu Hamara. Ich habe ihre durchschnittliche Geschwindigkeit wiederholt ausgemessen und nachgeprüft. Sie betrug durchschnittlich 100 m in der Minute, also 6 km in der Stunde. Meine Hauptsorge bestand stets darin, daß diese Geschwindigkeit, so lange wir marschierten, ständig innegehalten wurde. Da das Tempo 6 km in der Stunde ziemlich schnell ist, so ließ ich um so öfter Pausen eintreten, die ich dann sorgfältig verzeichnete, damit in die Kartenkonstruktion keine Entfernungsfehler hineinkommen sollten. Zur Kontrolle der Marschgeschwindigkeit diente unterwegs stets mein Schritt, der ziemlich genau 80 cm beträgt. Also würden 1300 Schritt in der Minute demnach gleichkommen 104 m. Wenngleich das Terrain, das wir durchschreiten, gebirgig ist, so macht diese Tatsache für die an eine gleichmäßige Bewegung gewöhnten Lasttiere so gut wie nichts aus. Wenn ich daher die Marschgeschwindigkeit um rund 4 m pro Minute abgerundet habe, so dürfte diese kleine Korrektur vollauf genügen, um die Differenz zwischen der wirklichen Weglänge und der auf die horizontale Fläche projizierten Weglänge auszugleichen.

Die Hohlform, in der wir uns bewegen, muß ehemals ge-

schlossen gewesen sein. Sie charakterisiert sich als ein von der Oberfläche der einen und vom Steilabfall der anderen Scholle in einem Schrumpfungstal gebildeter Kessel von ziemlicher Ausdehnung. An seiner tiefsten Stelle hat das Wasser sich seinen Abfluß dadurch verschafft, daß es den hier nur wenig überstehenden Schollenrand durchbrach, um alsdann auf der Oberfläche der nächsten Scholle weiterzufließen. Das Gestein dieser Scholle ist



Kunststraße aus der Römerzeit bei Bab er Ruml.

Sandstein. Der Bach wird an der Durchbruchsstelle kurz nach Norden abgelenkt, kehrt aber alsbald wieder in die vorherrschende Richtung zurück. In dem Längstal zwischen der durchbrochenen und der nächsten Scholle fließt ein kleiner Bach, der auf der Nordseite des Djebel Dbian entspringt und sich mit dem Uad Dbian vereinigt. Er fließt an einem Duar, dem Asib Scherif Ssidi Hadj el Arbi el Uasani vorbei.

Wir haben einen neuen Kessel betreten, zu dessen Durchquerung wir etwa 25 Minuten brauchen. Zu unserer Linken

zieht sich Weidegrund am Fuße der nördlichen Kifanspitze hin. Geradeaus steht Olivengesträuch, an einem Abhange dahinter (darüber) das vorhin beobachtete Olivenwäldchen. Die Schichten des Kifan sind ebenfalls nach SSO aufgerichtet. Die eben durchschrittene Hohlform ist der vorhin beschriebenen ähnlich. Ihr Schluß wird an der tiefsten Stelle gebildet durch den Kifan und die niedrige Scholle, auf die wir dann hinaufsteigen. An der Stelle, an der beide Schollen sich am nächsten kommen, hat sich der Fluß, der Richtung des Längstales folgend, ein schmales, felsiges Bett gegraben. Auch nach der Flußseite hin fällt der Kifan sehr steil ab. Der aus zwei scharfen Spitzen bestehende Berg bildet eine der Hamdusch-Scholle übergelagerte Scholle, die sich — allerdings wohl nur scheinbar — in einem sehr spitzen Winkel mit dieser vereinigt.

Bereits als wir den Bach irrtümlich überschreiten, um indessen alsbald wieder zurückzukehren, bemerken wir, daß der Uferrand mit einer dreifachen Schicht von Pflastersteinen festgelegt worden ist, eine Beobachtung, die in dieser Gegend unbedingt überraschen muß. Als ich den Ort, wo wir uns befinden, etwas näher untersuche, sehe ich noch weiteres altes Gemäuer und erkenne eine mit großen Quadersteinen belegte alte Kunststraße. Das ganze Gelände nördlich vom Kifan ist bedeckt mit alten, wenn auch nur wenig zutage tretenden Straßenzügen und Fundamenten. Kurz und gut, ich habe eine alte römische Stadt wiedergefunden, deren Existenz man wieder vergessen hat. Dem ausgedehnten Ruinenfelde nach zu schließen muß es eine bedeutende Stadt gewesen sein. Der Serhuni bezeichnet mir den Ort als Bab er Rumi (Tor der Römer). In der Tat handelt es sich hier um eine Stadt aus der Römerzeit. Daraufhin deutet schon die Pflasterung jener Kunststraße, auf der ich mich bewege, und auf der das saxum quadratum unverkennbar ist. Diese mit großen Quadersteinen gepflasterte Straße war vielleicht die Hauptstraße der Stadt, die sich nördlich von ihr ausdehnte. Jedenfalls liegt hier für einen Archäologen noch jungfräulicher Boden, und eingehende Studien wären an dieser Stelle vielleicht nicht weniger interessant, als bei Volubilis. Allerdings ist die archäologische Erforschung dieses Platzes kein ungefährliches Unternehmen. Vielleicht wäre

sie noch am leichtesten möglich, wenn man von Beni Amar und über das Hochplateau des Serhun hinweg in südöstlicher Richtung vordränge und peinlichst Mulei Idris vermiede. Wir jedenfalls befinden uns jetzt schon im Bannkreis dieser heiligsten Stätte des afrikanischen Muhammedanismus, und meine Leute wissen schon gar nicht mehr wohin vor Angst. Andauernd beten sie und rufen, ja schreien förmlich nach Mulei Idris, dem wir uns immer mehr und mehr nähern. Sie haben kaum noch für irgend etwas



Aquädukt ober der Stadt Serhun (Mulei Idris).

anderes Sinn, als für ihn und ihre Angst. Jetzt fühlen sie die ganze Schwere der Verantwortung, die sie auf sich genommen haben, als sie einen Christenhund in dieses heilige Land geführt haben, und schon überlegen sie, ob es nicht möglich wäre, mich zu verkleiden, eventuell in ein Weibergewand. Ich protestiere aber; denn man wird schon am Gepäck den Europäer erkennen, und die Verkleidung könnte von den Bewohnern der heiligen Stadt Serhun höchstens als Furcht ausgelegt werden, und das wäre schlimmer als irgend etwas anderes. Im Gegenteil, ich setze mich an die Spitze meiner Kavalkade. Denn in einem

solchen Falle traue ich meinen eigenen Augen doch mehr, als den schlechten Flinten und dem Mut meiner Makhasnis. So reite ich zunächst ein in eine Senkung, in die auch der Uad Dbian wieder einströmt, nachdem er die Klamm zwischen dem Kifan und dem Hügel, auf dem Bab er Rumi liegt, verlassen hat. In die Hohlform öffnet sich von rechts her ein Tal, und nunmehr liegt der mit Olivenbäumen bewaldete, schon von weitem gesichtete Hügel zu unserer Rechten. Die Olivenpflanzungen reichen bis hinunter zum Tale, und bald reiten wir durch ein Olivenwäldchen,



Rückkehr vom Markt in Serhun (Mulei Idris).

das bewässert wird von dem Flüßchen, das bisher unser ständiger Begleiter geblieben ist. Als wir durch das Olivenwäldchen hindurch sind, wird das Auge überrascht durch ein ganz modernes, weiß in der Sonne erstrahlendes Bauwerk, einen Aquädukt, der erst vor wenigen Jahren vom Sultan erbaut worden ist. Dieser Aquädukt bildet eine Ableitung des Uad Dbian. Während der Fluß selbst den Schollenrand durchbrochen hat und mittels eines Wasserfalles nach Süden hin über den Schollenkopf hinweg sich in ein paralleles Längstal ergießt, um später die beiden Felsen, auf dem Mulei Idris liegt, im Süden zu umfließen, überspannt der Aquädukt jene Durchbruchsstelle und leitet das Wasser in



Blick auf Serhun (Mulei Idris), die heiligste Stadt Marokkos.

die Springbrunnen der heiligen Stadt. Von der Stelle des Aquädukts an erfolgt noch ein sehr sanfter Aufstieg, und um ½1 Uhr genießen wir den ersten Blick auf die heiligste Stadt Nordafrikas, vulgär genannt Mulei Idris; ihr richtiger Name ist Serhun. Sie liegt vor uns, und zwar etwas tiefer, als die Straße, auf der wir uns bewegen, auf zwei nadelscharfen Felsspitzen, einem Sporn des Hamdusch- und Kifansystems, das im Süden von Mulei Idris, und zwar jenseits des Uad Dbian, die Stadt mit einem steilen Höhenrücken umfaßt, so daß also die Stadt Serhun gedacht werden muß liegend auf zwei Kegeln, die nach drei Seiten hin steil abfallen, während sie jenseits des sie umgebenden Tales wiederum von prall aufsteigenden Höhen umgeben sind, die nicht unerheblich höher sind, als die Felsen selbst. Die Stadt ist also umgeben von einem mächtigen natürlichen Bergwall, der nur an der einen Stelle durchbrochen ist, durch die der Uad Dbian weiterfließt zunächst an den hochragenden Trümmern von Volubilis vorbei, die wir in der Ferne erblicken. Später ergießt er sich als Uad Faraun in den Uad Rdam, der den Serhun im Südwesten zu jener steilen Bergfestung herauspräpariert hat, wie der Uad Mekkes im Südosten und Osten.

Jedes Fragen und Erkundigen hört jetzt auf. In der Tat ist der Augenblick gekommen, wo man fast den Atem anhält und kaum zu sprechen wagt. Als meine Leute der heiligen Stadt ansichtig werden, steigen sie von den Tieren herunter, werfen sich ein über das andere Mal zur Erde nieder und schreien andauernd: „Mulei Idris!“ Ein Eselstreiber, der von der Stadt kommt — es ist gerade Markttag heute — begegnet uns. Als er mich erblickt, fehlt nicht viel, daß er vor Schreck erstarrt wie Lots Weib. Er erholt sich aber wieder und läuft schreiend in die Stadt zurück, um unsere Ankunft zu verkünden. Ich folge ihm in ziemlicher Eile, darauf gefaßt, durch die Stadt hindurch ziehen zu müssen. Wenn das schon einmal notwendig ist, so ist es gut, die erste Überraschung auszunutzen. Trotzdem kann das Unternehmen recht übel auslaufen, und das wäre um so ärgerlicher, als mir an einem Sportstückchen absolut nichts gelegen ist, nachdem der wichtigere Teil der Arbeit, nämlich die Erkundung des noch unbekannten Teils des Gebirges, bereits getan ist. Unter meinen Geleitsbriefen

befindet sich einer an den Amin von Mulei Idris, in dessen Gebiet die Ruinen von Volubilis liegen; der Brief sollte ihm eigentlich von Volubilis her überreicht werden. Nun soll einmal der alte, feige Serhuni, der mir bisher immer mehr ein Hindernis, als ein Vorteil gewesen ist, zeigen, was er kann. Er bekommt den Auftrag, vorzureiten und dem Amin den Sultansbrief zu überbringen. Die Zeit benutze ich, um mich zu orientieren. Die Lage der Stadt läßt darauf schließen, daß an der Nordwestseite ein Weg des schroffen Abfalls halber nicht wahrscheinlich ist. Ich suche daher einen Weg, der noch vor der Stadt nach Norden oder Nordwesten führt. Mittlerweile sind wir auf etwa 50 m herangekommen. Bereits strömen die Leute aus dem Tore und umringen mit Schreien und Johlen, das sonst bei den stillen Muhammedanern gar nicht üblich ist, den alten Kaid. Da entdecke ich eine Brücke, die nach Nordosten führt, und jenseits deren der Weg sich wieder nach Nordwesten wendet, indem er ein kleines, aber tief eingeschnittenes Flußtal zwischen uns und die Stadt bringt. Unverzüglich schlage ich diesen Weg ein. Die uns zugekehrten Dächer der Stadt sind bereits schwarz von Menschen. Nun aber ist der Rumi schon fast vorbei, und außerdem haben Rumi gute Gewehre, und schließlich ist ein Makhasni, der einen Rumi nach der heiligen Stadt Serhun geführt hat, auch dazu ganz gut zu gebrauchen, daß man an ihm seinen Ärger ausläßt, wenn man das nicht am Rumi selbst tun kann. So etwas kühlt den Mut, und ich bin dem alten Serhuni schließlich doch noch zu Dank verpflichtet, daß er im geeigneten Moment vorhanden ist als Blitzableiter für die Wut und die Entrüstung der Idriden der heiligen Stadt Serhun. Mittlerweile reite ich in einem Olivenwäldchen an der Längsseite der Stadt entlang, während sich zwischen ihr und mir das Flußtälchen immer mehr vertieft. In der Tat erkennt man von hier aus deutlich die Lage der Stadt. Sie lehnt auf zwei Felsen, die durch einen tiefen Sattel miteinander verbunden sind. Dort aber, wo der Sattel sitzt, lugt eine goldene Kuppel, in der Sonne blendend erstrahlend, hervor, und je weiter wir fortschreiten, um so mehr streckt sich unter ihr ein schneeweißer Turm in die Höhe, bis auch der marmorklare Unterbau sichtbar wird, und meine Leute erneut in

heiligen Schauern niederfallen, um ihr Haupt mit Staub zu bestreuen und die mächtige Majestät des Mulei Idris anzubeten, dessen Gebeine in jener Moschee zur ewigen Ruhe und Anbetung gebettet sind. So viel Geistesgegenwart bleibt ihnen doch immer noch übrig, daß sie mich bitten, die Moschee nicht zu photographieren. Ich selbst aber bin von der Stimmung des Augenblicks derartig überwältigt, daß ich vom Pferd steige und den Hut in der Hand behalte, so lange die Moschee sichtbar ist. Meine Leute haben sich späterhin dafür ausdrücklich bedankt, das erste



Typische steinerne Hütte der Serhun-Berber.

und einzige Mal, daß sie „danke" sagten für etwas anderes als Lohn oder Trinkgeld.

Nunmehr reiten wir, bereits die heilige Stadt im Rücken, durch einen Olivenwald, und zwar in vorwiegend nördlicher Richtung. Nach einer Viertelstunde erblicken wir einen Steilabfall, der uns zugekehrt ist und oben ein charakteristisches Loch aufweist, das im Volksmunde die Bezeichnung „Taubenfelsen" (El Kaf el Hammam) führt. Jenseits dieses Felsens, der wieder einmal den charakteristischen Abbruch nach Südosten aufweist, während er, von der anderen Seite gesehen, ein flach ansteigender Hügel ist, erreichen wir den großen Duar Fartassa, von wo aus wir die Ruinen von Volubilis gerade im Westen unter uns im

Tale erblicken. Unter Bäumen, die links am Wege stehen, halten wir eine nahezu vierstündige Rast. Diese Zeit benutzen meine Leute, um nach der Stadt Serhun zurückzukehren. Angeblich wollen sie noch Einkäufe machen, aber das drängt ganz und gar nicht. Mehr kommt es ihnen darauf an, im Tempel zu beten und den Heiligen um Verzeihung zu bitten, weil sie einen Christen in die Nähe seines Heiligtums geführt haben. Bei dieser Gelegenheit fallen sie dem Mokhaddem, dem Hohenpriester, in die Hände, der sie heftig ausschilt und räudige Hunde nennt. Nun aber wirft



Berberdorf Duar Fartaſſa bei Volubilis.
(Steinhütten, charakteriſtiſch für die frühzeitig ſeßhaft gewordene alteingeſeſſene Berberbevölkerung, während das Ziegenhaarzelt auf Abſtammung von den zugewanderten ehemals nomadiſierenden Stämmen hinweiſt. Die ſogenannte ſtädtiſche Bauart, vergl. Abb. S. 372 und 421, iſt arabiſchen Urſprungs.)

ſich Hadj Huſſein doch in die Bruſt und erklärt dem Prieſter: „Was willſt du? Ich bin auch ein Scherif. Mein Vater Muhammed war der Sohn des und des, der der Sohn war des und des“, und ſo weiter bis auf Fatima, die Tochter des Propheten. Da wird der Prieſter kleinlaut, und als die Leute ihm jeder eine Billion, und der Dolmetſcher deren ſogar zween opfert, erteilt er ihnen den üblichen Segen im Namen des Heiligen. Was nützt es dem Hohenprieſter auch, nun noch angeſichts dieſes fait accompli zu ſchelten und den Segen zu verweigern! Durch

mein ketzerisches Erscheinen ist ja nun vom Heiligen der erste Glanz doch heruntergewaschen. Weshalb soll sein Hoherpriester deshalb das übliche Opfer verschmähen, zumal der Heilige die Entweihung sich ruhig hat gefallen lassen. Mit dieser Überlegung beschwichtigen auch meine Leute ihr Gewissen. Hadj Hussein sagt ausdrücklich: „Hätte der Heilige nicht gewollt, daß wir dort reisen, dann hätte er es auch schon von selbst verhindert.“ Man sieht, auf die Auslegung kommt es an. Schließlich habe ich nach der Überzeugung meiner Marokkaner den Serhun gar noch unter dem ausdrücklichen Schutze des heiligen Mulei Idris durchquert. Allerdings, es war ein heißer Tag heute! Größtenteils bin ich zu Fuß gegangen, und der Schweiß strömte mir vom Gesicht herunter.



Wohnungen der Serhuni; im Vordergrund Zelte von ehemals nomadisierenden Berbern aus Ziegenhaargewebe, im Hintergrund arabische (städtische) Bauart.

Andauernd wurde gemessen, beobachtet und Notizen gemacht, und das Terrain skizziert. Ich habe heute nicht weniger denn fünf Dutzend Aufnahmen mit der Camera genommen. Dabei war zu vernünftigen topographischen Arbeiten kaum Zeit vorhanden. Bedeutet doch diese Durchquerung des Serhun für mich schlechthin nichts anderes, als einen wissenschaftlichen Patrouillenritt, der die Aufklärungsarbeit leisten sollte für diejenigen, die erst später die wissenschaftlichen Schätze noch im einzelnen herausarbeiten sollen, die in diesem vielleicht mit interessantesten Teile Marokkos noch unter neunzehnhundertjährigem Schutt begraben liegen.

Ganz allerdings traue ich dem Frieden heute noch nicht. Die heilige Stadt mit ihrer aufgeregten Bevölkerung ist mir noch zu nahe. Somit entschließe ich mich, noch am Spätnachmittage nach

einem kurzen Besuch von Volubilis (Ksar Faraun) weiter zu reiten, und zwar möglichst bis an den Fuß des Djebel Tselfat.



Der alte Kaid im Kreise von Leuten aus Duar Fartassa.

Es ist bereits 5 Uhr nachmittags, als wir vom Duar Fartassa aufbrechen. Wir beabsichtigen heute abend noch den Ulad Flêh zu erreichen. Dort liegt ein Militärposten der Schrarda unter einem Kalifa, zu dessen Kommando auch mein Kaid Buschda ge-

hört. Meine Leute schätzen die Entfernung auf etwa zwei Stunden. Doch ist diese Angabe sehr unzuverlässig, da die Marokkaner erfahrungsgemäß unfähig sind, Entfernungen in Wegstunden zu übersetzen. Übrigens habe ich vor dem Abmarsch noch ein kleines Rencontre mit dem Kaid Buschda. Als dieser von der heiligen Stadt Serhun zurückkehrt, erscheint er bei mir in Begleitung eines anderen Makhasnis, den er mir als seinen Bruder vorstellt. Ich habe in Marokko in bezug auf Brüder schon meine Erfahrungen gemacht und bin daher gleich von vornherein mißtrauisch. Der Zweck dieses Bruders wird mir auch alsbald klar, als nämlich Kaid Buschda um Urlaub bittet. Er will gern seine Familie besuchen, die am Ostabhange des Tselfat wohnt, und bittet mich, ihn zu entlassen. Statt seiner soll sein Bruder mich nach Rabat begleiten. Kaid Buschda ist ein pfiffiger Geselle. Er hat sich diesen „Bruder" selbstverständlich eben erst in der heiligen Stadt Serhun zugelegt und hat ihm wahrscheinlich die Hälfte von dem guten Tagessold versprochen, den er bekommt. Auf diese Weise hätte sich Kaid Buschda in seinem Dorfe zehn Tage auf die faule Bärenhaut gelegt und hätte trotzdem noch die Hälfte seiner Einnahmen eingestrichen. Als mir der Zusammenhang klar wird, lache ich ihn direkt aus, und es dauert auch nicht lange, da ist der so plötzlich aufgetauchte Bruder wieder verschwunden. Dem Kaid Buschda scheint die Sache auch nicht sehr nahe zu gehen. Denn trotzdem er sich als der Blamierte vorkommt, zeigt er doch ein sehr fröhliches Gesicht und riskiert, als wir auf die Ruinen von Volubilis zureiten, wieder einmal einen lustigen Fantasiagalopp. Dem anderen Kaid aber, dem alten Serhuni, ist jetzt ein Stein vom Herzen gefallen: Das Gebiet, für das er die Verantwortung hatte, haben wir hinter uns. Vorhin noch saß er großspurig unter den Bewohnern des Duar Fartassa und renommierte ihnen etwas vor von unserem Ritt durch das Serhun-Gebirge. Hadj Hussein amüsiert sich köstlich, als er mir erzählt, der Alte sei stolz darauf, daß er uns so gut geführt hätte. Nun, ich habe auch kein Herz von Stein und bezahle daher heute die Gerste für sein Streitroß.

Zunächst schlagen wir die Straße nach Bab Tisra Djorf ein, biegen dann aber nach wenigen Schritten von ihr ab und reiten los auf die hochragenden Trümmer von Volubilis. Nach kaum

einer Viertelstunde haben wir sie erreicht. Es liegt mir daran, von hier aus nochmals eine Reihe von Rückpeilungen anzustellen nach dem Hamdusch und den Höhen, die sich im Hintergrunde von Mulei Idris zusammendrängen. Fernerhin peile ich von hier aus nochmals die Tselfatspitze an, die in N 32 NO erscheint. Durch diese Peilungen, sowie durch die Peilungen vom Medjma es Ssalihin aus zum Tselfat und zum Hamdusch und das Itinerar sind nunmehr die Lageverhältnisse dieser vier Punkte zu einander festgelegt, so daß sich danach eine ziemlich annähernd richtige Kartenkonstruktion wird ermöglichen lassen. Südlich und südwestlich von Volubilis setzt sich die Randscholle des Gebirges noch in einem ziemlich deutlich herauspräparierten Höhenzuge fort bis an das Ufer des Uad Rdam, und hinter diesem beobachte ich den auch bereits vom Medjma es Ssalihin aus gesehenen dreigipfeligen Djebel Kafs, der jenseits des Rdam steht, und an den sich weiter nach Norden hin der bei der Sauia Ssidi Kassem zu einem stumpfen konischen Gipfel, ähnlich wie der Djebel Tselfat, herauspräparierte Djebel Utita anschließt.





Wäscherinnen an der Quelle.

Neuntes Kapitel.

Zum Atlantischen Ozean.



Die Trümmerstätte von Volubilis ist bereits mehrfach besucht und beschrieben worden. Unter anderen hat die erste deutsche Gesandtschaftsreise nach Marokko, die seinerzeit von Pietsch begleitet wurde, hierher einen Abstecher gemacht, und Pietsch hat die Trümmerstätte eingehend beschrieben. Ich beschränke mich daher darauf, nur noch einige Handstücke abzuschlagen. Denn viel Zeit ist nicht zu verlieren; bald wenden wir den romantischen Marmortrümmern den Rücken und reiten über eine Steppe, die nur hier und dort in Kultur genommen ist, auf die Tselfatspitze los, die von hier aus nur verhältnismäßig niedrig erscheint. Kein



Die Trümmerstätte von Volubilis (Ksar Faraun).

Wunder, wir befinden uns ja hier auf dem Rücken einer Hochebene, von der die Tselfatspitze nur einen wahrscheinlich durch



Ruine in Volubilis.

Schrumpfung kräftiger aufgerichteten Rand bedeutet, wenigstens nach der Theorie Theobald Fischers. Es liegt mir daran, nun auch noch durch den Augenschein festzustellen, ob diese Theorie

richtig ist. In der Tat führt der direkte Weg von Volubilis nach dem Tselfat über eine langgestreckte Hochebene, an deren Steilabfall wir uns befinden. Auch hier tritt dieselbe Erscheinung auf, wie auf der Hochebene, die sich zwischen Beni Amar und dem Djebel Ait Sſidi H'ſſein hinstreckt. Die Schichtenköpfe sind samt und sonders nach SOS aufgerichtet, während der eigentliche Steilabfall herbeigeführt ist durch die Erosion des Uad Segota. Die Hochebene kehrt ihre schärfste Bruchstelle nach OSO. Wir reiten eine zeitlang neben dem Steilabfall, den wir stets zur Rechten haben, auf dem Hochplateau entlang. Je näher wir an den Tselfat herankommen, um so deutlicher ergibt sich, daß dieser in der Tat nur eine besonders erhabene Stelle des Hochplateaus ist, die durch Erosion und teilweise auch durch Denudation nach drei Richtungen hin freigelegt ist, so daß, wenn man den Tselfat von Nordwesten, Norden oder Nordwesten aus betrachtet, man den Eindruck erhält, es sei ein ganz spitzer, scharfer Kegel, der ziemlich einsam im Lande stehe. Der Augenschein beweist in der Tat, daß der Tselfat orographisch eins ist mit dem ganzen Serhun-Gebirge. Tselfat und Serhun zusammen betrachtet ergeben sich also als eine von Nordwesten nach Südosten sanft aufsteigende Hochebene, die nur deshalb so erhaben erscheint, weil in sie tiefe Flußläufe eingeschnitten sind, so daß man also, zumal wenn man sich am Fuße des Gebirges befindet, stets den Eindruck einer enormen Höhe erhält. Charakteristisch ist auch, daß die größeren Flüsse, die den Serhun einschließlich des Tselfat so prall herausmodelliert haben, mit Ausnahme des Segota, nicht am Serhun entspringen, sondern von dem Hochplateau kommen, das sich südlich und südöstlich von Meknas erhebt. Auch gewinne ich von hier oben aus den Eindruck, daß nicht allein Tselfat und Serhun orographisch zusammengehören, sondern daß auch die jenseits des Rdam befindlichen Berge mit ihren höchsten Erhebungen Djebel Utita und Djebel Kafs gleichfalls nur Teile dieses Hochplateaus sind, dessen allgemeine Neigung nach Nordwesten hin schon durch die Richtung des Uad Rdam bewiesen wird, dessen Tal sich genau so als ein reines Erosionstal darstellen dürfte, wie es das Tal des Mekkes und des Uad Segota ist. Gegen 7 Uhr überschreiten wir den Rand des Hochplateaus und steigen an der Abbruchstelle abwärts. Wir

bewegen uns auf einem Wege, der am Abhange entlang führt in der Richtung auf die Tselfatspitze, die, von hier aus gesehen, keineswegs mehr konisch, wie von der Ssebuebene aus erscheint, sondern aussieht wie ein langgestreckter Abbruch einer nach SOS aufgerichteten Scholle. Mittlerweile ist es ½8 Uhr geworden. Dunkelheit tritt ein. Wir berühren die Duars Ulad el Mrab und Duar el Kaid Mbarek ben Schlöh. Diesen letzteren Duar habe ich bereits liegen sehen, als ich auf der Hinreise nach Fas, vom Ssebu kommend, in das Segotatal hinabstieg. Es ist derselbe Kaid, der wegen seiner Gastfreundschaft berühmt und Landsmann Hadj Husseins ist. Indessen können wir heute von beiden Vorteilen keinen Gebrauch machen, obgleich ich es gern getan und die anstrengende Tour hier beendet hätte. Es ist aber nur noch etwa eine halbe Stunde bis zum Ziel. Wir überschreiten einen kleinen Bach, der zum Segota fließt, und erreichen endlich abends 8 Uhr bei völliger Dunkelheit das Zelt des Kalifa der Schrarda beim Ulad Flêh. Ein arbeitsreicher Tag liegt hinter uns! Vom Asib Ait Ssidi H'ssein sind wir ziemlich genau 44,6 km marschiert. Der Weg von Fas nach Duar Skhunat war 33,4 km und vom Duar Skhunat bis zum Asib Ait Ssidi H'ssein 9,15 km. Die ganze Tour beträgt also bisher von Fas aus 87,15 km, ohne die Fußtouren auf den Kanusa und den Medjma es Ssalihin.

Todmüde treffen wir ein. Aus den zwei Stunden, von denen meine Leute geredet haben, sind drei geworden, und dabei sind wir unterwegs sogar teilweise getrabt. Wir nehmen daher mit Dank das Anerbieten des Kalifa an, der uns sein Zelt überläßt. Wie ich höre, hat Kaid Buschda vorgesorgt. Er traf in Serhun einige Schrardas, die im Begriff waren, vom Markt nach Hause zu pilgern, und hat durch diese seinen Kalifa benachrichtigen lassen, daß wir heute abend noch bei ihm einzutreffen beabsichtigten. Der Kalifa war gerade auf der Saujagd und wurde nach Hause geholt. Er bereitet uns insofern eine besondere Überraschung, als er uns eine große Schüssel voll der prächtigsten Kiebitzeier vorsetzt, die seine Leute unterwegs gesucht haben, und tut auch sonst alles Mögliche, um die Lebensnerven seiner Gäste wieder aufzufrischen.

* * *

29. März.

Schon gestern während der Mahlzeit fühlte ich mich übel, litt an völliger Appetitlosigkeit und legte mich daher alsbald nieder. Ich vermutete, daß ich mich an den letzten drei Tagen überanstrengt hätte und wollte mich, wie gewöhnlich, durch Schlafen kurieren. Aber ich kam nicht dazu. Fieber stellte sich ein. An Schlaf war nicht zu denken, um so weniger, als dieser Militärposten hier in einer ziemlich verrufenen Gegend liegt, in der Räubereien an der Tagesordnung sind. Andauernd schlugen in den benachbarten Duars die Hunde an, was geradezu beängstigend klang, und selbst der Posten vor dem Zelte bemerkte etwas Verdächtiges, angeblich Räuber, und gab auf sie einen scharfen Schuß ab. Wachend und fiebernd gleichzeitig erwartete ich den Morgen, und als ich aufstehe, bin ich matt zum Umfallen. Kein Zweifel, ich bin krank. Um das Leiden vollzumachen, haben mir meine Leute gestern abend auch noch, wie üblich, ein Glas Wasser gereicht. Waren sie aber nachlässig, oder geschah es aus Versehen — das Wasser war nicht abgekocht. Da ich sehr durstig war, merkte ich es erst, als ich es getrunken hatte. Aber unterwegs liegen bleiben hat keinen Zweck. Also mit doppelter Eile weiter zur Küste! Noch einen ganzen Tag lang heißt es aber den Kopf hoch halten. Ich will meine Arbeit wenigstens fortsetzen, bis ich den Tselfat hinter mir habe. Vor allen Dingen interessiert es mich noch, festzustellen, ob an dem von vielen, namentlich vom Grafen von Pfeil, entschieden bestrittenen Gerücht etwas Wahres ist, daß sich am Tselfat eine Petroleumquelle befindet. Nach den in Ulad Flêh eingezogenen Erkundigungen existiert die Quelle in der Tat. Somit breche ich heute gegen 1/2 10 Uhr auf. Die sonntägliche Morgensonne beleuchtet das zur Rechten liegende, in frischem Grün prangende Segotatal, jenseits dessen in der Ferne die Berge von Fischtala und Ulad Aissa erscheinen. Andauernd ziehen wir direkt unterhalb des Steilabfalls des Tselfat entlang. Links am Wege liegt der Ulad el Hadad, und zwar direkt unterhalb des straff aufsteigenden Felsenrandes, dessen Schichten wagerecht liegen und wie im Djebel Ait Ssidi H'ssein leicht geschwungen sind, so daß von hier aus gesehen mehrere Kuppen heraustreten.

Wir überschreiten verschiedene durch Denudation herauspräparierte, senkrecht zum Zuge des Tselfat streichende Hügelketten, die aus Mergel und weichem Sandstein bestehen, und haben nach drei Viertelstunden bereits das Heiligtum des Ssidi M'hammed ben Dinhasch hinter uns. Die Abdachung nach unserem Wege zu vom Steilabfall her macht durchaus den Eindruck eines durch Vegetation festgelegten Schotterfeldes. Gerade vor uns liegt ein



Sied Ssidi Bu Themin.

Ausläufer des Tselfat mit vier scharfkantig abgebrochenen Gipfeln, der aus zerschürftem und völlig verwittertem Gestein, Konglomeraten mit lehmigen Bindemitteln, besteht. Oben auf der Höhe, auf die wir hinaufsteigen müssen, findet sich wieder ein ähnlicher Kalk, wie auf der obersten Decke des Djebel Ait Ssidi H'ssein. Darunter lagert ein sandiger Kalk, darunter das Konglomeratgestein. Gegen 10 Uhr kommen wir zum Dorf Bel Bdaui, das aus vier Gehöften besteht. Wir haben mehrere Bächlein überschritten, die sämtlich zum Segota fließen, und die auch hier, wie

es scheint, an den Stellen entspringen, wo das tertiäre Deckgebirge auf ein älteres Grundgebirge auflagert. Die Leute aus dem Bel Bdaui reichen uns Buttermilch. Dann ziehen wir in der ursprünglichen Richtung, die vorwiegend nach Norden geht, bergauf auf die Hauptspitze los. Wir ziehen ein Erosionstal in die Höhe, dessen Talschluß oben durch das Heiligtum des Ssidi Bu Themin gebildet wird. Heute herrscht allgemeine Schlaffheit. Buschma hat die Erlaubnis erhalten, sich auf eins der Tragtiere zu schwingen, das er vorher schlecht bepackt hat, und mit dem er infolgedessen und aus allgemeiner Unaufmerksamkeit einen Abhang hinunterstürzt. Das Tier muß neu bepackt werden. Buschma tut sich weh und will nicht weiter, bis ich ihm mein Pferd anbiete. Da grinst er und kann plötzlich wieder laufen. Hadj Hussein benutzt die Gelegenheit, um im Heiligtum des Ssidi Bu Themin schnell wieder einmal zu beten. Er betet grundsätzlich in jedem Heiligtum. Wieder geht es auf einen Rücken hinauf. Etwa 1,5 km vom Heiligtum entfernt sehe ich Reste einer Niederlassung und einer Kunststraße. Die Steine dieser sind behauen, wie die von Bab er Rumi: große Quadern [1]). Vermutlich liegt hier ebenfalls eine römische Station, und wir haben vor uns den Rest einer Kunststraße, die die vom Grafen Pfeil festgestellten Kastelle im Ssebutal und Al Ksar (Oppidum Novum) mit Volubilis verband.

Wir überschreiten mehrere Ausläufer des Tselfat, die gut angebaut sind und aus Mergel und einer Schwarzerdeschicht bestehen. Schließlich kommen wir in ein tief eingeschnittenes Erosionstal, in dem ein Bach aus der Quelle Ain Riba zum

---

[1]) Die Auffindung dieser Reste römischer Niederlassungen und Kunststraßen an der Ostseite des Djebel Tselfat ist, wie mir Herr Professor Dr. Paul Schnell mitteilt, geeignet, Tissots Annahme (Recherches sur la géographie comparée de la Maurétanie Tingitane (p. 294), daß die im Itinerar des Antonin angegebene römische Straße Volubilis — Oppidum Novum (El Ksar) auf der Westseite des Tselfat hinführte, zu widerlegen, zumal da der französische Gelehrte selbst zugibt, daß zwischen Ain Hamid (an der Südseite des Djebel Tselfat) und Al Ksar el Kebir kein saxum quadratum gefunden worden ist, und er die Station Aquae Dacicae mit Ain el Kibrit (Schwefelquelle) an der Westseite des Berges nur auf die Übereinstimmung hin ihrer Entfernung von Volubilis identifiziert.

Segota fließt. Die umgekehrte Verlängerung des Tales führt als sanft ansteigende Halde hinauf zum höchsten Gipfel, der von hier aus das erste Mal wieder konisch erscheint. Die Bodenart ist Mergel, stark mit Ton versetzt, so daß er eine geradezu blaue Farbe hat. Ain Riba selbst ist eine kleine kümmerliche Quelle mit einer um so mehr auffallenden Erosionswirkung in dem aus Schwemmland bestehenden Hange. Rechts nach dem Tale zu starren schroffe, weiße Felsenspitzen (Kalk) in die Höhe. Wir steigen die westliche Lehne des Tales in die Höhe und dann in einen der ausgewaschenen Risse hinein. Hier liegt in der Tat die angezweifelte Petroleumquelle. Unter einer mergeligen Schicht von etwa 1,50 m Mächtigkeit lagert eine Tonschicht von etwa 1 m Mächtigkeit, durchsetzt mit fast senkrecht eingesprengten Spatflächen. Darunter liegt fester Sandstein. Auf der Tonschicht als Sohle entspringt Petroleum. Auf der stark lehmigen Mergelschicht entspringt Wasser. Beide vermischen sich sofort. Das Petroleum ist auf dem Wasser erkennbar durch den Geruch, ferner durch die charakteristische Lichtbrechung. Ein Stück Papier, das locker auf die Oberfläche eines mit Petroleumschicht bedeckten Wassertümpels gelegt wurde, wird alsbald fettig. Beide Quellen sind sehr schwach. Die Wasserquelle ist etwas stärker als die Petroleumquelle, die zeitweilig so kräftig geflossen sein soll, daß selbst die Flüsse danach rochen, aber jetzt versiegt oder verstopft ist. Vielfach findet man Naphthaabsonderungen. Der Abfluß erfolgt zum Segota. Die Leute erzählen, daß dieser tote Fische führe, wenn er nach Petroleum (Sit el Gas) röche. Direkt über der oberen Fortsetzung des Tales, in dem die Quelle liegt, ragt die höchste Tselfatspitze in die Höhe.

Als ich einige Rückpeilungen anstellen will, werde ich ohnmächtig und muß eine halbe Stunde lang pausieren. Dann umreite ich den obersten Kegel und steige in ein Seitental des Segota hinunter, wo ich nach etwas über 5 km bei der Quelle Ain Geddar, in der Nähe des gleichnamigen Dorfes, raste, nachdem ich kurz vor 1 Uhr mittags den letzten zum Tselfat gehörigen Ausläufer bei dem Uad Gliem gequert habe. Über uns thront, von Norden gesehen, hoch oben die Tselfatkuppe, deren glatte Abdachungsfläche dem Regenwasser zuzuschreiben sein dürfte, das

auf der uns zugekehrten Oberfläche der Scholle eine kräftig radierende Tätigkeit ausübt.

Bei der Quelle angelangt, stürze ich mehr vom Pferde, als daß ich absteige, und bleibe in einer langen Ohnmacht liegen. Auch der Dolmetscher ist krank geworden und leidet gerade wie ich an der Ruhr. Noch bin ich über 6 Tage von europäischen Wohnungen entfernt und habe dabei täglich noch 6 bis 8 Stunden zu reiten. Der Magen nimmt keinerlei Speisen mehr an mit Ausnahme einer einzigen, die aber für meinen Zustand geradezu Gift ist: saure Buttermilch. Dazu kommt, daß wir auf unserer Tour zur Küste durch die Gebiete kommen, die als gefährlich gelten: das Grenzgebiet der überdies gegenwärtig gerade miteinander in Kampf liegenden Semmur und Beni Ahsen. Ich gebe mir die größte Mühe, konsequent nach wie vor meine Beobachtungen anzustellen und hoffe, daß diese mich aufrecht erhalten werden. Allerdings fürchte ich einigermaßen für ihre Zuverlässigkeit. Die Wegrichtung von Ain Geddar aus ist vorzugsweise nördlich. Ausgedehnte Felder, die zum Teil in trefflichem Zustande sind, beginnen. Es geht über mehrere gut angebaute, aus Mergelland bestehende Erdwellen hinweg, die die Wasserscheide bilden zwischen dem Segota und einem Bache, dem wir zunächst folgen, und der sich vermutlich in den Ssebu ergießt. Schließlich steigen wir eine Hügelkette hinauf. Oben angelangt finden wir Spuren einer ehemaligen Straßenpflasterung. Vor uns haben wir den Ssebu, und zu unserer Rechten, etwa 6 km stromaufwärts, beobachte ich wieder jene bekannte charakteristische Wegmarke, den Kalkfelsen Hadjra el Uarkosa. Dann geht es den sanften Abhang des Hügels hinunter zum Ssebu. Bei einem Duar[1]), der am linken Ssebuufer liegt, wird das Zelt aufgeschlagen. Ich kann mich um nichts mehr bekümmern und muß alles meinen Leuten überlassen. Dem Dolmetscher geht es schon wieder besser. Ich lasse sofort mein Feldbett wieder hinstellen, und noch in den Kleidern lege ich mich darauf nieder, um gleich einzuschlafen und erst am anderen Morgen wieder zu erwachen. Meine Leute haben direkt über dem Feldbett das Zelt aufgerichtet, um meinen Schlaf nicht

[1]) Vermutlich Duar Tekna.

zu stören. Hadj Hussein behauptet steif und fest, diese Krankheit sei die Strafe vom heiligen Mulei Idris. Da er aber ein treuer Reisekamerad ist, so bemüht er sich eifrig, auch mich wieder gesund zu beten, nachdem ihm das bezüglich seiner Person bereits anscheinend gelungen ist.

* * *

30. März.

Wir haben heute noch einige Ausläufer des Djebel Tselfat zu überschreiten. Unser Weg führt uns zunächst noch auf dem linken Ufer des Uad Ssebu entlang. Von unserem Nachtquartier sind wir etwa um ½10 Uhr aufgebrochen und treffen nach etwa dreiviertel Stunden ein bei dem Duar Hadj el Abid Tkuia, von wo aus der Tselfat in S 5 SO erscheint. Die Gegend ist hier dicht bedeckt mit Dörfern. Aber es fällt mir schwer, Erkundigungen einzuziehen. Ich trotte nur ganz mechanisch, auf meinem Pferd sitzend, durch die Landschaft. Trotzdem der nächtliche Schlaf mir sehr gut getan hat, verspüre ich doch eine andauernde Übelkeit trotz der Leere im Magen, der nichts annehmen will. Um 11 Uhr 15 Min. überschreiten wir den letzten bis an den Ssebu heranreichenden Ausläufer des Tselfat, und nun liegt vor uns eine tischgleiche Ebene ausgebreitet, die nun nach Westen vermutlich reichen wird bis an den Ozean[1]). Noch etwa einen Kilometer weiter liegt dann der Duar Serual Hamed Mutza, der mir als ein Gut des Sultans bezeichnet wird. Unmittelbar hinter der Dorfgrenze soll angeblich die Landschaft el Gharb beginnen[2]). Der Ssebu, der eine Schwenkung nach Norden ausgeführt hat, nähert sich hier wieder unserer Route, die verhältnismäßig gradlinig verläuft. Nach einer Stunde tangiert er sie wieder bei dem Montagsmarkt Ssuk el Tnin Ssidi Abd el Asis. Der Fluß ist hier etwa 20 m breit. Dafür hat er sich aber in der Alluvialebene ein tiefes, gewundenes Bett eingegraben. Es ist gerade Markttag. Der Markt findet statt in der Nähe eines Heiligtums. Die Kubbas bilden hier in der Ebene wieder die wichtigsten

[1]) Von hier aus Peilung zum Tselfat S 15 SO, zum Djebel Utita SW 45 S.
[2]) Vgl. S. 166.

Orientierungspunkte. Da auch wir einige Einkäufe zu machen haben, so rasten wir bis 1/24 Uhr im Schatten eines Gesträuches, das über das Sſebuufer hinüberhängt[1]). Mit großer Anstrengung nur schleppe ich mich am Nachmittag weiter. Wir passieren den Duar Makhga el Flussa, dem gegenüber jenseits des Sſebu der Ort Ulad en Nual el Gſuli liegt und gelangen damit an die Grenze des Gebietes der Beni Ahſen, die wir indessen meiden wollen, weil sie gegenwärtig gerade im Krieg gegen die Semmur liegen. Wir ziehen zunächst noch ein Stück weiter und kommen an den Duar el Mar Arba, der bewohnt wird von französischen Mokhalatten[2]). Der Ort liegt gerade gegenüber der Einmündung eines Nebenflusses, des Uad Uargha, den ich bereits auf der Hinreise nach Fas überschritten habe. Wir passieren eben noch den kleinen Duar Ulad Kalifa und steuern dann direkt auf den Sſebu los, den wir kurz unterhalb der Einmündung des Uad Uargha überschreiten, und zwar benutzen wir hier einen Leichter, der von Mehediya aus den Fluß hinaufbugsiert worden ist — das erste Mal, das wir in Marokko — abgesehen von dem Omnibus in Tanger — von einem Wasserfahrzeug, ja überhaupt von einem Fahrzeug Gebrauch machen können. Übrigens ist der Fluß an dieser Stelle nicht einmal sonderlich tief. Die Eselstreiber, denen das Fährgeld zu teuer ist, satteln ihre Esel ab, nehmen den Packsattel nebst der Last auf den Kopf und waten durch den Fluß hindurch, während das Eselchen hinterher schwimmt. Das Wasser reicht den Leuten gegenwärtig bis an die Brust. Allerdings soll es zu anderen Jahreszeiten wesentlich tiefer sein. Gegen 6 Uhr gelangen wir nach dem Uad Sſidi Bu Jahia el Gharb, der bewohnt wird von Leuten des Stammes Beni Malek. Eine halbe Stunde weiter liegt dann ein größerer Duar gleichen Namens, der von Schürfa bewohnt ist, und bei dem das Zelt aufgeschlagen werden soll. Die Leute sind gerade mit dem Mähen der Wiesen und mit dem Einbringen von Heu beschäftigt. Noch sehen wir in der Ferne den

[1]) Von hier aus Rückpeilung zum Tſelfat S 13 SO und zum Djebel Utita S 22 SW.

[2]) Leute aus Miliana in Algerien eingewandert, die — „Franzosen“ — bleiben wollen (vgl. Moulićras Fez S. 477).

Tselfat und den Djebel Utita[1]) winken. Die Nacht ist kalt, und mein Leiden wird immer schlimmer.

* * *

31. März.

Da mich der Schlaf flieht, so brechen wir heute schon früh auf. Es wird aber 8 Uhr, bis wir wegkommen. Jetzt erst sehe ich, daß unser Duar und unser Zelt nur wenige Schritte von einem Ssebuknie entfernt sind. Wir reiten in vorwaltend nordöstlicher Richtung auf ein weißes Heiligtum los, das Sied Ssidi M'hammed, wo wir uns nach nicht ganz dreiviertel Stunden befinden. Dann geht es über mehrere sandige Berglehnen hinweg. Der Sand ist, offenbar durch Eisenoxyd, rot gefärbt. Wir passieren den Duar Ulad el Hadua, überschreiten bald ein kleines Bächlein und nach anderthalb Stunden den Uad Rdat[2]). Noch eine Viertelstunde weiter sehen wir zur Linken die Einmündung des Uad Rdat in den Ssebu und erreichen bald nach 10 Uhr wiederum ein Ssebuknie zwischen den beiden Duars Mial und Greien, während rechts auf der Berglehne der Duar Ssidi Ali Bu Khsein ben Hadua liegt und weiter hinten im Nordwesten am Horizont die Kasba Kariat Habassi sichtbar wird. Um ein Viertel vor 12 Uhr kommen wir zu dem Duar Ulad el Riache, der von englischen Mokhalatten bewohnt ist, deren Schutzherr der schon erwähnte englische Konsularagent Mr. Bibi in El Ksar sein soll. Die Leute in dieser Gegend sind sehr zuvorkommend. Sobald wir

[1]) Tselfat in S 32 SO und Utita in S 8 SW.

[2]) Aus dem Itinerar ergibt sich, daß die Mündungen des Uad Uargha und das Uad Rdat näher einander liegen, als im allgemeinen, zuletzt noch auf der Routenkarte des Grafen Pfeil, angenommen wird. In Widerspruch befinde ich mich bezüglich der Furt, auf der ich meinen Übergang über den Uad Ssebu bewerkstelligt habe, mit Tissot und Aubin. Beide bezeichnen eine Furt nicht unterhalb, sondern oberhalb der Mündung des Uad Uargha, namens Meschera el Megran, Furt am Zusammenfluß. Es ist sehr wohl möglich, daß die beiden französischen Reisenden oberhalb des Zusammenflusses den Fluß überschritten haben. Ich weiß mich aber bestimmt dessen zu erinnern, daß ich nach dem Übergang über den Ssebu nicht noch den Uad Uargha habe überschreiten müssen. Die Annahme einer Furt oberhalb der Einmündung des Uad Uargha schließt ja nicht aus, daß auch noch unterhalb der Uargha-Mündung eine Furt vorhanden ist. Es handelt sich hier ja auch weniger um eine Furt, als vielmehr um eine Fähre.

uns einem Dorfe nähern, erwarten sie uns schon mit Buttermilch, die von meinen Leuten mit Freuden angenommen und auch von mir getrunken wird, trotz meiner Ruhr. Es ist eben die einzige Speise, die der Magen sich gefallen läßt. Nach kurzem Aufenthalt passieren wir ein Nachbardorf, das mir als Ulad er Riëhai bezeichnet wird, und gelangen nach einer weiteren Viertelstunde zu einem Asib gleichen Namens, das wiederum an einem Ssebuknie liegt. Wir sind ja hier in dem Gebiete der zahlreichen, weitausholenden Ssebukurven, die wir nur an ihren nördlichsten Stellen tangieren. Nach einer weiteren Viertelstunde, in der wir den Ssebu zu unserer Linken hatten, gelangen wir zu dem Duar Asib el Hudi, wo dann der Ssebu wiederum nach Süden abschwenkt. Wir ziehen zunächst die Straße nach Kariat Habassi weiter, lassen dieses aber schließlich in etwa 7—8 km Entfernung rechts liegen. Noch passieren wir einige andere Dörfer; aber schon habe ich in der Mittagssonne einen Ohnmachtsanfall erlitten, so daß meine Leute mich festhalten mußten, um mich vor einem Sturz zu bewahren. Wir rasten daher von 1/22 Uhr bis 1/24 Uhr in einem schattigen Hain in der Nähe eines Dorfes, wo wir auch Hühnereier zu kaufen bekommen; aber ich muß sie meinen Leuten überlassen. Weitere anderthalb Stunden nach dem Aufbruch berühren wir wieder ein Krümmungsknie des Ssebu — wie mir vorkommt, das nördlichste. Wir folgen zunächst dem Ssebu, der wiederum nach Südwesten abbiegt, ein Stück bis zu einem Ort, wo wir unsere Pferde tränken können. Von hier aus sehen wir den Tselfat und den Djebel Utita zum letzten Male [1]) und nehmen nun von diesen beiden wichtigen Wegmarken Abschied.

Auch Hadj Hussein hat sich noch nicht wieder völlig erholt. Da er sich mit Buschma in die Benutzung des „Bu Hamara" teilen muß, und auch Buschma von seinem Sturz bei dem Heiligtum des Ssidi Bu Themin noch nicht ganz wieder hergestellt ist, so bleibt die Karawane zurück. Mich aber drängt es mit einer wahren Gier nach der Küste hin, und somit reite ich denn unbekümmert um die Karawane mit dem alten Kaid voraus, den Schutz der Karawane dem zuverlässigeren Kaid Buschda überlassend. Wir

[1]) S 42 SO und S 23 SO.

passieren gegen 6 Uhr abends den Duar Mgheit und gelangen um 1/2 7 Uhr kurz nach Sonnenuntergang zu dem Duar Schech Hadj Abdallah, wo wir freundlich aufgenommen werden und die Nacht auf der bloßen Erde in einer Steinhütte kampieren. Der Ort liegt wiederum an einem Ssebuknie.

* * *

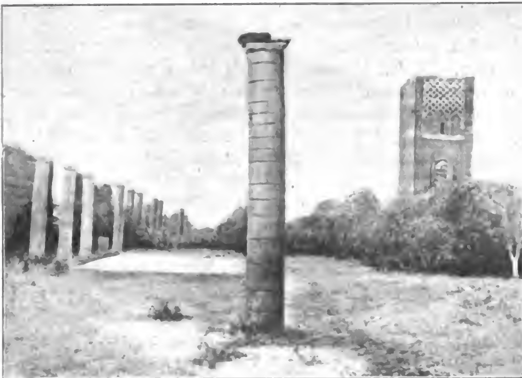
1. April.

Die Nacht ohne Karawane, ohne Feldbett, kurzum ohne alle gewohnte Bequemlichkeit war fürchterlich. Ich weiß kaum noch, was ich tue. Mechanisch notiere ich mir noch dieses und jenes. Ich bin mit dem alten Kaid zusammen aufgebrochen, ohne das Eintreffen der Karawane abzuwarten. Wir hängen wie im Schlafe auf dem Sattel. Fünfmal berühren wir Ssebuknice. Gegen Mittag führt uns der Weg über eine lange, brachliegende Heide und Weidefläche, die öde und fast tot daliegt. Sie ist ganz leicht gegliedert durch einen kleinen Höhenzug, der schon aussieht wie eine festgewordene Düne. An einer Stelle überschreiten wir ein, wie mir scheint, stagnierendes Wasser, das vielleicht die Verbindung sein könnte zwischen der im Nordosten auf der Karte verzeichneten großen Lagune und dem Ssebu. Es ist aber ebenso gut auch möglich, daß diese Verbindung nicht existiert, und der Tümpel gar keine Verbindung hat, weder mit der Lagune, noch mit dem Ssebu. An einer Stelle, da wir den Ssebu berühren, beobachten wir schon Flut und Ebbe. Hin und wieder auch sehen wir ein eigenartiges Fahrzeug, das von den Fischern benutzt wird, ein Floß aus aufgeblasenen Ziegenbälgen, über die Steine hinweg gebunden sind. Gegen 1/2 1 Uhr raste ich mit dem alten Kaid zusammen an einem Heiligtum am Ssebu. Wir bleiben hier nahezu 3 1/2 Stunde liegen. Ich bin eingeschlafen und werde erst wieder geweckt durch den Lärm, den die Karawane verursacht, die uns jetzt erst wieder hier einholt. Ich wäre gern heute noch ein größeres Stück marschiert, aber mein Zustand erlaubt es nicht. Bereits nach einer halben Stunde müssen wir bei einem Duar Zelte schlagen. Noch ein paar Tage so weiter, dann habe ich vielleicht schon Gelegenheit, mich mit Mulei Idris persönlich wegen der Entweihung seiner heiligen Stadt auseinanderzusetzen.

* * *

2. April.

Ein schlimmer Tag heute, von allen bisher der schlimmste! Wir hatten die trostlose Landschaft zu durchreiten, die nördlich der großen Ssebuschlinge liegt, und doch in der Not ein Lichtblick: Als wir am Nachmittag todesmatt eben eine Düne hinaufgeklettert sind, sehen wir zu unserer Linken das breite Ssebuwasser wieder von Süden kommen und im Hintergrunde, soweit das Auge reicht — das blaue Meer! Noch einmal werden alle



Ruinen einer Moschee bei Rabat mit dem berühmten Hassansturm.

Lebensgeister zusammengerafft, und nach anderthalb Stunden sind wir gegenüber Mehedija an der Mündung des Ssebu angelangt und lassen uns auf einer Fähre übersetzen. Dann beziehen wir ein Quartier in der einstmals wichtigen Handelsstadt, deren Bedeutung als Eingangstor für den Handelsverkehr mit dem nördlichen Marokko von Römern und Portugiesen, wie die noch vorhandenen Ruinen beweisen, wesentlich höher eingeschätzt wurde, als von der jetzigen Generation. Mehedija ist heute ein toter Ort; aber er ist es wert, wieder zu neuem Leben aufgeweckt zu werden.

* * *

3. April.

Die Strecke zwischen Mehediya und Rabat soll angeblich die gefährlichste des ganzen Weges sein. Aus diesem Grunde gibt mir der Amin von Mehediya nicht weniger denn 12 Bewaffnete mit. Sie werden vorausgeschickt und sollen in gemessener Entfernung meine Karawane rechts und links als vorgeschobene Patrouillen flankieren. Es sollen noch 6 bis 7 Reitstunden sein bis Rabat, dem ersten erreichbaren Ort, wo wieder Europäer wohnen. Wir reiten früh los. Aber die sandige Düne, an der wir entlang ziehen, reflektiert die Sonnenhitze mit einer solchen Heftigkeit, daß es mir nicht mehr gelingt, meine Kräfte zusammenzuhalten. Ich bin schon nach einer Stunde etwas zurückgeblieben, und schließlich stürze ich vom Pferde und bleibe bewußtlos liegen. Achtlos ist die Karawane vorausgezogen. Die beiden letzten Patrouillen finden mich. Sie rufen die anderen zurück. Man versucht mich wieder auf das Pferd hinaufzuheben; aber mit meiner Kraft ist es zu Ende. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß mich meine Leute auf dem Packsattel des „Bu Hamara" festschnallen und mir ein Tuch über den Kopf legen, um mich vor dem Sonnenbrand zu schützen. Sie wissen noch nicht, ob sie mich lebend nach Rabat bringen werden. Ich habe von dieser letzten Strecke keine Erinnerungen weiter, als daß ich nach einer schweren Ohnmacht an der Wasserleitung von Salee erwachte, in deren Schatten man mich niedergelegt hatte, um mir den Kopf mit Wasser zu kühlen. Noch einmal gelingt es mir, meine Kräfte wieder zu gewinnen, und so reiten wir nach Salee. Noch über eine volle Stunde müssen wir vor dem Tore dieser verrufenen Stadt warten, ehe man uns passieren läßt. Schließlich werden wir auf einem Kahn übergesetzt nach dem malerisch auf dem anderen Ufer des Bu Regreg gelegenen Rabat, dessen Hassansturm — ein Bruder des Alkazar in Madrid — uns bereits ein freundliches Willkommen gewinkt hatte. Hier empfehlen mich meine Leute der Gnade Allahs, dem Himmelbett einer spanischen Zimmervermieterin und vor allen Dingen dem heilsamen Reiswassersüppchen gütiger deutscher Landsleute.



Begleitworte zur Routenkarte

nebst den wichtigsten Peilungen.



Dem vorliegenden Werke sind zwei Routenkarten beigegeben worden. Die kleine Karte, die auch zur Dekoration des Umschlags mit verwendet wurde, erhebt keinerlei Anspruch auf Korrektheit. Es ist das nur eine Skizze, die ich deshalb angefertigt habe, damit dem Leser ganz allgemein die Reiseroute als solche oberflächlich veranschaulicht wird. Dagegen ist die zweite Karte, die meine Reisen von Fas durch den Serhun weiter bis zum Tselfat und schließlich bis zu dem Duar Schech Hadj Abdallah — also bis zum nördlichsten Sſebuknie — enthält, von mir an der Hand meiner zahlreichen, unterwegs genommenen Peilungen und Beobachtungen konstruiert und gezeichnet worden. Ich muß allerdings von vornherein bemerken, daß an die Karte insofern nicht der Maßstab strengster wissenschaftlicher Kritik gelegt werden darf, als ich bei meiner Ausreise nach Marokko nicht beabsichtigte, intensivere geographische Arbeit zu leisten. Es war mir weder Zeit geblieben, mich ausreichend wissenschaftlich auf diese Arbeit vorzubereiten, noch war ich in der Hast, mit der meine Abreise erfolgte, in Deutschland oder später unterwegs in der Lage, mir feinere Instrumente zu besorgen. Vor allen Dingen fehlten mir die Instrumente zur Höhenmessung und zu astronomischen Messungen. Ich war vollständig angewiesen auf eine kleine Handbussole, die nicht einmal ein Visier besaß, und im übrigen auf die Uhr, sowie für die Höhenschätzungen auf die halbgefüllte Wasserflasche, die als improvisierte Wasserwage dienen mußte. Meine Beobachtungen

leiden außerdem an zwei ziemlich erheblichen Fehlern. Erstens habe ich auf der Tour von Tanger bis Fas nur sehr unvollkommen beobachtet. Die Peilungen, die ich auf dieser Strecke unternommen habe, bedeuteten leider für mich nichts anderes, als Übungen in der Handhabung des Instruments; und zweitens wurde ich auf der Rückreise nach Rabat schwerkrank. Bereits die Strecke vom Tselfat bis zum Duar Schech Hadj Abdallah leidet unter diesem Unglück, und von dort bis Mehedina bezw. Rabat war ich körperlich so schwach, daß es für mich der größten Anstrengung bedurfte, mich überhaupt noch aufrecht zu halten. An irgendeine weitergehende Beobachtung war nicht zu denken. Alles, was ich tun konnte, war, daß ich hin und wieder noch mühselig die Zeiten aufschrieb. Die Kräfte reichten nicht einmal mehr hin, um die Ortsnamen feststellen zu können. Indessen bin ich, nachdem mir einmal die Möglichkeit einer erstmaligen Durchquerung des Serhungebirges auf seiner höchsten Stufe zur Gewißheit geworden war, bemüht gewesen, trotz der primitivsten, mir zur Verfügung stehenden Mittel doch alles aufzubieten, um nach Möglichkeit genau und sorgfältig zu beobachten. Inwieweit mir das gelungen ist, und inwieweit die unter diesen schwierigen Umständen gewonnenen Resultate für die geographische Wissenschaft verwertbar sind, muß ich der Beurteilung der Herren Geographen von Fach überlassen. Ich bitte sie nur, wenn sie die mir gewiß zahlreich untergelaufenen Fehler und Irrtümer unter die kritische Lupe nehmen, zugute halten zu wollen, daß ich als Geograph ausschließlich Autodidakt bin, und daß ich trotz mannigfacher Reisen in fremden Ländern, die aber gewöhnlich anderen, als rein geographischen Zwecken dienten, diesmal zum ersten Male mich bemüht habe, im Hinblick auf topographische Zwecke exakt zu beobachten.

Unter diesen Umständen muß ich auch von vornherein darauf verzichten, an dieser Stelle mich in irgendwelche Erörterungen einzulassen über eine Anzahl wissenschaftlicher Streitfragen, die zusammenhängen mit der neuen astronomischen Ortsbestimmung von Fas. Die von mir gezeichnete Karte und die dadurch eventuell gewonnenen Resultate sind eben rein empirisch gemeint, und ich muß es auch da wiederum den Herren kritischen Geographen überlassen, inwieweit sie das von mir übermittelte Material benutzen

können. Um so mehr aber bin ich wohl verpflichtet, mitzuteilen, in welcher Weise die Karte entstanden ist. Ich habe meine Konstruktion begonnen, indem ich die auch vom Grafen Pfeil in seinen Begleitworten zur Routenkarte seiner Reisen in Marokko, S. 23, für Fas neu gewonnene Breite von 34° 4′ 7″ angenommen habe, die er selbst übrigens auf seiner Karte nicht verwendet hat, und indem ich als Länge von Fas 5° 12′ W. annahm. Graf Pfeil hat auch diese Messung, trotzdem er sie selbst als das nach seinem subjektiven Empfinden gelungenste Ergebnis seiner in Fas angestellten astronomischen Längenmessungen bezeichnet, auf seiner Karte nicht verwendet, sondern vielmehr die Länge von 5° 7,5′ angenommen. Ich kenne den Grund dafür nicht, glaube aber recht zu tun, wenn ich auf der Karte das Ergebnis 5° 12′ ruhig annehme. Unter diesen Umständen ist nun allerdings mit der von des Portes und François mitgeteilten Ortsbestimmung von Meknas und Volubilis nicht viel anzufangen. Auch bietet das Fischersche Itinerar Beni Amar — Volubilis — Ssidi Kassem keine absolut zuverlässige Quelle für die genaue Lage von Volubilis, da Fischer, wie er mitteilt, auf dieser Tour selbst nicht imstande war, wegen des Fehlens des Dolmetschers und einiger anderer Umstände mit gleicher Sicherheit zu beobachten, wie er es sonst an den Randpartien des Serhungebirges getan hat. Unter diesen Umständen ist statt Meknas und Volubilis der einzige Fixpunkt, an dem mein ganzes Kartenbild hängt, die neugewonnene Lage von Fas. Ich konnte daher mit der Projektion ziemlich souverän verfahren. Ich habe der Einfachheit halber Mercators Projektion verwendet und glaube, das auch in dieser Breite ohne wesentliche Verzerrung des Kartenbildes tun zu können, da außerdem auch die Fläche, um die es sich handelt, noch gerade klein genug ist, um die Anwendung dieser Projektion zu gestatten.

Als eine besonders wichtige Zahl erschien mir von vornherein der vom Grafen Pfeil mitgeteilte Azimut zum Djebel Tselfat, den dieser vom Gipfel des Djebel Salagh aus gewonnen hat. Er beträgt nach Graf Pfeil (Begleitworte S. 41) 106° 36′ W und stimmt auch auf der Routenkarte des Grafen Pfeil. Fernerhin war es für mich außerordentlich wichtig, zu konstatieren, daß der Azimut des Grafen Pfeil, den dieser vom gleichen Beobachtungsort

aus zum Hauptgipfel des Serhun, dem Medjma es Ssalihin, gewonnen hat, mit 74,33 W ziemlich genau übereinstimmt mit der Peilung, die ich vom Medjma es Ssalihin zum Djebel Salagh unternommen habe. Diese beträgt SO 88 O. Hierzu ist zu bemerken, daß diese Messung magnetisch ist, während diejenige des Grafen Pfeil bereits um die lokale Mißweisung korrigiert ist. Die an der Küste fahrenden Kapitäne nehmen als solche 16 bis 16,5° an. Ich habe durchschnittlich 16° angenommen; also würde die korrigierte Messung bei mir bedeuten SO 88 plus 16 O, also korrekt NO 104 O. Die noch bestehende Differenz von 2½° will ich gern auf das Konto der Unzulänglichkeit meiner Bussole setzen und fernerhin des Umstandes, daß ich den vom Medjma es Ssalihin aus als eine gerade Linie erscheinenden Steilabfall des Djebel Salagh und Djebel Tghat angepeilt habe, während die Peilung des Grafen Pfeil vermutlich stattgefunden hat von dem weiter nördlich liegenden Gipfel des Djebel Salagh. Für die Festlegung der Entfernung von Fas bis zum Medjma es Ssalihin ist nun allerdings ausschließlich mein Itinerar maßgebend gewesen. Vom Medjma es Ssalihin aus aber habe ich wiederum eine Reihe wichtiger Beobachtungen machen können, und zwar erstens zum Tselfat, zweitens zum Djebel Kisan, einem Berg des inneren Serhunsystems, der, wie sich später durch den Augenschein erwies, ziemlich genau eine Richtung mitten zwischen Mulei Idris und Volubilis ergab. Sodann ergaben sich als wichtige Peilungen die zum Djebel Kafs und zum Djebel Utita, Berge die bereits jenseits des Uad Rdam liegen. Diese Peilungen konnten durch erneute Peilungen von Volubilis aus ergänzt werden, während ich allerdings für die Strecke vom Medjma es Ssalihin bis Volubilis wiederum auf das Itinerar angewiesen war. Indessen gewann ich von Volubilis aus eine sichere Peilung nach dem Djebel Tselfat, nach dem Utita und nach dem Djebel Kafs. Zu meiner Freude konnte ich konstatieren, daß die auf diese Weise gewonnene Schnittstelle meiner Peilung zum Tselfat von Volubilis aus und der Peilung des Grafen Pfeil zum Tselfat vom Djebel Salagh aus einen Punkt ergab, dessen Lage genau mit derjenigen übereinstimmt, die der Djebel Tselfat auf der Karte des Grafen Pfeil hat. Als Resultat dieser Peilungen ergibt sich allerdings, daß die

Lage von Volubilis auf der Karte des Grafen Pfeil erheblich zu weit nach Westen gerückt ist. Eine weitere Differenz mit der Karte des Grafen Pfeil stellt sich heraus bezüglich der Entfernung vom Djebel Tselfat zum Ssebu. Auf der Reise vom Djebel Tselfat zum Ssebu und dem Unterlauf des Ssebu entlang dienten mir als wichtige Wegmarken wiederum der Djebel Tselfat und der Djebel Utita. Zunächst bemerke ich, daß ich auf der Hinreise nach Fas den Ssebu etwa 1 km oberhalb des auf der Karte des Grafen Pfeil nördlich vom Tselfat am Ssebu verzeichneten Felsen bewerkstelligt habe. Es ist das der auch in anderen Itineraren genannte Felsen Hadjra el Uarkosa. Diesen selben charakteristischen Felsen habe ich in etwa 6 km Entfernung östlich von mir liegen sehen, als ich vom Tselfat kommend erneut zum Ssebu hinabstieg. Meine Reiseroute läßt sich also hier mit Leichtigkeit anknüpfen an die Beobachtungen anderer. Ich erinnere mich nicht, auf der Hinreise nach Fas, und zwar auf dem Wege zwischen dem Hadjra el Uarkosa und dem Nsala Beni Amar einen Flußlauf überschritten zu haben. Ebensowenig habe ich einen Flußlauf überschritten auf dem Wege von Volubilis über den Tselfat wiederum nach dem Ssebu. Da nun aber durch Umfrage und durch zahlreiche Bächlein, die am Serhun und Tselfat entspringen und von denen mir stets wiederholt wurde, daß sie zum Uad Segota flössen, sichergestellt ist, daß dieser Uad Segota existiert als ein zum Ssebu strömender Fluß, so bleibt keine andere Annahme möglich, als daß sein Lauf zwischen meinen beiden Routen hindurchführt, und daß seine Mündung in den Ssebu zwischen Hadjra el Uarkosa und dem namenlos verzeichneten Duar[1]) liegt, bei dem ich den Ssebu vom Tselfat kommend wieder erreichte. Ich vermute, daß der Uad Segota, der sich in den verschiedensten Itineraren wieder findet, für den Tselfat dieselbe Aufgabe erfüllt hat, die für den Serhun der Mekkes und der Uad Rdam geleistet haben, nämlich, daß sie das orographisch in der Tat als eins zu betrachtende Gebirge durch ihre Erosionstätigkeit scharf zu seiner straffen Form herauspräpariert haben. Die Annahme des Grafen Pfeil, daß der bei ihm namenlos verzeichnete Fluß östlich vom Djebel Tselfat

[1]) Vermutlich Duar Dekna (Aubin) oder Tekna (Tissot).

einen so scharfen Bogen ausführt[1]), erscheint mir unter diesen Umständen als unwahrscheinlich. Weiterhin ergab sich auf der Route den Ssebu entlang, daß die Mündung des Uad Uargha und des Uad Rdat wesentlich näher aneinander liegen, als bisher angenommen wurde. Soweit diese Strecke in Betracht kommt, konnten die einzelnen Beobachtungen leider nicht mehr mit der Genauigkeit und Häufigkeit erfolgen, wie im Gebiet des Serhun und Tselfat, da meine Krankheit mich daran verhinderte. Indessen glaube ich doch, daß die von mir gewonnenen Peilungen annähernd genau sind, und kann das mit umso größerer Sicherheit behaupten, als ich Peilungen zum Tselfat und Djebel Utita von nicht weniger als vier verschiedenen Punkten unternommen habe, und zwar zumeist während längerer Ruhepausen, so daß also ein sorgfältiges Arbeiten möglich war, und daß die Peilungen mit erfreulicher Genauigkeit bei der Konstruktion dieses Teils meines Reiseweges die Tselfatspitze, bezw. die wesentlich breitere, daher schwerer mit dem Auge zu treffende Utitakuppe getroffen haben. Die dadurch gewonnene Lage des Utita stimmt auch überein mit der Beobachtung dieses Berges vom Medjma es Ssalihin aus. Ich wäre sehr zufrieden, wenn die zahlreichen von mir unterwegs genommenen Beobachtungen, trotzdem sie mit unzulänglichen Mitteln angestellt wurden und infolgedessen auch weniger genau sein mögen, als Peilungen, die mit ausreichenden Instrumenten unternommen wurden, dazu dienen würden, diesem Teile Marokkos gleichzeitig ein einigermaßen starres kartographisches Skelett zu geben. Ich darf nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die durch meine Peilungen gewonnene nördlichste Breite, die den Ssebulauf tangiert, auf meiner Karte südlicher liegt, als auf derjenigen des Grafen Pfeil. Indessen möchte ich namentlich auf die letzte Peilung zum Tselfat und Djebel Utita, die genau hineinpaßt in die übrigen, nicht verzichten und enthalte mich daher des vielleicht naheliegenden Wunsches, die nördlichste von mir längs des Ssebulaufs erreichte Breite mit der vom Grafen Pfeil ebenfalls durch Itinerar gewonnenen nördlichsten Breite des Flußlaufes durch ein Nordwärtsdrängen des Flußlaufes auszu-

[1]) So auch fälschlich bei Tissot und Cora.

gleichen. Es kann sein, daß der Fehler in der von mir gewählten Projektion liegt oder andere Ursachen hat, die vielleicht ebenfalls ich zu vertreten hätte. Ich kann aber in diesem Falle nicht mehr tun, als den Flußlauf so zu verzeichnen, wie ich überzeugt bin, ihn beobachtet zu haben. Zur Kontrolle lasse ich noch die wichtigsten meiner Peilungen folgen und bemerke dabei nochmals ausdrücklich, daß diese durchweg magnetisch sind, während auf der Karte als lokale Mißweisung durchschnittlich 16° angenommen wurden. Auch möchte ich noch darauf hinweisen, daß nach der Überzeugung verschiedener Vorgänger die örtlichen Abweichungen gerade in diesem Teile Marokkos starke Differenzen aufweisen. Es ist ja schon von vornherein plausibel, daß in der Nähe eines Gebirgssystems, wie Serhun und Tselfat, die Ablenkung der Magnetnadel differiert mit derjenigen in der Ebene. Da auf diesem Gebiete indessen so gut wie gar keine Beobachtungen existieren, so konnte diese Fehlerquelle leider auch nicht berücksichtigt werden.

* * *

Zur Kontrolle der Karte lasse ich die wichtigsten meiner Peilungen folgen:

Datum:	Beobachtungsort:	Richtung:	Objekt:
25. März 1903	Djebel Kanufa	SW. 80 W.	Meknas
25. März 1903	Zeltlager bei Ait Ssidi H'ssein	O. 88 NO.	Djebel Salagh
26. März 1903	Medjma es Ssalihin	NW. 82 W.	Djebel Ssidi Ali ben Hamdusch
26. März 1903	„ „ „	O. 88 SO.	Djebel Tghat und Djebel Salagh
26. März 1903	„ „ „	N. 12 NW.	Djebel Tselfat
26. März 1903	„ „ „	NW. 65 W.	Djebel Kafs } zwei
26. März 1903	„ „ „	NW. 70 W.	Djebel Kafs } Spitzen
26. März 1903	„ „ „	NW. 48 W.	Djebel Kifan } zwei
26. März 1903	„ „ „	NW. 52 W.	Djebel Kifan } Spitzen
26. März 1903	„ „ „	S. 15 SO.	Djebel Kanufa
26. März 1903	„ „ „	N. 18 NO.	Gegend von Beni Amar
27. März 1903	Taubenfelsen (zwischen Mulei Idris und Fartassa)	N. 40 NW.	Djebel Utita.

27. März 1903	Volubilis	SO. 45 S.	Vorhöhe, nördlich von Mulei Idris
27. März 1903	"	SO. 38 S.	vermutlich die Hamduschkuppe
27. März 1903	"	W. 85 NW.	Kuppe d. Djebel Kais
27. März 1903	"	W. 78 NW.	Kuppe d. Djebel Kais
27. März 1903	"	W. 77 NW.	Kuppe d. Djebel Kais
27. März 1903	"	N. 32 NO.	Djebel Tselfat
27. März 1903	"	N. 33 NW.	Bab Tisra Djorf
28. März 1903	Ain Riba am Djebel Tselfat	S. 50 SO.	Djebel Zghat
28. März 1903	Ain Riba am Djebel Tselfat	NO. 75 O.	Djebel Bu Schta in Fischtala
28. März 1903	Ain Riba am Djebel Tselfat	N. 45 O.	Djebel Ulad Aissa
28. März 1903	Ain Riba	S. 20 SO.	Beni Amar
29. März 1903	Duar Hadj el Abid Tkuia	S. 5 SO.	Djebel Tselfat
29. März 1903	Ort 1 km vor Duar Serual Hamed Mußa	S. 15 SO.	Djebel Tselfat
29. März 1903	Ort 1 km vor Duar Serual Hamed Mußa	S. 45 SW.	Djebel Utita
30. März 1903	Ssuk Mulei Abd el Asis	S. 30 SO.	Djebel Tselfat
30. März 1903	Ssuk Mulei Abd el Asis	S. 22 SW.	Djebel Utita
31. März 1903	Ssidi Bu Jahia el Gharb	S. 32 SO.	Djebel Tselfat
31. März 1903	Ssidi Bu Jahia el Gharb	S. 8 SW.	Djebel Utita
1. April 1903	Pferdetränke am nördlichst. Ssebuknie	S. 42 SO.	Djebel Tselfat
1. April 1903	Pferdetränke am nördlichst. Ssebuknie	S. 23 SO.	Djebel Utita



Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

Namen- und Sachregister.

Die Zahlen sind Seitenzahlen.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I u. Jod.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

Anhang zu Rudolf Zabel: „Im muhammedanischen Abendlande Marokko". Stephan Geibel Verlag, Altenburg, S.-A.

Die von Rudolf Zabel mitgebrachten Gesteinsproben aus dem Djebel Serhun.

Bearbeitet von Dr. Paul Range.

Die mir von Rudolf Zabel zum Zwecke der wissenschaftlichen Verwertung übersandten Gesteine vom Djebel Serhun verdienen insofern Interesse, als sie aus einem Gebiete stammen, das z. T. vor ihm von noch keinem Europäer betreten worden ist. Sie ergänzen in willkommener Weise die Beobachtungen von Rohlfs, Fischer, Pfeil, Segonzac. Ich lasse, da in dem „Situationsplan der beiden höchsten Serhunberge[1]" die Entnahmestellen der Gesteinsproben mit Nummern eingetragen sind, zunächst eine Liste derselben folgen. In dieser Aufzählung rühren die Bemerkungen über Örtlichkeit, Datum und Tageszeit von Zabels Etiketten her, die petrographischen Bestimmungen von mir und meinem Kollegen Herrn Dr. Berg, der mich in liebenswürdiger Weise unterstützt hat.

[1] Vgl. die Karte „Serhun und Tselfat".

1. 25. 3. 4.07 p. m.
Vom Steilabfall der tiefsten Serhunschicht unmittelbar über dem Tal des Meheduma.
Ockeriger Kalkstein.

2. 26. 3. 12.12 p. m.
Teile von Bruchstücken vom Steilabfall des Afib Ait Ssidi H'ssein, geschlagen an der Zeltstelle (in dem Situationsplan ist dann die 2 falsch eingetragen).
Brecciöser Kalkstein.

3. 26. 3. 12.35 p. m.
Hangendes der Schicht, auf der die Quelle hervortritt.
Mergeliger Kalkstein.

4. 26. 3. 12.45 p. m.
Von der halben Höhe des Berges, vom Anstehenden.
Mürber grauer Kalksandstein.

5. 26. 3. 12.45 p. m.
Schwarzerde vom Wege (vergl. unten die Analyse).

6. 26. 3. 12.50 p. m.
Vom Bruchstück einer hangenden Schicht.
Grauer schwach kristalliner Kalk.

7. 26. 3. 1.03 p. m.
Belag an der Steilwand, durch Regen abgesetzt.
Schaumiger Kalktuff.

8. Von derselben Wand, aber vom Anstehenden.
Schwach sandiger Kalkstein.

9. 26. 3. 1.03 p. m.
Von der gegenüberliegenden Schlucht.
Gelbbrauner körniger Kalkstein.

10. 26. 3. 1.03 p. m.
Handstück von der Nordabdachung des Kanufa.
Brecciöser okeriger Kalkstein.

11. Von derselben Lokalität.
Drusen von Kalzit in dichtem Kalkstein.

12. 26. 3. 2.10 p. m.
Vom Rücken des Kanufa. (Angabe fehlt in der Skizze.)
Brecciöser Kalkstein mit Kalzitausscheidungen.

13. 26. 3. 2.30 p. m.
Vom Anstehenden auf dem Rücken des Kanufa.
Gelbgrauer dichter Kalkstein.

14. 26. 3. 2.45 p. m.
Beim Abstieg an der Südseite des Berges unterhalb des Gipfels am Steilabfall geschlagen.
Großkristalline Kalzitausscheidungen.

15. 26. 3. 2.50 p. m. Wie 14.
Hellgrauer schwach kristalliner Kalk.

16. 26. 3. 2.50 p. m.
Vor der Steilwand von Rollstücken geschlagen. 2 Handstücke.
Brecciöser Kalk und Dolomit.

17. 26. 3. 2.55 p. m. Wie 16.
Lichtgrauer Kalkstein mit Lamellibranchiatenrest, vielleicht zu Pecten gehörig.

18. 26. 3. 3.00 p. m.
Geröll vom SO.-Abfall des Kanufa.
Mergeliger Kalkstein.

19. 27. 3. 10.00 a. m.
Geröll vom Djebel Ait Sidi Hussein, entnommen am Fuße des Steilabfalles.
Grauer und rötlicher dichter Kalkstein mit vereinzelten kristallinen Ausscheidungen.

20. 27. 3. 10.00 a. m.
Liegende Schicht des Djebel Ait Sidi H'ssein.
Mergeliger grauer Kalkstein.

21. 27. 3. 10.00 a. m.
Hauptschicht des unteren Teiles des Steilabfalles des Ait Sidi H'ssein.
Feinkörniger, schwach sandiger Kalkstein.

22. 27. 3. 10.15 a. m.
Handstück von einem abgebrochenen großen Schollenstück.
Hellbrauner dichter Kalk mit Schnüren von Kalkspat.

23. 27. 3. 10.18 a. m.
Von einer ca. 1' mächtigen, in das übrige Gestein eingelagerten Schicht, Streichen SW.—NO. Einfallen NW. 25° ca.
Brecciöser ockeriger Kalkstein.

24. 27. 3. $10.^{18}$ a. m.
Etwa 20 m höher als Probe 23 entnommen.
Dichter grauer Kalkstein.

25. 27. 3. $10.^{30}$ a. m.
Proben von der mächtigen Steilwand, unterhalb der und in der die Schächte, Stollen und Brüche des östlichsten Teiles des alten Bergbaugebietes liegen.
Hellbrauner brecciöser Kalk.

26. Fehlt.

27. 27. 3. $10.^{30}$ a. m.
In der Höhlung der Steilwand, von der Probe 25 stammt, geschlagen, an der Stelle, wo neuerdings der Abbau versucht wird.
Stark brecciöser, okeriger Kalkstein.

28. Wie 27.
Grauer, brecciöser, kristalliner Kalkstein.

29. 27. 3. $11.^{00}$ a. m.
Vom Mundloch eines ehemaligen Stollens.
Schaumiger brecciöser Kalkstein mit Kalzitausscheidungen.

30. 27. 3 $11.^{00}$ a. m.
Handstücke vom Hauptschacht.
Grauer bis brauner Kalkstein mit Trümmern und Adern von Kalzit, teils mit Decken von Kalksinter.

31. 27. 3. $11.^{00}$ a. m.
Tiefste erreichbare Stelle des Riffs.
Rötlich marmorierter (versteckt brecciöser) Kalkstein.

32. 27. 3. $11.^{00}$ a. m.
Wie 30 und 31.
Schaumige Kalktuffbildung.

33. 27. 3. $11.^{00}$ a. m.
Wie 3.
Kristalliner Kalksinter.

34. 27. 3.
Von der obersten Schicht des Djebel Ait Esidi H'ssein, entnommen an der Südwestecke des Ksar er Rumi.
Kalkbrockenfels.

35. 27. 3.
Vom Anstehenden an der Nordwestecke des Ksar er Rumi.
Kavernöser kristalliner Kalk.

36. 27. 3.
Die höchste Spitze des Serhun (der Djebel Medjma es Ssalihin).
Gelbbrauner dichter Kalkstein.

37. 28. 3.
Proben des Materials, aus dem Volubilis erbaut ist (der sogenannte „Marmor" von Volubilis).
Kleinkörniger bis dichter grauer Kalkstein.

38. 29. 3.
Mit Naphtha imprägnierte Kalkerde von den Petroleumquellen.

39. 29. 3.
Grauer, mürber, bituminöser Kalk. Schicht, auf der das Petroleum hervortritt.
Die beiden letzten Proben vom Tselfat.

Infolge dieser Liste stammen die Handstücke Nr. 2 bis 18 vom Djebel Kanusa, Nr. 19 bis 25, 27 bis 36 vom Djebel Ait Ssidi H'ssein. Aus dem Verzeichnis ergibt sich, daß die meisten Handstücke keine Fossilien enthalten. Nur in Nr. 17 wurden solche mit Bestimmtheit beobachtet, und zwar ein leider nicht näher definierbarer Lamellibranchiatenrest, vielleicht zu Pecten gehörig. Infolgedessen ist eine paläontologische Altersbestimmung des Serhungebirges nicht möglich. Trotz des Fehlens von entscheidenden Fossilien möchte ich die Handstücke, soweit sie nicht, wie aus der petrographischen Bestimmung hervorgeht, Sekundärbildungen sind, für älter als das umliegende Tertiär halten. Sie werden vermutlich dem Jura oder der Kreide[1] zuzuweisen sein; denn ihre Ähnlichkeit mit der Mittelmeerfazies besonders der letztgenannten Formation ist augenfällig: das ergab die Vergleichung mit den Handstücken des Berliner Museums für Naturkunde. Durch die petrographische Untersuchung wird die Ansicht Theobald Fischers[2]

[1] In den Begleitworten zur Routenkarte meiner Reisen in Marokko von Joachim Graf von Pfeil in „Mitt. der geogr. Ges. zu Jena, 21. Bd., Jena 1903" wird S. 59 von Professor Dr. Walter ein Ammonit Acanthoceras Pfeili nov. spec. (?) möglicherweise turonen Alters angegeben, leider ohne Fundortsangabe. Segonzac, Voyage au Maroc. S. 345. Bestimmung der Handstücke durch Ficheur-Algier. Keine Proben vom Serhun.

[2] Theobald Fischer, Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise im Atlasvorlande von Marokko. Pet. Mitt. Ergänzungsheft. Nr. 133, S. 147.

wesentlich gestützt, daß das Serhungebirge eine stehengebliebene Scholle älterer Formationen ist, während sich in der tieferen Umgebung die Tertiärformation ablagerte. Von Fischer wird ferner angenommen, daß der Djebel Serhun einst auch mit Tertiär bedeckt gewesen sei, und daß erst durch Denudation und Erosion der ältere Kern wieder herauspräpariert worden sei. Eine Stütze für diese Ansicht bietet die Untersuchung der Gesteinsproben nicht; denn auf Grund seiner abweichenden Beschaffenheit kann keiner der Kalke einer jüngeren Formation zugewiesen werden, natürlich ist aber die Bedeckung des Serhun mit Tertiär möglich.

Die von Zabel beobachteten drei warmen Quellen beim Duar Skhunat werden vermutlich auf einer Verwerfung liegen, der das Tal des Uad Mekkes gefolgt ist. Zabel hat von der mittleren Quelle eine Probe des Wassers und des am Boden der Quelle befindlichen Schlammes mitgebracht. Eine quantitative Analyse des Wassers ließ sich nicht ausführen: dazu war die Wassermenge zu klein; außerdem mußten sich die möglicherweise vorhanden gewesenen gasförmigen Bestandteile bereits verflüchtigt haben. Dagegen hatte Herr Geh.-Rat Professor Dr. Proskauer die Liebenswürdigkeit, im Laboratorium des Königlichen Instituts für Infektionskrankheiten eine qualitative Analyse des Schlammes ausführen zu lassen, wofür ihm an dieser Stelle bestens gedankt wird.

Bestandteile des Schlammes der Quelle vom Duar Skhunat:

Kalziumkarbonat }
Magnesiumkarbonat } vorwiegend,
Eisenoxydverbindungen mäßige Mengen,
Silikate der Erdalkalien (Ca, Mg) geringe Mengen,
$CaSO_4$ Spur,
Tonerde Spur.

Danach scheint es sich mit Berücksichtigung der Zabelschen Angaben[1] um einen Eisensäuerling zu handeln.

[1] Zabel, Im muhammedanischen Abendlande. S. 373. In der Sammelbroschüre von Kampffmeyer, Marokko, Hefte zur Verbreitung geogr. Kenntnisse, I. 7. 8, finden sich auf S. 75 noch einige weitere Heilquellen bezw. Thermen aus anderen Teilen Marokkos erwähnt.

Bei den übersandten Proben befand sich auch ein kleines Quantum von Schwarzerde. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es sich um sogenannten Tirsboden handelt, da das Verbreitungsgebiet dieser Bodenart weiter im Westen Marokkos gelegen ist; vielmehr wird die Probe wohl eine lokale Anreicherung von Humus im kalkreichen Verwitterungsboden des Serhungebirges sein. Der Freundlichkeit des Herrn Dr. Gans verdanke ich eine quantitative Bestimmung des Humusgehaltes und der Korngröße der Probe.

Analyse der Schwarzerde vom Djebel Serhun
(Nr. 5 der Liste):

Korngröße 23,7 % > 2 mm,
„ 76,3 % < 2 mm,
Humusgehalt des Gesamtbodens 21,3 %,
„ „ Feinbodens 28,3 %.

Der Humusgehalt ist also ungewöhnlich hoch. Agronomisch ist die Probe als HKS (humoser kalkiger Sand) zu bezeichnen. Pfeil [1] ist der Ansicht, daß die marokkanischen Schwarzerden den Verwitterungsboden der verschiedenartigsten Gesteine bilden können, während Fischer unter eigentlicher Schwarzerde eine bestimmte Bodenart, „Tirsboden“, verstehen will, der als Aufwehungsprodukt etwa nach Art der Löß der gemäßigten Klimate seinem Untergrunde als fremdes Gebilde auflagert [2]. Zu der Schwarzerde Fischers gehört die Probe aber anscheinend nicht.

Über das vermutete Vorkommen von Erzen, zu deren Abbau die alten Schächte auf dem Djebel Ait Sfidi Hussein niedergebracht sein sollen, läßt sich nichts sagen, da gar keine Proben vorliegen. Zabel [3] erwähnt, daß die Berber des Ksar er Rumi in einem weiter westlich gelegenen Schachte noch Blei und Silber finden [4].

[1] Pfeil, a. a. O. S. 53 ff. S. 55. „Meines Erachtens kann schon jetzt mit Sicherheit behauptet werden, daß die in ihrer Erscheinung so gleichförmige Fruchterde Marokkos kein einheitliches Produkt ist, sondern ein in seiner Entstehungsweise verschiedenes, je nach der Lokalität des Vorkommens.“

[2] Fischer, Mitt. der geogr. Ges. in Hamburg. XVIII. 1902. S. 149 bis 158.

[3] Zabel, a. a. O. S. 391 f.

[4] Über Erzvorkommen in Marokko. Fischer, Z. f. prakt. Geologie. VIII. 1900. 4. Heft. S. 160. Auch Kampffmeyer, a. a. O. S. 72—75.

Schließlich verdient noch die Petroleumquelle an der Ostseite des Djebel Tselfat Erwähnung; sie fließt nach Zabels[1] Mitteilung nur schwach. Die mitgebrachten Proben des anstehenden Kalksteines, an dem das Petroleum durch Verdunstung als eine Art Teer ausgeschieden ist, lassen noch durch ihren Geruch vermuten, daß es sich in der Tat um Petrolea handelt; derartige Vorkommnisse sind auch anderwärts nichts Seltenes. Auch von dieser Probe hat Herr Dr. Gans bereitwilligst eine Analyse ausgeführt. Für seine Bemühungen sei ihm bei dieser Gelegenheit verbindlichst gedankt. Da die mitgebrachte Menge nur klein war, konnten nur qualitative Untersuchungen angestellt werden. Er teilt mir darüber folgendes mit: „Schwacher Petroleumgeruch ist vorhanden; beim Erhitzen geben sich Kohlenwasserstoffe mit höherem Siedepunkt als Anflug zu erkennen."

Ich möchte an dieser Stelle, da sie sich an weitere Kreise wendet, nicht verabsäumen, darauf hinzuweisen, daß solche Nachrichten von Erzvorkommen und Petroleum zwar Beachtung verdienen, aber natürlich nicht zu irgendwelchen weitgehenden Hoffnungen Veranlassung bieten, da sich sehr häufig bei exakter Untersuchung herausstellt, daß derartige Funde unbauwürdig sind, ganz abgesehen davon, daß unter den heutigen Verhältnissen in Marokko eine solche Untersuchung kaum auszuführen wäre, geschweige denn eine wirtschaftliche Ausnutzung. Immerhin verdienen solche Örtlichkeiten natürlich in erster Linie Berücksichtigung, wenn es sich um Erschließung nutzbarer Lagerstätten handelt[2]. Des weiteren scheint mir die Petroleumquelle darauf hinzuweisen, daß sich auch hier, östlich des Djebel Tselfat, eine Verwerfungsspalte befindet, die den Gebirgsstock von dem Vorland scheidet.

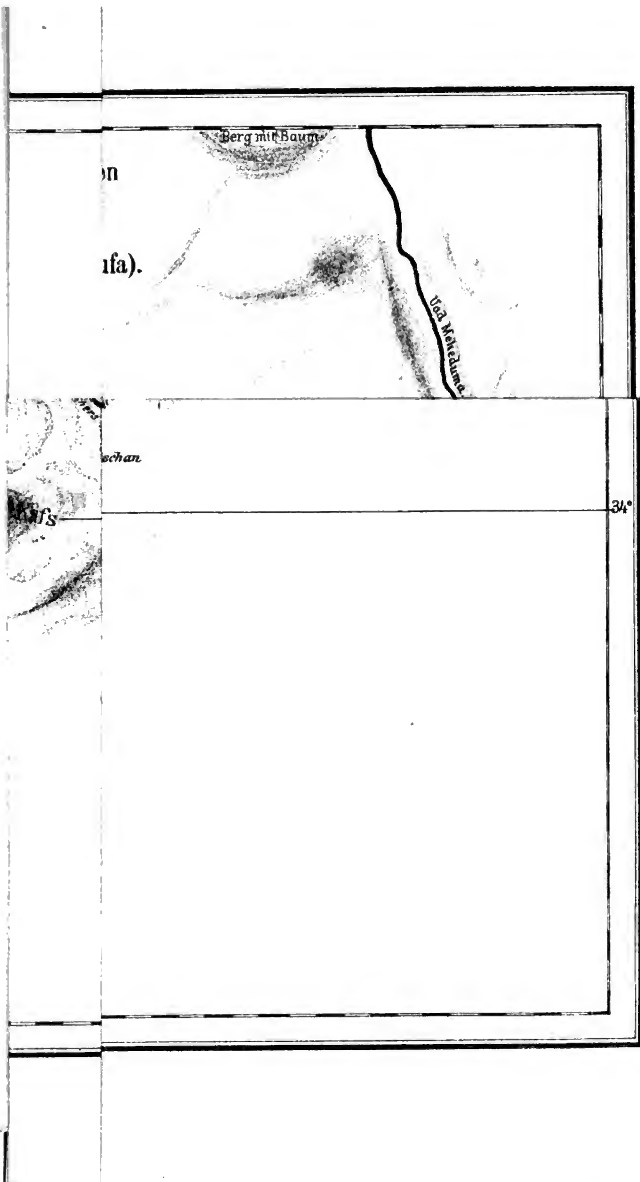
Als wichtigstes wissenschaftliches Ergebnis bleibt das Resultat, daß der Rumpf des Djebel Serhun zweifellos älter ist, als das umlagernde tertiäre Salzgebirge, eine Tatsache, die die Forschungsreise Zabels durch Marokko auch um ein interessantes geologisches Resultat bereichert.

[1] Zabel, a. a. O. S. 434.

[2] Beyschlag und Monke, Über das Vorkommen der Erdöle. Z. f. prakt. Geologie. XIII. 1905. 1., 2., 12. Heft.

Berlin, im März 1906.

Dr. Paul Range.



Berg mit Baum
on
ıfa).
Uad Mehedma
schan
34°

